



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Nacido en Cuba. Made in the U.S.A.“: Exil und  
Identität in kubanoamerikanischer Prosa nach 1990

Verfasser

Hermann Christian Sileitsch

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 30. Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 393

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Vergleichende Literaturwissenschaft

Betreuer:

Ao. Prof. Dr. Norbert Bachleitner

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	4
1. Grundlegendes zu einer Theorie der Exilliteratur .....	10
1.1. Die Begriffe Exil und Migration .....	13
1.2. Migration und Identität .....	21
1.3. Bausteine des „Exilbewusstseins“ .....	30
1.3.1. Gedächtnis und Individuum .....	32
1.3.2. Herkunft und Familie .....	33
1.3.3. Ritual und soziales Umfeld .....	36
1.3.4. Sprache und Nation .....	37
2. Little Havanna: Kubanisches Leben in den Vereinigten Staaten .....	44
2.1. Abriss der Migrationsgeschichte .....	44
2.2. Miami, Florida: Politik und Leben im „Exil-Kuba“ .....	50
3. Kubanische Literatur in den Vereinigten Staaten .....	54
3.1. Entwicklungsstadien kubanischer Exilliteratur nach 1959 .....	54
3.2. Cuban-American Literature seit 1990 .....	62
3.2.1. Cristina García .....	70
3.2.2. Gustavo Pérez Firmat .....	72
3.2.3. Carlos Eire .....	73
3.2.4. Ivonne Lamazares .....	73
3.2.5. Achy Obejas .....	74
3.2.6. Ana Menéndez .....	75



**Emigranten-Schicksal:  
Die Fremde ist nicht  
Heimat geworden.  
Aber die Heimat  
Fremde.**

Alfred Polgar, „Kleine Schriften“

## **Einleitung**

Die kubanische Literatur präsentiert sich nicht erst seit der kubanischen Revolution als zweigeteiltes Feld: Schon während der Zeit des Unabhängigkeitskampfes gegen die spanische Kolonialmacht gliedert sie sich in zwei „Meta-Erzählungen über die Insel“<sup>1</sup> – in jene Literatur, die auf Kuba selbst entsteht, und die Exilliteratur. Der Umsturz des Jahres 1959 schafft für die Entstehung dieser Literatur allerdings besondere Voraussetzungen. In dieser Arbeit sollen Erzähltexte analysiert werden, die von Autorinnen oder Autoren kubanischer Abstammung auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten nach 1990 verfasst und publiziert wurden. Bereits die Frage, ob diese Texte zu einer extensiv verstandenen kubanischen oder aber zur US-amerikanischen Literaturgeschichte zu zählen sind, versinnbildlicht die bipolare Orientierung dieser Prosaschriften.

Im Zitat „Nacido en Cuba, *Made in the U.S.A.*“<sup>2</sup> aus der Autobiographie von Gustavo Pérez Firmat kommt die ambivalente Lebenssituation all jener kubanischen Exilanten zum Ausdruck, die noch auf Kuba geboren, jedoch in Nordamerika maßgeblich sozialisiert wurden. Unsere These ist, dass diese Sonderstellung nicht ohne Auswirkung auf die Literatur bleibt. Die leitende Fragestellung in dieser Arbeit wird sein, ob und wie sich die besonderen Lebensumstände dieser Autorengeneration in den Texten ausdrücken. Dabei besteht natürlich die Gefahr, dass soziologische und biographische Einzelheiten die Deutungshoheit erlangen und ästhetische Kriterien in den Hintergrund drängen<sup>3</sup>: Um diesen Trugschluss zu vermeiden, der Autor und Werkinterpretation gleichsetzt, soll zunächst nach dem überindividuellen

---

<sup>1</sup> Michael Zeuske: *Insel der Extreme. Kuba im 20. Jahrhundert*. Zürich: Rotpunktverlag 2000, S. 8 (Quellen werden bei weiteren Vorkommen zitiert wie folgt: Autor: Titel, Seitenzahl).

<sup>2</sup> Gustavo Pérez Firmat: *El año que viene estamos en Cuba*. Houston: Arte Público Press 1997, S. iii (Prólogo).

<sup>3</sup> So kritisiert beispielsweise Maya Socolovsky gängige Kategorisierungen von kubanoamerikanischen Autorinnen und Autoren. Vgl. Maya Socolovsky: *Cuba Interrupted: The Loss of Center and Story in Ana Menéndez's Collection *In Cuba I Was a German Shepherd**. In: *Critique*. Bd. 46 (2005) Nr. 3, S. 235-251. Hier: 236-237.

Erfahrungssubstrat dieser Generation geforscht werden – und erst in einem zweiten Schritt die Frage gestellt werden, ob und wie dieses formal oder thematisch in den Texten zum Ausdruck kommt. Schließlich steht außer Frage, dass auch und gerade in fiktiven Texten Lebensrealitäten künstlerisch verarbeitet werden. Die wesentlichen Fragen sind demnach:

- Wie können die Generationen exilkubanischer Autoren auf dem Gebiet der USA schlüssig von einander abgegrenzt werden?
- Welche Besonderheiten bestimmen das Leben dieser Autorinnen und Autoren?
- Werden diese Lebensumstände in den Texten thematisiert – und wenn ja, wie?
- Welche Rückschlüsse lassen sich aus der Analyse für die weitere Entwicklung dieser literarischen Tradition ziehen?

Vorausgeschickt sei hierbei, dass für uns bei der Einordnung der Autorinnen und Autoren als „Cuban-Americans“ primär das Selbstverständnis entscheidend ist und nicht so sehr die Umstände oder Gründe, die zu ihrem Exil führen: Dies würde nämlich nach einer stärkeren biographischen und vor allem auch historisch-politischen Differenzierung verlangen, als hier angestrebt ist. Vielmehr sollen die sozialgeschichtlichen Bedingungen, unter denen diese Generation von Autorinnen und Autoren lebt, schreibt und publiziert im Vordergrund stehen – ebenso wie der Niederschlag, den die Themenkreise Exil, Emigration und kulturelle Identität in den Erzähltexten finden.

Für den Beobachtungszeitraum nach 1990 gibt es rezeptionsgeschichtliche, sozialpolitische und literaturhistorische Argumente. Anders als andere Latinoautorinnen und -autoren stoßen Cuban-Americans bis etwa 1990 im amerikanischen Buchmarkt kaum auf Interesse.<sup>4</sup> Das ändert sich rasch, als in den Neunzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts in den USA und in Europa ein wahrer Kuba-Boom einsetzt. Diese „Kubanitis“<sup>5</sup> begünstigt Veröffentlichungen kubanoamerikanischer Autoren in besonderem Maß. Ein klares Indiz für dieses steigende Interesse ist die Zahl der Publikationen: Bowker's Global Books in Print weist für den Zeitraum von 1990 bis 1999 immerhin 61 literarische Werke aus, die

---

<sup>4</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona. Charlottesville, London: University Press of Virginia 1998, S. 63.

<sup>5</sup> Michael Zeuske: Insel der Extreme, S. 303.

in den USA veröffentlicht wurden und einen Kubabezug im Titel haben.<sup>6</sup> Zum Vergleich: Zwischen 1970 und 1979 galt dies nur für neun, in den Achtzigerjahren für 15 Titel. Die Anzahl von 198 Werken in den Jahren 2000 bis 2008 zeigt das weiterhin rasant wachsende Interesse. Gerade in Europa wurde die Kubamanie durch außerliterarische Phänomene breitenwirksam verstärkt – nämlich durch die vom US-amerikanischen Musiker und Produzenten Ry Cooder initiierte Audioaufnahme *Buena Vista Social Club* (1997), den gleichnamigen Film des deutschen Regisseurs Wim Wenders (1999) sowie die darauf folgenden Konzertreisen von alten Son-Cubano-Musikern wie Compay Segundo, Ibrahim Ferrer, Omara Portuondo oder Rubén González.

Sozialgeschichtlich-politisch stellen diese Jahre für Kuba eine existenzielle Zäsur dar: Der Fall der Berliner Mauer im November 1989 und in weiterer Folge der Zerfall der Sowjetunion stürzen die Insel in ihre schwerste ökonomische Krise seit der Revolution. Kuba verliert durch diesen welthistorischen Umbruch die wichtigsten Handelspartner im Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW oder COMECON) und ist gezwungen, einen ökonomischen Ausnahmezustand in Friedenszeiten auszurufen, den „período especial en época de paz“. Laut Jesus Díaz belief sich die sowjetische Hilfe, die Kuba zuvor erhalten hatte, auf „bis zu fünf Milliarden Dollar jährlich während mehr als drei Jahrzehnten“<sup>7</sup>. Für das Jahr 1992 hingegen beziffert der Historiker Michael Zeuske die Kuba-Hilfe der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS) mit 65 Millionen US-Dollar: Dies waren nur noch sechs Prozent des Vorjahreswertes, die Erdöllieferungen sanken von 13 auf vier Millionen Tonnen.<sup>8</sup> Das US-Handelsembargo verschärft die Wirtschaftskrise zusätzlich. Fidel Castro ist genötigt, das Land für andere ausländische Investoren zu öffnen. Zugleich wird jedoch die innenpolitische Abschottung prolongiert: Ein Doppelspiel, das nicht aufgehen konnte, ohne neue Formen sozialer Apartheid zu schaffen und damit die Ideale der Revolution zu verraten. Selbst Miriam Lang, Herausgeberin eines ideologisch deutlich links orientierten Essay-Sammelbandes mit dem Titel *Salsa Cubana – Tanz der*

---

<sup>6</sup> Vgl. Bowker's Global Books in Print 2008. Online-Datenbank. Die Abfragekriterien lauteten: Alle Buchveröffentlichungen (nur „Fiction“) in den USA, die eines der Schlüsselwörter (Havana, Habana, Castro, Cuba, cuban) im Titel führen (Mehrfachzählungen möglich).

<sup>7</sup> Jesus Díaz: Sozialismus oder Tod. In: Der Spiegel, 14. Juni 1993 (Online-Archiv).

<sup>8</sup> Michael Zeuske: Insel der Extreme, S. 246.

*Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Kuba* räumt ein, dass „[...] die Wirtschaftskrise der 90er-Jahre und vor allem die Einführung des Dollar als Zweitwährung 1993 die sozialen Verhältnisse auf den Kopf gestellt“ habe.<sup>9</sup> Innerhalb des vermeintlich klassenlosen Systems entsteht de facto eine Zwei-Klassen-Gesellschaft – abhängig davon, ob die Menschen an der Dollarökonomie des Tourismus teilhaben können oder nicht. Kubanische Akademiker wie Hochschullehrer oder Rechtsanwälte seien gezwungen, sich Jobs als Kofferträger oder Taxifahrer zu suchen, um am touristischen Devisenfluss zu partizipieren, stellt Lang fest.<sup>10</sup> Der Schwarzmarkt wird zu einem den Alltag bestimmenden Wirtschaftsfaktor. Mit dem Massentourismus kehren somit jene Phänomene zurück, deren Beseitigung sich die Revolution 1959 mit dem Umsturz des Batista-Regimes auf ihre Fahnen geheftet hatte: Glücksspiel, Drogen, Prostitution. Ökonomisch wird Kuba immer stärker abhängig von den Geldüberweisungen, die Auslandskubaner an ihre Angehörigen auf der Insel richten.<sup>11</sup> Diese Krise und ihre Auswirkungen auf die Lebensrealität der Menschen führen zu einem neuerlichen Exodus in Richtung der USA und finden Niederschlag in der Literatur.

Schließlich bedeutet das Jahr 1990 mit dem Tod von Reinaldo Arenas eine Zäsur innerhalb der exilkubanischen Literatur. Für viele verkörpert sein Leben und Werk prototypisch das eines vom Castro-Regime verfolgten Dissidenten. Er ist nicht nur das deklarierte Vorbild jüngerer Autorinnen und Autoren wie Ana Menéndez<sup>12</sup> oder Achy Obejas<sup>13</sup>, sondern steht für einen Wendepunkt: Wie Obejas betont, sei Arenas „a Cuban writer, not a Cuban-American writer.“<sup>14</sup> Mit seiner 1992 postum erschienenen Autobiographie *Antes que anochezca* kündigt sich jedoch bereits ein Generationenwechsel an. Isabel Álvarez Borland sieht Arenas als einen „[...]

---

<sup>9</sup> Miriam Lang (Hrsg.): *Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Kuba*. Hamburg: KKV konkret 2004, S. 8.

<sup>10</sup> Vgl. Miriam Lang (Hrsg.): *Salsa Cubana*, S. 24.

<sup>11</sup> Pedro Monreal: *Migration und Überweisungen: Anmerkungen zum Fall Kuba*. In: Karin Gabbert, Wolfgang Gabbert, Bert Hoffmann u.a. (Hrsg.): *Migrationen*. Bad Honnef: Horlemann 1999, S. 73-96.

<sup>12</sup> Vgl. Ana Menéndez: [Ohne Titel.] Online-Interview von bookreporter.com.

URL: [www.bookreporter.com/authors/au-menendez-ana.asp](http://www.bookreporter.com/authors/au-menendez-ana.asp) (25. April 2005).

<sup>13</sup> Obejas war mit Arenas befreundet, sie widmete ihm ihren ersten Roman. Achy Obejas: *Memory Mambo*. Pittsburgh: Cleis Press 1996, S. 6. Vgl. Greg Shapiro: *Dateline Emerald City*, Interview mit Achy Obejas. In: *Lambda Book Report*. Bd. 10 (2001), Nr. 2, S. 10.

<sup>14</sup> Jorjet Harper: *Dancing to a Different Beat, an Interview with Achy Obejas*. URL: [www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy](http://www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy) (11. Juni 2005). [Zugleich: *Lambda Book Report: A Review of Contemporary Gay and Lesbian Literature*, Nr. 5/3 (1996)].

writer who bridges the concerns of the first exiles and those of the second generation.“<sup>15</sup> Diese Arbeit wird versuchen, diese Entwicklung von einer exilkubanischen Literatur zu einer nicht mehr kubanischen, aber noch nicht amerikanischen Literatur im Zeitraum nach 1990 anhand einiger Prosatexte nachzuvollziehen. Im englischen Sprachgebrauch wird dieser Übergang mit drei Vokabeln beschrieben: Je nach dem Grad der Annäherung an die US-Kultur werden die Bezeichnungen Cuban in America, Cuban American oder (für die so genannten „hyphenated ethnic Americans“<sup>16</sup>) Cuban-American verwendet. Es ist schwierig, diese Nuancen ins Deutsche zu übertragen. Wir wollen deshalb als Übertragung von „Cuban-American“ die Prägung „kubanoamerikanisch“ verwenden: Diese Analogiebildung zu „iberoamerikanisch“ bringt besser als das holprige Adjektiv „kubanisch-amerikanisch“ zum Ausdruck, dass hier nicht einfach zwei kulturelle Einflusssphären zusammengezwungen werden, sondern eine genuine Tradition erwächst.<sup>17</sup>

Zunächst unternimmt jedoch das **erste Kapitel** den Versuch, eine Basis für unser Verständnis von Exilliteratur zu entwickeln. Neben einer praktikablen Definition soll der Themenkomplex Exil in Zusammenhang mit der Identitätsproblematik erfasst und somit ein methodischer Boden für die später folgenden Textanalysen bereitet werden. Modellhaft werden dabei vier Ebenen oder „Bausteine“ definiert, die das Fundament für die Identität des Exilbewusstseins bilden.

Im **zweiten Kapitel** folgt ein auf einige wenige Stationen beschränkter Abriss der Migrationsgeschichte zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten. Die Geschichte der Auswanderung ist von Bedeutung, weil sie den realhistorischen Rahmen für die Lebensumstände der Autorinnen und Autoren und für einige der

---

<sup>15</sup> Isabel Álvarez Borland: Cuban-American literature of exile: from person to persona, S. 46.

<sup>16</sup> Eliana S. Rivero: (Re)Writing Sugarcane Memories: Cuban Americans and Literature. In: Fernando Alegría, Jorge Ruffinelli (Hrsg.): Paradise Lost or Gained? The Literature of Hispanic Exile. Houston: Arte Publico Press 1990, S. 164-182. Hier: S. 176.

<sup>17</sup> Margarethe Herzog verwendet häufiger als kubanoamerikanisch den Begriff „kubamerikanisch“, der die Integration sprachlich auf die Spitze treibt. Vgl. Margarethe Herzog: Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003.

Romane bildet. Die besondere Bedeutung der Region Florida/Miami wird in einem Unterkapitel skizziert.

Das **dritte Kapitel** versucht die Autorinnen und Autoren in Bezug auf vorangegangene Generationen und mögliche nachfolgende Entwicklungen zu verorten. Dazu ist es nötig, kurz die bisherigen Entwicklungsstadien kubanischer Exilliteratur in den Vereinigten Staaten anzureißen.

Das **vierte Kapitel** untersucht, wie sich die Themenkomplexe Exil und Identität in neun ausgewählten Erzähltexten von „Cuban-Americans“ niederschlagen. Exilliteratur bezieht immer eine Position zwischen zwei Kulturkreisen. Allerdings unterscheiden sich die Lebensumstände von Exilautoren der ersten Generation von jenen späterer Generationen. Unsere Hypothese lautet, dass dies nicht ohne Einfluss auf die Literatur bleibt: Die erste Exilgeneration ist in ihrer kulturellen Herkunft gefestigt und orientiert sich an ihren mitgebrachten Wertvorstellungen; meist in Form klar strukturierter Gegensätze. Bei den späteren Generationen lässt die Simultaneität von mehreren kulturellen Einflüssen komplexere Formen der Identitätsausbildung vermuten. Dieses Kapitel versucht, diese in den Romanen zu identifizieren.

**Kapitel fünf** erörtert, inwiefern die Erkenntnisse aus den Romananalysen mit dem davor beschriebenen Bausteinmodell des Exilbewusstseins in Einklang zu bringen sind. Wie sich zeigt, können zentrale Topoi der kubanoamerikanischen Literatur nach 1990 als Kombinationen der darin beschriebenen Aktionsmuster und Kategorien erfasst werden. Die abschließende Conclusio wird versuchen, die eingangs formulierten Fragestellungen zu beantworten.

## 1. Grundlegendes zu einer Theorie der Exilliteratur

Exilliteratur ist ein Thema von drängender Aktualität: Migration und Heimatverlust scheinen zu einer paradigmatischen Erfahrung in der globalisierten Welt zu werden. Homi Bhabha verweist auf den UNESCO-Report, der im Minderheitenstatus Dimensionen eines globalen Daseins erkennen lässt: Während der letzten zwei Dekaden hätten mehr Menschen denn je jenseits oder zwischen nationalstaatlichen Grenzen gelebt – nach zurückhaltender Einschätzung 40 Millionen Gastarbeiter, 20 Millionen Flüchtlinge sowie 20 bis 25 Millionen durch Hunger oder Bürgerkriege Vertriebene.<sup>18</sup>

Ende 2007 wurde laut Angaben des United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR) die Zahl der Menschen, die weltweit gewaltsam aus ihrer Heimat vertrieben wurden, auf 67 Millionen geschätzt – darunter 16 Millionen Flüchtlinge, 26 Millionen Menschen, die aufgrund von bewaffneten Auseinandersetzungen und 25 Millionen, die infolge von Naturkatastrophen innerhalb nationalstaatlicher Grenzen aus ihrem Wohnort vertrieben wurden. Dazu kämen noch 12 Millionen Staatenlose.<sup>19</sup>

Mit der Gegenwart von Immigranten innerhalb der Metropolen erhält die Metapher von der globalisierten Welt ein menschliches, dabei aber leider allzu oft auch menschenunwürdiges Gesicht. Kommunikation, Warenverkehr und Geldströme flottieren nahezu ungehindert durch Zeit und Raum. Nicht jeder Mensch kann mit dieser Beschleunigung Schritt halten. Fragen der Zugehörigkeit, der Identität oder – altertümlich formuliert – des Heimatbezuges werden dadurch umso dringlicher. So schreibt die an der Universität Washington und am Bryn Mawr College lehrende Germanistin und Komparatistin Azade Seyhan folgerichtig, ihre Untersuchung sei eine „[...] investigation of stories and histories that recuperate losses incurred in migration, dislocation, and translation, those deeply felt signs and markers of our age.“<sup>20</sup> Erzwungene wie freiwillige Migration seien ein fixer

---

<sup>18</sup> Vgl. das Vorwort zur 2004 erschienenen Neuauflage von Homi Bhabha: *The Location of Culture*. London, New York: Routledge Classics 2004, S. xxi.

<sup>19</sup> UNHCR: 2007 Global Trends: Refugees, Asylum-seekers, Returnees, Internally Displaced and Stateless Persons. (Juni 2008), [www.unhcr.org](http://www.unhcr.org) (Eingesehen 10. Oktober 2008), S. 1-21. Hier: S. 2.

<sup>20</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*. Princeton, Oxford: Princeton University Press 2001, S. 4.

Bestandteil der postindustriellen, postkolonialen Erfahrungswelt. Auch wenn Migrationsphänomene durch diese Allgegenwart einen überindividuellen, fast universellen Geltungsanspruch erhalten: Migration und Exil sind dennoch nie zur Gänze von politisch-sozialen Zeitumständen ablösbar.

In den letzten beiden Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts wurde der Exilliteratur verstärkt Aufmerksamkeit gewidmet, wofür zum Teil die Richtung des Postcolonialism oder der Postcolonial Studies verantwortlich ist. Diese reklamiert mit dezidiert politischer wie historischer (und gegen den Eurozentrismus gerichteter) Perspektive ein Beschäftigungsgebiet für sich, das seit jeher das Terrain der Comparative Literature ausmacht. Das könnte dazu verleiten, der Vergleichenden Literaturwissenschaft und dem Postkolonialismus zum Thema Exilliteratur diametrale Zugänge zu unterstellen – nämlich jeweils als Beschäftigung mit Grenzgängen und Grenzüberschreitungen von Literaturen, nur im einen Fall vom Zentrum, im anderen vom Rand her gedacht. Diese simple Sichtweise würde freilich die ältere Disziplin unter den Generalverdacht des „kolonialistischen“ Denkens stellen. Vielmehr kann man Emily Apter in dem Punkt zustimmen, dass „[...] comparative literature’s very disciplinarity has been and continues to be grounded in exilic consciousness.“<sup>21</sup> Dies trifft nicht nur deshalb zu, weil im Exil schreibende Wissenschaftler wie René Wellek die Anfänge der Disziplin geprägt haben: Die Exilsituation und das Exilbewusstsein sind Konstanten im Feld der Komparatistik und könnten als Paradigmata für die Ontologie der Disziplin dienen, wie Azade Seyhan herausstreicht.<sup>22</sup> Der Postkolonialismus kann freilich Wertvolles zur komparatistischen Analyse von Exilliteraturen betragen, weil er – im Unterschied zu poststrukturalistischen Ansätzen – nicht vergisst, dass die Exilidentität sich stets im Konflikt mit historisch-politischen Umständen herausbildet und mithin nicht als ein von der realen Welt Abgetrenntes betrachtet werden kann.

---

<sup>21</sup> Emily Apter: *Comparative Exile. Competing Margins in the History of Comparative Literature*. In: Charles Bernheimer (Hrsg.): *Comparative Literature in the Age of Multiculturalism*. Baltimore, London: Johns Hopkins University Press 1995, S. 86-96. Hier: S. 94.

<sup>22</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*. Princeton, Oxford: Princeton University Press 2001, S. 4.

Der deutschsprachige Raum verlangt nach einer gesonderten Betrachtung. In Österreich wurde die Exilforschung, wie Erika Weinzierl feststellte, überhaupt erst in den 1970er-Jahren begonnen; ausgehend von einem Symposium, das 1975 vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur veranstaltet wurde. Eine inhaltliche Ausweitung auf das Exil im Allgemeinen sei diesem Symposium aufgrund politischer Auseinandersetzungen versagt geblieben, weshalb es schließlich thematisch auf Österreich beschränkt blieb.<sup>23</sup> In den deutschsprachigen Ländern steht Exilliteratur fast synonym für die Literatur jener Autoren, die vor dem Nationalsozialismus flohen. Zwar beansprucht die zeitliche Eingrenzung mit den Eckdaten 1933 und 1945 keine Allgemeingültigkeit, der Hauptfokus der Beschäftigung mit dem Thema Exil liegt aber eindeutig auf dem Zeitraum der nationalsozialistischen Diktatur und Vernichtungsherrschaft.<sup>24</sup> Dies ist wohl auch der Grund, warum die theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Exilliteratur im deutschsprachigen Raum bis in die Gegenwart eher eine Ausnahme blieb: Es dominieren Autorenbiographien und Textanalysen.

Es fällt somit auf, dass die deutsche Literaturwissenschaft nicht nur unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer selbst gewählten Methodenbeschränkung reagierte: Damals lag der Fokus auf der weitgehend ideologiefreien werkimmanenten Methode, womit die Germanistik ihre Mitschuld an der Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus hinter sich lassen wollte. Womöglich kontroversielle biographische, geistes- und sozialgeschichtliche Einflüsse wurden deshalb ausgeblendet. Diesem Manko begegnet mehr als ein halbes Jahrhundert danach die literaturwissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit mit einer neuerlichen Methodenbeschränkung, die allerdings nachvollziehbar ist: Die Erforschung jener Exilliteratur, die während des Nationalsozialismus entstand, kann klarerweise nicht losgelöst von den politisch-geschichtlichen Zeit-

---

<sup>23</sup> Erika Weinzierl: Gesellschaftliche Perspektiven der Exilforschung. In: Sandra Wiesinger-Stock, Erika Weinzierl, Konstantin Kaiser (Hrsg.): Vom Weggehen. Zum Exil von Kunst und Wissenschaft. Wien: Mandelbaum Verlag 2006, S. 30-33. Hier: S. 30. Zugleich: Exilforschung heute, Band 1.

<sup>24</sup> Vgl. dazu: Konrad Feilchenfeldt: Exilliteratur. In: Walther Killy (Hrsg.): Literaturlexikon. Berlin: Directmedia 1998, CD-Rom (Digitale Bibliothek Band 9), S. 24259-24279 (Bildschirmseiten). Hier: S. 24261.

umständen Deutschlands und Österreichs betrachtet werden. Eine ausschließlich theoretische Auseinandersetzung mit Exilliteratur würde es jedoch erfordern, von den historischen Fakten zu abstrahieren und grundlegende Rahmenbedingungen für Exilsituationen zu formulieren. Ist es möglich, die Literatur des NS-Exils losgelöst vom Dritten Reich zu betrachten? Ließe sich die Literatur, die nach 1933 entstand, bruchlos in den Kontext einer allgemeinen Theorie der Exilliteratur stellen? Die Fragen lassen sich kaum anders als mit „Nein“ beantworten, was die Probleme andeutet, die eine theoretische Abhandlung zum Exil im Nationalsozialismus unweigerlich bergen würde. Der Theoretiker liefe Gefahr, sich dem Vorwurf des historischen Relativismus' auszusetzen. Es ist offenkundig unmöglich, inkommensurable Zeitumstände wie jene des Dritten Reiches oder der kubanischen Gegenwart in einer einzigen und homogenen Theorie der Exilliteratur zu umfassen. Konsequenterweise sollte deshalb in einem allgemeinen Kontext nur von „Exilliteraturen“ – in der Mehrzahl – die Rede sein. Aus Gründen der Verständlichkeit werden wir darauf in dieser Arbeit verzichten; der Vorbehalt wird ungeachtet dessen mitgedacht.

### **1.1. Die Begriffe Exil und Migration**

Die thematische Dominanz der Zeit des Nationalsozialismus in der deutschsprachigen Exilforschung hatte neben dem Theoriedefizit noch eine weitere Auswirkung: Sie beförderte einen Exilbegriff, der sich deutlich vom Sprachgebrauch im angelsächsischen Raum unterscheidet. Als Beispiel sei der 1927 in Wiener Neustadt geborene Germanist und Exilforscher **Joseph P. Strelka** genannt, der beide Seiten kennt und repräsentiert: Er lehrte an mehreren amerikanischen Universitäten und versuchte sich an einer Theoriebildung zur Exilliteratur. In seinem Band *Exilliteratur: Grundprobleme der Theorie, Aspekte der Geschichte und Kritik* erhebt Strelka den Anspruch, nicht nur die deutsche Exilliteratur seit 1933 zu untersuchen, sondern sich der „[...] Erfassung spezifischer Eigenheiten der Exilliteratur, die sich von nicht im Exil geschriebener

Literatur unterscheiden [...]“<sup>25</sup> zu widmen. Nichtsdestoweniger bleibt sein Ansatz auf deutsche Exilliteratur beschränkt und ganz auf die Bedingungen des NS-Exils ausgerichtet.

In einem späteren Essay aus dem Jahr 2003 besteht Strelka darauf, „echtes Exil“ von „Pseudoexil“ anhand „objektiver Kriterien“ zu unterscheiden. Für das echte Exil sei es notwendig, „[...] dass ein Autor aus einem unfreien, totalitären Staat in einen freien Staat flieht [...]“<sup>26</sup> Schon dieser Satz macht deutlich, dass die vermeintlich objektive Unterscheidung letztlich auf einer ideologischen Zuordnung beruht. Strelka ist jedoch überzeugt, dass

[...] eine der notwendigen Voraussetzungen für das wirklich echte Exil auf der Wahrheit beruht. Was wiederum bedeutet, dass so manche kommunistischen Exilautoren, die aus dem Reich Hitlers flohen und lediglich die braune durch eine rote Diktatur ersetzt wissen wollten, im Grunde auch keine Vertreter eines echten Exils waren.<sup>27</sup>

Strelka kritisiert mit stellenweise überschießender Polemik, dass „[...] der Begriff des Exils an sich mit einer Art Gloriole umgeben worden [...]“ sei und ideologisch-wertend, nämlich als Auszeichnung, verwendet werde.<sup>28</sup> Er lässt jedoch seinerseits keinen Zweifel daran, souverän über diese Wahrheit zu verfügen, die „echtes“ oder „unechtes“ Exil definiert. Interessanterweise gelangt aber auch Strelka trotz dieser Betonung der politischen Zwänge und seines Beharrens auf einen engen, „intensiven“ Exilbegriff, andernorts zur Feststellung:

[Exilliteratur] zielt genau so wie alle übrige Literatur auf allgemein Menschliches, und der Umstand, daß sie unter besonderen Erschwernissen und Krisen der Exilsituation geschaffen wird, bedeutet äußerstenfalls eine oft weitgehende, vielleicht selbst radikalere Verdeutlichung der *Conditio Humana*.<sup>29</sup>

Die allgemein-menschliche Dimension in diesem Zitat verweist auf jenen „extensiven“ Exilbegriff, der im englischsprachigen Raum weit verbreitet ist.

---

<sup>25</sup> Joseph P. Strelka: Exilliteratur. Grundprobleme der Theorie, Aspekte der Geschichte und Kritik. Bern, Frankfurt, New York: Peter Lang 1983, S. 7.

<sup>26</sup> Joseph P. Strelka: Exil und Pseudoexil: ein modisches Phänomen. In: Joseph P. Strelka: Exil, Gegenexil und Pseudoexil in der Literatur. Tübingen, Basel: Francke Verlag 2003, S. 157-168. Hier: S. 161.

<sup>27</sup> Joseph P. Strelka: Exil und Pseudoexil, S. 158.

<sup>28</sup> Joseph P. Strelka: Exil und Pseudoexil, S. 160.

<sup>29</sup> Joseph P. Strelka: Exilliteratur, S. 53.

Der Exilbegriff von **Azade Seyhan** ist völlig konträr zu Strelkas Auslegung. Sie erklärt, dass ihre Betonung auf der Freiwilligkeit des Exils liege: „Therefore, I prefer the terms diasporic, exilic (the stress here is on voluntary not forced), or transnational literature, except in the case of texts that represent a conscious ethnic allegiance.“<sup>30</sup> Bei Seyhan wird die Exilsituation als existenziell-kritische (und mithin hochgradig subjektive) Erfahrung betrachtet; ein Konzept, das der Theoriebildung ungleich leichter zugänglich ist. Dennoch lässt sich ein Rest des vorhin genannten Vorbehaltes gegenüber der Theorie auch bei Seyhan noch entdecken: „Ultimately, every theory of postcolonial, transnational, or diasporic literature and art is most convincingly articulated and performed by works of literature and art themselves.“<sup>31</sup>

Einer Abhandlung zur Exilliteratur drohen somit zwei Gefahren: Ein Thema, das von historischen und politischen Kontexten geprägt ist und kulturelle Differenz in feinen Nuancen transportiert, sperrt sich offenkundig dagegen, in ein abstraktes Konzeptkorsett gepresst zu werden. Die Theorie des Exils, wie sie Azade Seyhan versteht, führt zudem unweigerlich zu Überschneidungen mit jenen Formen von Identitätskrisen, welche die Literatur der Moderne und Postmoderne generell kennzeichnen. Um nicht ins Allgemein-Beliebige abzudriften, soll in dieser Arbeit deshalb ein genauerer Blick auf die sozialen und politischen Bedingungen des kubanischen Exils und der kubanoamerikanischen Autoren geworfen werden.

Literatur, die außerhalb ihrer ursprünglichen Sprachräume und Herkunftsstaaten entsteht, wird heute unter einer Vielzahl von Bezeichnungen gehandelt, was eine knappe Begriffsklärung unumgänglich macht: Der Terminus Exil ist aus dem Lateinischen entlehnt, leitet sich von *ex(s)ilium*, -i her und bedeutet eine dauerhafte, erzwungene Abwesenheit vom Heimatort oder –land oder auch eine offizielle Verbannung oder Ausweisung. Metonymisch steht das Wort oft auch für den Verbannungsort, die Zufluchtsstätte.<sup>32</sup> Das Wort setzt sich aus dem Präfix *ex-* und einer Ableitung von entweder *solum*, -i (*Boden, Grund, Land*) oder *solus*, -i

---

<sup>30</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*, S. 11.

<sup>31</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*, S. 7.

<sup>32</sup> Vgl. Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin, New York: De Gruyter 1999, S. 239. Siehe auch: Magda Stroińska, Vittorina Cecchetto: *Exile, language and identity: An introduction*. In: Magda Stroińska, Vittorina Cecchetto (Hrsg.): *Exile, language and identity*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, S. 13-16. Hier: S. 13.

(*allein, einsam, verlassen*) zusammen.<sup>33</sup> Mit *ex(s)ul, -lis* wird der Status des Landesflüchtigen, Verbannten oder des Landes Verwiesenen bezeichnet. Der Begriff *Exulant* ist im Deutschen kaum noch anzutreffen und wird meist vom geläufigeren Wort *Exilant* abgelöst. Der Terminus *Exil* konnotiert heute primär politisch-ideologische Begleitumstände. Als Kriterien nennt die Berliner Dozentin **Alfrun Kliems**

[...] staatliche Verfolgung, künstlerische Unterdrückung im Namen einer Ideologie, persönliche Diskriminierung, Haft, Haftandrohung, Schreibverbot und Zensur, aber auch das anhaltende Bewusstsein der ungewollten Ausgliederung und der nicht aufgegebene Vorsatz, in die Heimat zurückzukehren.<sup>34</sup>

Wie das anhaltend repressive Vorgehen des Castro-Regimes gegenüber Dissidenten beweist, treffen die erstgenannten Kriterien für kubanische Exilanten zweifellos zu. Ob die beiden letztgenannten Punkte, das Bewusstsein der Ausgliederung und die Rückkehr in die Heimat, auch für die kubanoamerikanische Generation noch Geltung besitzen, wird im Laufe der Arbeit zu hinterfragen sein: Für die erste kubanische Generation in den USA ist auch nach 50 Jahren im Exil die Rückkehr noch ein wichtiges Ziel. Das muss aber nicht bedeuten, dass die Heimkehr für die in den Vereinigten Staaten sozialisierten so genannten „Kinder des Exils“<sup>35</sup> ebenso großen Stellenwert besitzt. Gustavo Pérez Firmat etwa betont, er sei als Exilant – im Unterschied zu einem Immigranten – in das Gastland mit der klaren Intention gekommen, so früh als möglich in seine Heimat zurückzukehren. Fast fünfzig Jahre später sei er sich freilich dessen bewusst, dass dies einem zweiten Exil gleichkäme.<sup>36</sup>

Weitere Begriffe wie *Migration, Immigration, Emigration* oder *Emigrant* gehen auf das lateinische Verbum *migrare* („wandern“) zurück.<sup>37</sup> Das Wort verweist somit nicht wie das *Exil* auf den Boden und das Land der Abstammung, sondern betont

---

<sup>33</sup> Wahrig Herkunftswörterbuch. Gütersloh: Wissen Media Verlag 2002, S. 189.

<sup>34</sup> Alfrun Kliems: *Migration – Exil – Postkolonialismus?*, S. 288.

<sup>35</sup> Vgl. Frauke Gewecke: *Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)*. In: Ottmar Ette, Martin Franzbach (Hrsg.): *Kuba heute: Politik, Wirtschaft, Kultur*. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2001, S. 551-616. S. 553.

<sup>36</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming-of-Age in America*. Houston: Arte Público Press 2005, S. xviii (Prologue).

<sup>37</sup> Vgl. Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, S. 219.

die Bewegung. Eine mancherorts getroffene Differenzierung von **Exil** und **Emigration** zielt auf die Zwanghaftigkeit der Situation ab: Exil wäre demnach das fremdbestimmte, Emigration hingegen das selbst gewählte Verlassen der Heimat. Diese Unterscheidung ist jedoch in der Wortherkunft nicht angelegt und wirkt fragwürdig, da es in totalitären Regimes praktisch unmöglich ist, die Grenze zwischen dem freiwilligen oder erzwungenen Weg ins Exil zu ziehen. Zudem wurde die Bezeichnung „Emigranten“ auch in der Propagandasprache der Nationalsozialisten verwendet.<sup>38</sup> Der Begriff Emigration impliziere „[...] nicht nur eine ‚Fiktion von Mindest- oder Pseudofreiwilligkeit‘, sondern auch einen eher durch persönliche oder wirtschaftliche Erwägungen motivierten Schritt“<sup>39</sup>, führt Kliems aus. Sie zitiert an dieser Stelle **Hilde Domin**, deren Formulierung „Fiktion von Mindest- oder Pseudofreiwilligkeit“<sup>40</sup> eine doppelte Distanzierung aufweist: So impliziere der Begriff Emigration keine Freiwilligkeit, nicht einmal die *Fiktion* von Freiwilligkeit, sondern nur eine *Fiktion* von *Mindest-* oder *Pseudofreiwilligkeit*. Die Formulierung deutet somit auf ein Moment der Selbsttäuschung hin, betont aber allem die oktroyierte Außensicht einer Öffentlichkeit, die dem Emigranten bestimmte Motive unterstellt. In Hilde Domins Sicht erfolgt auch eine Emigration aus persönlichen oder wirtschaftlichen Erwägungen nicht freiwillig. Interessanterweise übergeht Kliems diesen Einwand, der in dem Zitat formuliert ist, und hält am Unterscheidungskriterium der Freiwilligkeit fest.

**Sophia McClennen** hingegen verwirft diese Voraussetzung und bevorzugt stattdessen mit einigem Recht eine Unterscheidung in politisch („Exil“) oder wirtschaftlich begründetes Verlassen der Heimat („Emigration“).<sup>41</sup> **Edward Said** wiederum unterscheidet „exiles, refugees, expatriates, and émigrés“: Unter „exiles“ versteht er Verbannte, die zu einem stigmatisierten Leben gezwungen sind – das Wort umgebe eine Begriffswolke von Einsamkeit und Spiritualität. „Refugee“ sei hingegen erst im 20. Jahrhundert als politischer Begriff entstanden

---

<sup>38</sup> Konrad Feilchenfeldt: Exilliteratur. In: Walther Killy (Hrsg.): Literaturlexikon, S. 24263.

<sup>39</sup> Alfrun Kliems: Migration – Exil – Postkolonialismus?, S. 288.

<sup>40</sup> Hilde Domin: Gesammelte Essays. Heimat in der Sprache. München 1992. Zitiert nach: Alfrun Kliems: Migration – Exil – Postkolonialismus?, S. 288.

<sup>41</sup> Ihre Monographie widmet sich so unterschiedlichen Exilautoren wie Juan Goytisolo, Ariel Dorfman und Cristina Peri Rossi. Sophia A. McClennen: *The Dialectics of Exile. Nation, Time, Language, and Space in Hispanic Literatures*. West Lafayette: Purdue University Press 2004, S. 15.

und konnotiere zumeist Fluchtbewegungen von Menschenmassen. Mit „expatriates“ meint Said Menschen, die freiwillig in einem fremden Land leben, während jeder ein „émigré“ sei, der in ein neues Land emigriere (ohne verbannt worden zu sein).<sup>42</sup>

**Migration** bündelt als Oberbegriff alle Reisebewegungen, die einen Menschen dauerhaft außerhalb seiner nationalen Landesgrenzen führen. In dieser Beliebigkeit liegt auch die Schwäche, weshalb in der Literatur weiter am Terminus Exil festgehalten wird. Selbst wenn nicht mehr alle Kriterien auf die späteren Generationen von Cuban-Americans zutreffen sollten, ist auch in dieser Arbeit von „Exil“ die Rede – insbesondere, wenn der Fokus auf Kuba als geistige oder kulturelle Heimat gelegt wird, wie zum Beispiel mit dem Begriff „Exilbewusstsein“. An Bedeutung gewonnen hat in den letzten Jahren der (schon zuvor bei Azade Seyhan erwähnte) Begriff **Diaspora**, dessen Verwendung nicht mehr beschränkt ist auf eine allein religiös motivierte Zerstreuung.<sup>43</sup> Losgelöst von der ursprünglichen Worthistorie, die auf die Juden außerhalb Judäas eingeschränkt war<sup>44</sup>, wird das aus dem Griechischen stammende Wort heute meist verwendet, um die Zerstreuung eines ursprünglich an einem Ort konzentrierten Kollektivs zu verdeutlichen. **Gérard Chaliand** und **Jean-Pierre Rageau** schlagen einen Kriterienkatalog<sup>45</sup> vor, wonach Diaspora Folgendes bezeichne:

- Die erzwungene Zerstreuung einer Menschengruppe von einem Zentrum in fremde Regionen.
- Hoher Stellenwert der kollektiven Erinnerung. Diese soll die historischen Umstände der Zerstreuung und das kulturelle, oft religiöse Erbe bewahren.
- Der Wille, durch die Bewahrung und Weitergabe dieses Erbes als Minderheit zu überleben.
- Letztes Kriterium: Ein ausreichend langer Zeitraum, der diesen Überlebenswillen dokumentiert.

---

<sup>42</sup> Edward W. Said: Reflections on Exile. In: E. W. S.: Reflections on Exile and Other Essays. Cambridge: Harvard University Press 2000, S. 173-186. Hier: S. 181.

<sup>43</sup> Das Wahrig Herkunftswörterbuch kennt Diaspora nur in dieser Bedeutung als „Mitglieder und Gemeinden einer Kirche in einem Land mit andersgläubiger Bevölkerung; das Gebiet, in dem diese Minderheit lebt“. Wahrig Herkunftswörterbuch, S. 143.

<sup>44</sup> Griechisch *diaspeírein* für „zerstreuen, ausstreuen“; aus *speírein* „ausstreuen, säen“ und *diá* „durch, auseinander, entzwei“. Vgl. Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, S. 178 und Sophia A. McClennen: The Dialectics of Exile, S. 15.

<sup>45</sup> Gérard Chaliand, Jean Pierre Rageau: The Penguin Atlas of Diasporas. New York: Viking 1995, S. XIV (Vorwort). Zitiert nach: Azade Seyhan: Writing Outside the Nation, S. 11.

Gerade diese Vermittlung eines kulturellen Erbes, gewissermaßen die „Archivfunktion“, ist Azade Seyhan besonders wichtig. Sie nennt das Erzählen von der Diaspora „[...] a conscious effort to transmit a linguistic and cultural heritage that is articulated through acts of personal and collective memory“.<sup>46</sup> **Robin Cohen** fügt diesen vier Faktoren (Zwang, kollektive Erinnerung, Überlebenswille und Fortbestand) noch die Erinnerung an eine singuläre, traumatisierende Erfahrung hinzu, welche die Menschen aneinander bindet.<sup>47</sup> Für die Kubanoamerikaner in den USA ist der Anlass für das singuläre Trauma eindeutig die Revolution zu Jahreswechsel 1958/59. Zwar ist die kollektive Bindung bei der kubanischen Exilgemeinde auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten besonders ausgeprägt, zumal diese Community traditionellerweise geographisch in der Region Florida/Miami konzentriert ist (siehe Kapitel 2.2). Andererseits wäre unter diesem Aspekt der Begriff Diaspora, der eine globale Verstreutheit impliziert, weniger zutreffend; oft wird er allerdings bewusst verwendet, um zu betonen, dass Exilkuba nicht mehr auf den Südosten der USA beschränkt ist. Ein weiteres Argument für die Verwendung des Begriffes erwähnt der kubanische Schriftsteller Ambrosio Fornet: Er bevorzugt den Terminus „Diaspora“ aufgrund seiner „semantic neutrality“, wenn es gelte, politische Implikationen von Begriffen wie Emigration oder Exil zu vermeiden.<sup>48</sup>

Als Grundlage für eine generelle Theorie der Migration nennt Cohen andernorts neun Gegensatzpaare.<sup>49</sup> Ein kohärentes Theoriemodell internationaler Migration ist weiter ausständig, wiewohl von unterschiedlichen Disziplinen hilfreiche Ansätze geschaffen wurden.<sup>50</sup> Verwendet man Cohens Gegensatzpaare als

---

<sup>46</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*, S. 12.

<sup>47</sup> Robin Cohen: *Global Diasporas. An Introduction*. London: University College London Press 1997, S. 23. Zitiert nach: Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*, S. 12.

<sup>48</sup> Ambrosio Fornet: *The Cuban Literary Diaspora and its Contexts: A Glossary*. In: *boundary 2*. Bd. 29 (2002) Nr. 3, S. 91-103. Hier: S. 92.

<sup>49</sup> Diese Kriterien der Klassifikation sind: „individual vs. contextual reasons to migrate, rate vs. incidence, internal vs. international migration, temporary vs. permanent migration, settler vs. labour migration, planned vs. flight migration, economic migrants vs. political refugees, illegal vs. legal migration, push vs. pull factors“. Robin Cohen: *Introduction*. In: Robin Cohen (Hrsg.): *Theories of Migration*. Cheltenham, Brookfield: Edward Elgar Publishing 1996, S. xi – xvii, Hier: S. xii.

<sup>50</sup> Vgl. Douglas S. Massey (u.a.): *Theories of International Migration: A Review and Appraisal*. In: *Population and Development Review*. Bd. 19 (1993) Nr. 3, S. 431-466. Hier: S. 432. Abgedruckt in: Robin Cohen (Hrsg.): *Theories of Migration*. Cheltenham, Brookfield: Edward Elgar Publishing 1996, S. 181 – 216. Hier: S. 182.

Raster für das kubanische Exil in den USA, so erkennt man, dass einzelnen Punkten besonderes Gewicht zukommt, während andere nicht eindeutig festgelegt werden können. Wie wir gesehen haben, liegt eine Besonderheit des kubanischen Exils in der zeitlichen Komponente: Für die frühen Exilanten wird aus der nur vorübergehend – bis zum Regimewechsel – geplanten Migration unfreiwillig ein dauerhaftes Exil. Ökonomische und politische Gründe gehen bei der Flucht aus Castros Inselstaat ineinander über; sowohl die Verfolgung und Überwachung von Dissidenten als auch die Mangelwirtschaft können Gründe für die Ausreise sein. Geplante Emigration und anlassbezogene Flucht sind nicht immer stringent zu trennen. Und auch die Voraussetzungen für die Einordnung als legale oder illegale Einreise in die Vereinigten Staaten verändern sich im Laufe der Zeit mehrmals: Wie wir in Kapitel 2.1 sehen werden, waren jeweils politische und legistische Umstände entscheidend, ob die Ausreise aus Kuba und die Einreise in die Vereinigten Staaten verweigert, geduldet oder genehmigt wurde. Die geographischen, zeitlichen, organisatorischen oder rechtlichen Kriterien, die Robin Cohen vorschlägt, helfen uns zwar, das kubanische Exil zu klassifizieren. Diese exogenen Faktoren sagen jedoch wenig über die subjektiven Beweggründe aus – und gar nichts über die psychosozialen Folgen für den Einzelnen. Da jedoch Exilliteratur hier als spezifische Ausdrucksweise für einen besonderen Lebensumstand verstanden werden soll, müssen wir versuchen, daneben die endogenen Faktoren der Migration und die Konsequenzen für das Individuum zu identifizieren.

Aufgrund der thematischen Einengung dieser Arbeit könnte irrtümlich der Eindruck entstehen, dass kubanische Exilliteratur und kubanische Literatur in den USA synonym verstanden werden. So eng der Konnex und bedeutend die Schnittmenge sein mag: Eine Gleichsetzung wäre eine unzulässige Vereinfachung. Ebenso wenig kann kubanische Literatur in den USA zur Gänze der Exilliteratur subsumiert werden.<sup>51</sup>

---

<sup>51</sup> Vgl. dazu Laura P. Alonso Gallo und Fabio Murrieta: Prólogo. In: Alonso Gallo, Laura und Murrieta, Fabio (Hrsg.): Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 13-19. Hier: S. 15.

## 1.2. Migration und Identität

Diese Arbeit wird von der Prämisse geleitet, dass die Exilsituation das Individuum vor besondere Herausforderungen der Identitätsfindung stellt. Hierbei harrt freilich der Schlüsselbegriff „**Identität**“ einer Definition. Es gibt seitens der Psychologie, Philosophie und Soziologie zahlreiche Versuche von Begriffsbestimmungen, die bei aller Verschiedenheit doch ein Gemeinsames aufweisen. In jeder Definition menschlicher Identität wirken zwei Dimensionen zusammen: das Wechselspiel von Individuum und Kollektiv sowie die zeitliche Entwicklungslinie des Individuums, also seine Positionierung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (respektive Zukunftsentwurf). Das Exilbewusstsein fügt diesen Dimensionen noch jene des Raumes hinzu. Identität wäre mithin eine Funktion aus zeitlich wie räumlich unversehrter Selbstgewissheit und unverwechselbarer, einheitlicher Fremdwahrnehmung – was gleichermaßen für die Identität eines Individuums, aber auch einer Gruppe gilt.

**Erik H. Erikson** etwa bestimmt Identität dadurch, dass „[...] sich ein Ich einer Gruppe zugehörig fühlt und gleichzeitig ein Bewußtsein von sich als selbständigem Individuum hat.“<sup>52</sup> Angesichts wechselhafter Schicksale bestehe das Kernproblem der Identität darin, „[...] Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten.“<sup>53</sup> Identität sei demnach kein abgeschlossenes System, sondern ein psychosozialer Prozess, bei dem das Individuum allem Wandel zum Trotz gewisse wesentliche Züge bewahrt. Die Entwurzelung, die das Individuum bei einer Umsiedlung erfährt, schaffe traumatische Weltbilder und erfordere die Annahme neuer, oft vorübergehender Identitäten. Der Schaden bei erzwungener Umsiedelung entstehe dabei nicht etwa durch den Verlust des Ortes, sondern primär durch die abgebrochene Entwicklungszeit des Individuums, „[d]enn die wahren Wurzeln des Menschen werden in der Generationenfolge genährt.“<sup>54</sup>

---

<sup>52</sup> Peter Prechtl: Identität. In: Peter Prechtl, Franz-Peter Burkard (Hrsg.): Metzler-Philosophie-Lexikon: Begriffe und Definitionen. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996, S. 227-228. Hier: S. 228.

<sup>53</sup> Vgl. dazu: Erik H. Erikson: Identität und Entwurzelung in unserer Zeit. In: E. H. E.: Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1966, S. 74-98. Hier: S. 87.

<sup>54</sup> Erik H. Erikson: Identität und Entwurzelung in unserer Zeit, S. 87.

Bei **George Herbert Mead** entsteht Identität, indem der Einzelne zunächst zum Objekt für sich selbst wird, indem er die Haltungen der Gruppe in seiner Kommunikation vorwegnehmend reflektiert: Identität entstehe somit „[...] innerhalb des gesellschaftlichen Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozeß als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses.“<sup>55</sup> Der einzelne Mensch erfahre sich selbst indirekt aus der besonderen oder verallgemeinerten Sichtweise einzelner Mitmenschen oder aber der Gesellschaftsgruppe als Ganzer, der er angehört.<sup>56</sup> Das Individuum bewege sich somit innerhalb eines Rahmens, der gesteckt wird von den Erwartungen der Anderen („me“) und der Reaktion des Einzelnen auf eben diese Erwartungen („I“).<sup>57</sup> Besondere Relevanz, so Mead, erhalte dieser Identitätsentwurf beim Blick in die Vergangenheit: Denn Erinnerungen würden normalerweise „auf der Schnur unserer Identität“ organisiert. Auch bei **Jürgen Habermas** balanciert die Ich-Identität zwischen einer persönlichen und einer sozialen Komponente – Identität entstehe aus einer unverwechselbaren Lebensgeschichte und Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Bezugsgruppen.<sup>58</sup>

Als schlüssig und praktikabel erweist sich die Definition von **Frauke Gewecke**:

Für eine Person wie für eine soziale Gruppe bedeutet dies: Sie besitzt Identität, wenn sie ein geordnetes Bündel an Merkmalen herausgebildet hat, das in seinem Kern oder seinem Grundmuster unwandelbar ist und die jeweilige Person/Gruppe von einer anderen Person/Gruppe unterscheidet, und wenn diese als einheitliche, mit sich selbst identische Wesenheit in ihrer Einzigartigkeit sich selbst erkennt und von anderen anerkannt wird.<sup>59</sup>

Entscheidend ist somit die Summe von Merkmalen, die Differenzen begründen sowie die Identifikation nach innen wie nach außen – es ist mithin eine Form der kollektiven Anerkennung, die für das Individuum identitätsstiftend wirkt. Dem

---

<sup>55</sup> George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 177.

<sup>56</sup> Vgl. George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, besonders S. 180.

<sup>57</sup> Peter Precht: Identität, S. 228.

<sup>58</sup> Vgl. Peter Precht: Identität, S. 228.

<sup>59</sup> Frauke Gewecke: Der Wille zur Nation – Nationsbildung und Entwürfe nationaler Identität in der Dominikanischen Republik. Frankfurt am Main 1996. Zitiert nach: Margarethe Herzog: Lebensentwürfe zwischen zwei Welten, S. 20.

Exilbewusstsein fehlt diese Stabilität – sowohl das Selbstverständnis, als auch die Fremdwahrnehmung werden auf die Probe gestellt.

**Octavio Paz** hält den Begriff einer „interkulturellen Identität“ für fragwürdig, weil dieser „[...] von einer Ansammlung an Charakteristika und Qualitäten ausgeht, die es in dieser Statik nicht gibt, da Kulturen einem ständigen Wandel ausgesetzt sind.“<sup>60</sup> Zivilisation bedeute schließlich die Fähigkeit, Werte anzunehmen, zu transformieren und somit Einflüsse umzukehren. Die Lehre daraus: Identität ist nicht gegeben, sondern entsteht als permanenter Austausch, muss also prozessual gedacht werden. Auch Kuba selbst ist das Ergebnis vielfältiger Migrationsprozesse. Darauf wies schon der kubanische Soziologe **Fernando Ortiz** (1881-1969) hin, der dafür um 1940 den Terminus „transculturación“ prägte: Er schuf damit nicht nur eine Alternative zum anglo-amerikanischen Begriff „acculturation“, sondern betonte zugleich, dass sich Übergangsprozesse von einer Kultur zur anderen nicht bruchlos vollziehen: Es gingen damit sowohl Erfahrungen des Verlustes („desculturación“), wie auch eine Ausbildung neuer kultureller Phänomene („neoculturación“) einher.<sup>61</sup> Ortiz war daran gelegen, ein Modell der Kontaktbeziehungen zu beschreiben, bei dem die kubanische Kultur durch externe Einflüsse sich verändert, ohne ausgelöscht zu werden.<sup>62</sup> Die durch Sklaverei oder Kolonialismus unterjochte Kultur schaffe sich ihre Überlebensräume, indem sie Elemente der dominanten Kultur transformiert und auf subversive Art verinnerlicht.<sup>63</sup>

Typisches Beispiel eines Transkulturationsprozesses ist der Religionskult *Santería*. Der Erzähler in *Waiting for Snow in Havana* liefert eine kurze und treffende Erklärung. Demnach sei „[...] *santería*, that quintessentially Cuban

---

<sup>60</sup> Octavio Paz im Gespräch. In: Constantin von Barloewen: Kulturgeschichte und Modernität Lateinamerikas. München: Matthes & Seitz 1992, S. 215-228. Hier: S. 220.

<sup>61</sup> Vgl. Antonio Melis: Fernando Ortiz y el mundo afrocubano o: desde la criminología lombrosiana hasta el concepto de transculturación. In: Titus Heydenreich u.a. (Hrsg.): Kuba. Geschichte – Wirtschaft – Kultur. München: Fink 1987, S. 169-181. Doris Schwarzwald: Lateinamerikanische Literatur im Lichte der Transkulturation. In: Trans, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Bd. 14 (2002). URL: <http://www.inst.at/trans/14Nr/schwarzwald14.htm> (6. 8. 2006).

<sup>62</sup> Vgl. dazu auch Sophia A. McClennen: The Dialectics of Exile, S. 28.

<sup>63</sup> Alan West-Durán: Crossing Borders, Creative Disorders: Latino Identities and Writing. In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers Bd. 1. New York: Thomson Gale 2004, S. 21-40, Hier: S. 23.

religion that masks African beliefs, symbols and rituals with a thin veneer of Catholicism.“<sup>64</sup> Historisch betrachtet handelt es sich um ein Amalgam von afrikanischen Yoruba-Lehren und Christentum: Afrokubanische Sklaven, denen es unter spanischer Herrschaft verboten war, ihre Kulte zu praktizieren, maskierten ihre traditionellen Gottheiten („Orishas“) oberflächlich mit christlichen Heilighistorien. Der Santería-Kult (auch Lukumi oder Regla de Ocha genannt) wird hauptsächlich mündlich tradiert und beruht auf Tieropfern, Tänzen und spirituellen Anrufungen der Orishas. Darin ähnelt er dem Voodoo-Kult, der auf Hispaniola (Haiti, Dominikanische Republik) praktiziert wird und auf Kuba als „La Regla Arara“ bekannt ist. Erst die Anpassung an die dominante christliche Kultur schuf somit die Grundlage für das Überleben des Kultes. Folgerichtig weist Gustavo Pérez Firmat auf den „provisional, makeshift character“<sup>65</sup> der kubanischen Kultur hin. Dieser sei durch das Fehlen einer indigenen Kultur bedingt, die bei der kolonialen Besetzung ausgerottet wurde. „What characterizes Cuban culture is mutability, uprootedness.“<sup>66</sup> Für die jüngere Generation von Cuban-Americans gelten die Santeríakulte, wie in einigen Romanen zum Ausdruck kommt, bereits als autochthon kubanisches Element.

Mit dem Konzept der *transculturación* bereitete Fernando Ortiz unwissentlich den Boden für die meist den **Postcolonial Studies** verbundenen Versuche, Migration unter dem Begriff der **Hybridität** einer Neubewertung zu unterziehen. Das Exilbewusstsein, das seine Marginalisierung schmerzhaft als Heimatverlust erfährt, wird hierbei zum Modellfall eines Lebens in Multikulturalität umgedeutet. Hybridität gilt als Ausbruch aus starren Dualismen, auch wenn dagegen stichhaltige Einwände artikuliert wurden.<sup>67</sup>

---

<sup>64</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana. Confessions of a Cuban Boy*. New York, London, Toronto (u.a.): Free Press 2004, S. 60.

<sup>65</sup> Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban condition: translation and identity in modern Cuban literature*. Cambridge, New York (u.a.): Cambridge University Press 1989, S. 2.

<sup>66</sup> Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban condition*, S. 23.

<sup>67</sup> Gerry Smyth vermutet hinter Schlagworten wie „hybridity“ oder „third space“ oberflächliche Argumentationsmuster, die im Einklang mit der allumfassenden Ökonomisierung seien: Statt um Widerstands- handle es sich um Rationalisierungsstrategien des globalen Kapitalismus. Gerry Smyth: *The Politics of Hybridity: Some Problems with Crossing the Border*. In: Ashok Bery und Patricia Murray (Hrsg.): *Comparing Postcolonial Literatures. Dislocations*. Basingstoke, New York: Palgrave 2000, S. 43-55. Hier besonders: S. 51.

Ebenso favorisiert die **poststrukturalistische Theorie** die Heterogenität gegenüber der Homogenität, die Ränder gegenüber dem Zentrum, die Grenzüberschreitung gegenüber der Grenzziehung, die Multikulturalität gegenüber der Nationalstaatlichkeit, die Differenz gegenüber der Identität, die Bewegung gegenüber dem Statischen. Sie fand daher im Exilbewusstsein eine ideale Metapher, um das „Gegensatzdenken“ zu überwinden. So wie sich sprachliche Bedeutung erst in unendlichen Querverweisen von Referenten einfindet oder gesellschaftliche Strukturen sich durch Sprachspiele<sup>68</sup> konstituieren, so sollte auch das Exilbewusstsein seine Identität in einem Set von Differenzen finden.

Exil wird in der Literaturtheorie der Gegenwart also eher als Metapher für soziale Entfremdung oder für ein Zwischen-den-Grenzen-Stehen gebraucht – oder sogar als Sinnbild für die Befreiung von nationalen Grenzen. **Sophia McClennen** erhebt dagegen den berechtigten Einwand, dass diese Umdeutung nichts mit der realen Situation von Exilanten gemein hat. Diese hätten konkrete Erfahrungen von Ausweisung, Dezentriertheit und Entmachtung gemacht und ließen sich deshalb nicht auf rein symbolische Repräsentanten sprachlicher *différance* reduzieren.<sup>69</sup> Die Freiheit des Exils in postmoderner Theorie ist mithin nur eine theoretische Freiheit. McClennen geht sogar soweit, Exilliteratur als „practical denial of ludic postmodern theories“ zu erachten: Die postmodernen Zweifel an all jenen Kategorien, auf und mit denen bis dato kulturelle Identität begründet wurde – Nationalität, Geschichte, Sprache, Gender, Ethnizität, Klassenbewusstsein – stünden in Widerspruch zur Realität des Exilanten: „These exiles live in a world where being a ‚postmodern nomad‘ is impossible.“<sup>70</sup> In **Edward Saids** viel zitiertem Essay *Reflections on Exile* klingt dieser Vorbehalt ebenfalls nach: „Exile is strangely compelling to think about but terrible to experience. It is the unhealable rift forced between a human being and a native place, between the

---

<sup>68</sup> Vgl. Jean-François Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagen-Verlag 1994, v.a. S. 52-56. Lyotard nennt in der Studie, die 1979 erstmals unter dem Titel „La condition postmoderne“ erschien, den Niedergang des Namen Castro als Eponym der Revolution als Beispiel für den Verlust der „alten Attraktionspole“.

<sup>69</sup> Sophia A. McClennen: *The Dialectics of Exile. Nation, Time, Language, and Space in Hispanic Literatures*. West Lafayette: Purdue University Press 2004, S. 1.

<sup>70</sup> Sophia A. McClennen: *The Dialectics of Exile*, S. 223.

self and its true home: its essential sadness can never be surmounted“.<sup>71</sup> Said warnt davor zu übersehen, dass hinter jedem Exil zu allererst ein individuelles Schicksal steht. Er befürchtet, dass Exilliteratur zu einem Topos menschlicher Erfahrungen herabgestuft werden konnte – vergleichbar mit Abenteuerliteratur, Bildungs- oder Entdeckungsromanen.

Das Schreiben dient allerdings oft als Vehikel der Selbstbestätigung und des Kampfes gegen das Vergessen.<sup>72</sup> „Der Einwanderer muß die Erde unter seinen Füßen erfinden“, betont Salman Rushdie.<sup>73</sup> Der Schaffensdrang von Exilanten ist also eine Kompensation für die erlittene Desorientierung – der Heimatlose schafft sich eine neue Welt nach seinen eigenen Regeln. Said verweist hierbei auf die „transzendente Obdachlosigkeit“<sup>74</sup>, als deren geeigneten Ausdruck **Georg Lukacs** die Form des Romans gesehen hatte. In Lukacs' Deutung steht die Epopöe für eine geschlossene Lebenstotalität, der Roman hingegen repräsentiert den literarischen Ausdruck eines Zeitalters, das eben diese verloren hat: Die Romanform versuche demnach, gestaltend die „verborgene Totalität des Lebens“<sup>75</sup> aufzudecken und aufzubauen. Diese Grundstimmung übertrage sich auf die Psychologie der Protagonisten, die stets Suchende seien, kommentiert Lukacs: „Das epische Individuum, der Held des Romans, entsteht aus dieser Fremdheit zur Außenwelt.“<sup>76</sup> Die Fremdheit zur Außenwelt: Damit wird offensichtlich, dass die Romanform als Gattung prädestiniert ist, um die Identitätssuche im Exil literarisch zu gestalten. Gerade die Exilliteratur kennt Protagonisten, die einen Orientierungsverlust erfahren: Sie sind nicht allein der transzendentalen Ordnung – der Lebensorientierung auf ein Wohin – sondern auch der Herkunft verlustig und somit genötigt, eine verlorene Integrität ihrer Selbst (und ihres Selbst) wieder zu finden und herzustellen.

---

<sup>71</sup> Edward W. Said: Reflections on Exile. In: E. W. S.: Reflections on Exile and Other Essays. Cambridge: Harvard University Press 2000, S. 173-186. Hier: S. 173. Der Essay wurde ursprünglich 1984 in der Zeitschrift *Granta* (Nr. 13) veröffentlicht.

<sup>72</sup> Sophia McClennen formuliert diesen Gedanken mit Blick auf Guillermo Cabrera Infante. „Without his writing he would no longer exist. Yet, ironically, Cabrera Infante is in exile precisely because he is a writer.“ Sophia A. McClennen: *The Dialectics of Exile*, S. 121.

<sup>73</sup> Salman Rushdie: V.S. Naipaul. In: S.R.: Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981-1991. München: Kindler 1992, S. 179-182. Hier: S. 180.

<sup>74</sup> Georg Lukacs: *Die Theorie des Romans*. Berlin [u.a.]: Luchterhand 1963, S. 35.

<sup>75</sup> Georg Lukacs: *Die Theorie des Romans*, S. 57-58.

<sup>76</sup> Georg Lukacs: *Die Theorie des Romans*, S. 64.

Nationalismus und Exil sieht **Edward Said** als dialektisch verbundene Extreme: Einerseits entsteht Exil durch den Ausschluss einzelner aus einer Gruppe, andererseits tendierten Exilierte ihrerseits dazu, sich als Parteigänger einer überlegenen ideologischen Position zu betrachten. Die Exilsituation führe häufig zu einer Radikalisierung in der Definition nationaler Identität, im Israel-Palästina-Konflikt nicht minder als bei den mehrheitlich reaktionär-konservativen Exilkubanern in den USA. Dennoch versteht Said die Pluralität der kulturellen Erfahrungen als eine Form der Bereicherung – als ein Bewusstsein simultan existierender Dimensionen, die einander kontrapunktisch ergänzen:

For an exile, habits of life, expression, or activity in the new environment inevitably occur against the memory of these things in another environment. [...] Exile is life led outside habitual order. It is nomadic, decentered, contrapuntal; but no sooner does one get accustomed to it than its unsettling force erupts anew.<sup>77</sup>

Die doppelte Erfahrungswelt ermöglicht es dem Exilanten, Grenzen zu überwinden und Schranken zu brechen, sein Leben bleibt jedoch „nomadic, decentered, contrapuntal“. Man kann darin einen Verweis auf Gilles Deleuze sehen, der auch in den Schriften Homi Bhabha implizit präsent ist. **Homi Bhabha** hebt am Exil den Status der „in-between-ness“ hervor. Was Bhabha „beyond“ nennt, überschreitet die binären Zuschreibungen und öffnet den Raum für ein breiteres, eventuell auch optimistischeres Verständnis von De-Platziertheit.<sup>78</sup>

**Salman Rushdie** sieht Migranten in Ideen und Erinnerungen mindestens so sehr verwurzelt wie an Orten und materiellen Dingen. Um klar zu sehen, müsse man eine Grenze überschreiten.<sup>79</sup> Exilanten, Emigranten und Verbannte verfolge das Verlangen zurückzublicken – obwohl die Restauration der verlorenen Heimat nicht gelingen kann. Stattdessen würden Migranten „[...] Fiktionen erschaffen, nicht tatsächliche Städte oder Dörfer, sondern unsichtbare, imaginäre Heimatländer, ein jeder sein ganz persönliches Indien der Phantasie.“<sup>80</sup> Der Schriftsteller im Exil versuche, ein zerbrochenes Spiegelbild zu komplettieren, bei dem einige Stücke

---

<sup>77</sup> Edward W. Said: Reflections on Exile, S. 186.

<sup>78</sup> Vgl. Homi Bhabha: The Location of Culture. London, New York: Routledge Classics 2004.

<sup>79</sup> Vgl. Salman Rushdie: Wo liegt Brazil?. In: S. R.: Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981-1991. München: Kindler 1992, S. 144-153. Hier: S. 151-152.

<sup>80</sup> Salman Rushdie: Heimatländer der Phantasie. In: S. R.: Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981-1991. München: Kindler 1992, S. 21-35. Hier: S. 22.

unwiederbringlich verloren seien. Die Identität des Exilanten sei mehrfach und partiell zugleich – und gerade deshalb von besonderem Wert: „Die Scherben meiner Erinnerung gewannen einen höheren Rang, eine größere Resonanz, weil sie eben Bruchstücke waren; ihre fragmentarische Natur ließ trivialste Dinge wie Symbole wirken [...].“<sup>81</sup>

Jenen Anteil des „Fremden“, der in jedem Menschen präsent ist, stellt **Julia Kristeva** in den Vordergrund: „Als Symptom, das gerade das ‚wir‘ problematisch, vielleicht sogar unmöglich macht, entsteht der Fremde, wenn in mir das Bewusstsein meiner Differenz auftaucht [...]“<sup>82</sup> Damit sind Schicksal wie Ausweg gleichermaßen vorgezeichnet: Wenn sich alle als Fremde begriffen, verschwände das Unterscheidungsmerkmal und der Terminus selbst würde obsolet. Allerdings seien wenige dazu in der Lage, denn „[...] der Fremde [fordert], indem er ausdrücklich, sichtbar, ostentativ den Ort der Differenz besetzt, ebenso seine eigene Identität wie die der Gruppe heraus [...]“<sup>83</sup> Gemeinsam ist all diesen Ansätzen, dass als Identität nun „in nuce multiple polyphone Konstruktionen“<sup>84</sup> verstanden werden.

Wie aber verhält sich Exilliteratur zur so genannten „ethnic literature“? Müssten nicht, wie Azade Seyhan<sup>85</sup> andeutet, konsequenterweise alle Autoren der zweiten Generation, die nicht mehr auf Kuba gelebt oder niemals die kubanische Staatsbürgerschaft besessen haben, in einem streng technisch-begrifflichen Sinne der „ethnic literature“ zugehörig betrachtet werden? Bisweilen werden überhaupt nur jene Autoren und Texte, die einen strikt monokulturellen, rückwärts gewandten (oft rein nostalgischen) Fokus aufweisen, der Exilliteratur zugerechnet. Schriftsteller, deren Texte auch Einflüsse aus der zweiten Kultur aufgreifen, seien hingegen als „ethnic literature“ einzuordnen. Es gibt gute Gründe, die gegen

---

<sup>81</sup> Salman Rushdie: Heimatländer der Phantasie, S. 24.

<sup>82</sup> Julia Kristeva: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 11.

<sup>83</sup> Julia Kristeva: Fremde sind wir uns selbst, S. 50.

<sup>84</sup> Vgl. Alfrun Kliems: Migration – Exil – Postkolonialismus? Reflexionen zu Kanonisierung und Kategorisierung von Literatur. In: Klaus Schenk, Almut Todorow, Milan Tvrđik (Hrsg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen, Basel: Francke Verlag 2004, S. 287-300. Hier: S 296.

<sup>85</sup> Azade Seyhan: Writing Outside the Nation, S. 20.

dieses sehr starre Schema sprechen. Exil- und ethnische Literatur sind nämlich alles andere als Gegensätze. Jeder im Exil schreibende Autor wird unweigerlich von der Kultur des Gastlandes beeinflusst. Gerade wenn er vermeintlich „neutrale“ Erinnerungen zu Papier bringt, sind diese immer von der Exilsituation und ihrer Entstehung in den USA durchdrungen. Das Gastland macht dabei sehr wohl einen Unterschied: „The sense of being ‚different‘ was not as vivid [in other Latin American countries] as it later became in the United States“, diagnostiziert die Psychologin Oliva M. Espín anhand ihrer eigenen Erfahrungen.<sup>86</sup> Zudem ist Ethnizität keine a priori feststehende gesellschaftliche Kategorie, sondern entsteht ganz wesentlich aus den Erzählungen der jeweiligen Gruppe: „[...] the writings from a given ethnic group do not simply ‚reflect‘ that group’s ethnicity in some unproblematic way; rather, they actively ‚produce‘ it, by engaging in the making of a collective fiction of what that ethnic group ‚is‘.“<sup>87</sup> Die Grenzen und der Übergang sind in der Tat fließend. Ethnizität fokussiert stärker auf Differenzierung als auf Identität, bezieht ihre Selbstvergewisserung also eher aus dem Visavis als aus der Kontinuität der eigenen Lebenshistorie.<sup>88</sup> Damit betont sie stärker die Annäherung an die neue Heimat als den Bruch mit der kubanischen Herkunft.

Gerade bei der ethnischen Identität hat sich ein grundlegender Bedeutungswandel vollzogen hat. Heute wird der Ethnizität selbstverständlich kein biologisches Rassen-, sondern ein soziokulturelles Minderheitenkonzept zugrunde gelegt. Sinnstiftend wirkt dabei das Bedürfnis von Gruppen nach einer Differenzierung. Zwar ist für die Wahrnehmung als Ethnie auch die Außensicht konstituierend, sie allein kann aber nicht über die Durchsetzung bestimmen. So wird beispielsweise die Chiffre „Latino/Latina“ kontrovers diskutiert. Neben vielen anderen Kritikerinnen und Kritikern weist auch Nina M. Scott noch 1994 auf die Abgrenzungsprobleme hin, schlägt aber dennoch eine Definition vor:

---

<sup>86</sup> Oliva M. Espín: *Roots Uprooted: Autobiographical Reflections on the Psychological Experience of Migration*. In: Fernando Alegría, Jorge Ruffinelli (Hrsg.): *Paradise Lost or Gained? The Literature of Hispanic Exile*. Houston: Arte Público Press 1990, S. 151-163. Hier: S. 155.

<sup>87</sup> Marta Caminero-Santangelo: *Contesting the Boundaries of exile Latino/a Literature*. In: *World Literature Today*. Bd. 74 (Sommer 2000) Nr. 3, S. 507-516. Hier: S. 509.

<sup>88</sup> Nara Araújo: *I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This? Cuban and Cubanamerican Literatures in the US*. In: Ashok Bery, Patricia Murray (Hrsg.): *Comparing Postcolonial Literatures; Dislocations*. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 93-103. Hier: 97.

„[...] a Latina is a woman of Latin American origin or descent who resides more or less permanently in the United States, who may choose to express herself in Spanish or English or both, but who identifies with a Latin heritage rather than opting to assimilate into the dominant Anglo culture of this country.<sup>89</sup>

Ebenso oft wird das Etikett „Latino bzw. Latina“ aber auch als simplifizierend empfunden, weshalb es kaum Identität zu stiften vermag: Es sei ein von außen – etwa mit den Volkszählungs-Fragebögen des U.S. Census – herangetragen Merkmalbündel, das von den so Bezeichneten selbst kaum akzeptiert werde, stellt Alan West-Durán fest: Die meisten nennen sich selbst deshalb selten Latinos oder Hispanics, sondern Kubaner, Puerto Ricaner oder Mexikaner – oder aber Cuban-Americans, Mexican-Americans, Chicanos oder Nuyoricans.<sup>90</sup>

### 1.3. Bausteine des „Exilbewusstseins“

Jede Form von Migration und Exil bringt Verluste mit sich und führt zu räumlichen wie zeitlichen Bruchstellen: Das Zurücklassen von Muttersprache, Heimat und individueller Vergangenheit (meist der Kindheit, des Elternhauses, oft der Angehörigen) führt zu einer Traumatisierung, für deren Überwindung der Migrant seine Identität neu definieren muss. Dieses Finden und Formen einer Exilidentität vollzieht sich nicht als nahtloser Übergang, sondern ist als komplexes Erfahrungsgeflecht zu verstehen. Oder, wie **Iain Chambers** diesen Gedanken formuliert: „Das ‚Ich‘ existiert nicht vor dieser Bewegung und geht dann in die Welt hinaus, sondern das ‚Ich‘ wird durch die Bewegung in der Welt kontinuierlich geformt und neu geformt.“<sup>91</sup> Für Kubaner im US-Exil ergibt sich durch ihre Bewegung in der Welt eine duale Struktur der Exilexistenz. Damit ist nicht nur die Teilung in Heimat und Aufenthalt gemeint, denn auch das Exilland vermittelt zwiespältige Erfahrungen von Freiheit und Einengung: Es bietet Sicherheit, indem es vor politischer oder strafrechtlicher Verfolgung schützt. Zugleich birgt es aber

---

<sup>89</sup> Nina M. Scott: The politics of language: Latina writers in United States literature and curricula. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 19 (1994) Nr. 1, S. 57-71. Hier: S. 58.

<sup>90</sup> Vgl. Alan West-Durán: Crossing Borders, Creative Disorders: Latino Identities and Writing, S. 21-23.

<sup>91</sup> Iain Chambers: Migration, Kultur, Identität. Tübingen: Stauffenburg 1996, S. 31.

neue Unsicherheit durch die fremde Umgebung und prekäre wirtschaftliche Bedingungen. Die Dialektik von Zuflucht und Anfeindung verbindet sich im Exilbewusstsein zu einer höchst ambivalenten Raumvorstellung. Zudem führt das Vergegenwärtigen einer auch **zeitlich** zurückliegenden und somit nicht wieder erlangbaren Erfahrungswelt zu einer weiteren „Verdoppelung“ des Exilbewusstseins in ein Vorher und Nachher. Vor allem für die ersten Exilanten nach der kubanischen Revolution ergaben sich zwei widerstrebende Impulse: Sie standen vor der Herausforderung, sich in der neuen Situation zurechtzufinden, zugleich aber ein gewisses Maß an Kontinuität zu bewahren, um einerseits für die erhoffte frühe Rückkehr nach Kuba gerüstet zu sein und andererseits nicht die letzten Identitätsanker lichten zu müssen. Diese Problemlage wird mit späteren Generationen nicht obsolet, die Schwerpunkte verschieben sich aber deutlich.

Um die von Iain Chambers beschriebene „Formung“ des Ich für die konkrete Textanalyse anwendbar zu machen, sollen die zuvor angestellten Beobachtungen in diesem Kapitel systematisiert werden, wobei wir uns auch auf die in Kapitel 1.1 genannten Kriterien für die Definition von Exil und Diaspora wie Zwang, kollektive Erinnerung, Überlebenswillen und Fortbestand stützen. Nach unserer Hypothese versucht das Exilbewusstsein die Verlusterfahrungen, die zerbrochene Kontinuität des Selbst („Identität“), mit verschiedenen Handlungsmustern zu komplettieren.

<b>Bezugsebene</b> <i>Wer?</i>	<b>Seinsbereich</b> <i>Womit?</i>	<b>Funktion</b> <i>Zu welchem Zweck?</i>	<b>Aktion</b> <i>Was?</i>	<b>Reaktion</b> <i>Was?</i>
Individuum	Gedächtnis	Archiv (Zeit)	Memorabilien; obsessives Erinnern	Zerstören; Vergessen/Verdrängen
Familie	Herkunft	Überwindung(Raum), Fortbestand (Zeit)	Suche nach Wurzeln, Generationenfolge	Verstoßung, Rebellion, Auflehnung
Soziales Umfeld	Ritual	Wiederholung (Zeit)	Selbstvergewisserung durch Retrokulte	Überanpassung, Ausschluss(Rassismus)
Ethnie/Nation	Sprache (Schrift)	Brückenschlag (Raum/Zeit)	Annäherung durch Kommunikation	Ausgrenzung, Verstummen

Abb. 1: Bausteine des Exilbewusstseins

Diese Aufstellung ist so zu verstehen, dass das Exilbewusstsein mit unterschiedlichen Strategien die zeitlichen wie räumlichen Bruchlinien zu kitten versucht: Diese Aktionsmuster beziehen sich jeweils auf unterschiedliche Ebenen der Gemeinschaft. Adressat kann entweder das eigene Ich, die Familie, das soziale Umfeld oder aber die ganze Gemeinschaft/Ethnie sein. Die Wiedergewinnung des Selbst in einem – wenn auch konstruierten – zeitlichen Kontinuum wird durch das Erinnern oder Imaginieren der Vergangenheit, Bewahren von Erinnerungsstücken („Gedächtnis“) sowie durch das Festhalten an Bräuchen und Gewohnheiten („Ritual“) angestrebt. Die räumliche Entfernung versucht das Exilbewusstsein zu überwinden, indem es sich auf die Suche nach seinen Wurzeln, nach vertrauten Personen oder zumindest nach Dokumenten, die mehr darüber verraten, begibt („Herkunft“) oder sich auf dem Wege der Kommunikation an das Exilland annähert oder abgrenzt („Sprache“).

### 1.3.1. Gedächtnis und Individuum

Anders als der Reisende, der nur vorübergehend Station macht, oder der Auswanderer oder Aussteiger, der sich seine neue Heimat bewusst aneignet, bleibt der Exilant an seine Herkunft rückgekoppelt. Das Erinnern spielt bei der Überwindung des Exil-Traumas eine zentrale Rolle. Der Rückgriff in die Vergangenheit endet oft in sehnsüchtiger Verklärung – was die nostalgische Gestimmtheit vieler (vor allem früher) Exilmemoiren erklärt.<sup>92</sup> Diese kann allerdings in die Sackgasse führen, warnt der in Schweden lebende kubanische Autor René Vázquez Díaz: „Es importante que la nostalgia no nos domine, porque puede llegar a paralizarnos.“<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> Dalia Kandiyoti weist darauf hin, dass die Sehnsucht nach Rückkehr bereits im Terminus angelegt ist – ein Arzt des 17. Jahrhunderts hatte die Worte „nostos“ (Rückkehr) und „algia“ (Schmerz) kombiniert, um eine krankhafte Form von Heimweh zu beschreiben. Vgl. Dalia Kandiyoti: Consuming Nostalgia: Nostalgia and the Marketplace in Cristina Garcia and Ana Menéndez. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 31 (2006) Nr. 1, S. 81-99. Hier: S. 82.

<sup>93</sup> Interview mit René Vázquez Díaz. Lázara Izquierdo Pedroso: Zwei Seiten Kubas – Identität und Exil. Ein literaturkritischer Beitrag. Stuttgart: Schmetterling Verlag 2002, S. 150.

Gustavo Pérez Firmat zufolge durchläuft die Eingewöhnungsphase von Immigranten drei Stadien, die er als „substitution“, „destitution“ und „institution“ bezeichnet:<sup>94</sup> Zunächst werde die Tatsache der Dislokation schlicht geleugnet – in diesem Stadium entstünden in einer Art Ersatzhandlung defizitäre urbane Kopien heimatlicher Landschaften (von „Little Italy“ bis „Little Havana“)<sup>95</sup>. Diese seien ein Ausdruck und gleichzeitig Nährboden der Nostalgie<sup>96</sup>. Danach verliere die Illusion der fortwährenden Heimatverbundenheit ihre Suggestionskraft, was zu einem Fall in die Bodenlosigkeit führe: „This is what second-stage exiles feel: that the ground has been taken out from under them, that they no longer know their place, that they have in fact lost their place.“<sup>97</sup> Die nostalgische Erinnerung weicht allmählich einem Gefühl der Entfremdung. Mit Fortdauer dieses Zustandes werde aus dem „nowhere“ ein „now“ and „here“: Im Stadium der „institution“ etabliere sich eine neue, dauerhafte Verbindung des Individuums oder der Gruppe mit dem neuen Standort. Pérez Firmat sieht eine grobe Übereinstimmung mit den drei Dekaden nach der kubanischen Revolution: Die Sixties seien eine Phase der Nostalgie gewesen, die Seventies eine Periode der Frustration und die Achtziger beurteilt er als jenen Zeitpunkt, ab dem sich eine jüngere Generation in den USA zurechtfindet.<sup>98</sup> Diese Stadien können ebenso in der Exilgeschichte jedes Einzelnen gefunden werden. Die nostalgischen Exilthemen verschwinden zwar nicht zur Gänze, werden aber komplexer und von anderen Eindrücken bereichert.<sup>99</sup>

### 1.3.2. Herkunft und Familie

Diese Arbeit beschäftigt sich mit Autorinnen und Autoren, die bereits in jungen Jahren exiliert wurden. Auch wenn diese „Kinder des Exils“ von sehr unterschiedlichen Erfahrungen ausgehen – für alle besitzt die familiäre Situation eine besondere Bedeutung: Die Familie ist für sie das engste Bindeglied des

---

<sup>94</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*. Austin: University of Texas Press 1996, S. 10.

<sup>95</sup> Vgl. Liz Sonneborn: *The Cuban Americans*. San Diego: Lucent Books 2002, S. 54-57.

<sup>96</sup> Eva Hoffman bezeichnet Nostalgie als „excess of memory.“ Eva Hoffman: *The New Nomads*. In: André Aciman (Hrsg.): *Letters of Transit. Reflections on Exile, Identity, Language, and Loss*. New York: The New Press 1999, S. 35-63. Hier: S. 52.

<sup>97</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 7-11.

<sup>98</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 11.

<sup>99</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 107.

Individuums zum umgebenden Kollektiv. Da sie überdies keine eigenen Erinnerungen an die Heimat besitzen, wird der Dialog der Generationen zu einem Anker in die Vergangenheit: „[...] the nostalgia of parents became the memories of children, as if these had been lived as their own experiences“.<sup>100</sup> Zugleich sorgt jedoch die unterschiedliche Geschwindigkeit bei der kulturellen Anpassung zu neuen Verwerfungen innerhalb der Familienverbände: „[T]he children of today's immigrants – a generation oriented not to their parents' immigrants pasts but to their own American futures – are here to stay and, as such, form the most lasting consequence of this mass movement.“<sup>101</sup>

Kubaner, Amerikaner, Cuban Americans: Wie bezeichnen sich die Kinder des Exils selbst? Laut einer 1992 durchgeführten Studie wird die Eigendefinition der ethnischen Zugehörigkeit ganz wesentlich von der Dauer des Aufenthalts in den USA bestimmt. Von jenen Jugendlichen, deren Eltern bereits mit den ersten beiden Flüchtlingswellen zwischen 1960 und 1974 in die USA gekommen waren, bezeichneten sich knapp 60 Prozent als „Cuban American“ sowie knapp 30 Prozent als „American“ – und verschwindend wenige als „Cuban“ oder „Hispanic“.<sup>102</sup> Bei Kindern aus Familien, die erst nach 1980 angekommen waren, blieb „Cuban American“ die beliebteste Kategorie. Die Zahl derer, die sich selbst als Kubaner sehen, lag allerdings nur knapp dahinter.

Eine neuerliche Befragung, die 1995, also drei Jahre später, durchgeführt wurde, erbrachte ein überraschendes Ergebnis: Zwar ordnete sich rund die Hälfte der befragten Jugendlichen abermals der Kategorie „Cuban American“ zu, rund 30 Prozent der Respondenten wählten allerdings nunmehr die Bezeichnung „Hispanic“ – und nur noch knapp über 5 Prozent „American“. Zu erwarten wäre eigentlich ein gegenläufiger Trend, nämlich dass im Laufe der Zeit und mit dem Älterwerden mehr Befragte sich als Amerikaner definieren.

---

<sup>100</sup> Louis A. Pérez jr.: On Becoming Cuban. Identity, Nationality, and Culture. New York: Ecco Press 2001, S. 503.

<sup>101</sup> Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes: Ethnogenesis: Coming of Age in Immigrant America. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 1-19. Hier: S. 10.

<sup>102</sup> Die „Children of Immigrants Longitudinal Study“ (CILS) wurde 1992 und 1995 durchgeführt; 1.242 Jugendliche mit zumindest einem kubanischen Elternteil wurden dabei befragt. Lisandro Pérez: Growing up in Cuban Miami: Immigration, the Enclave, and New Generations. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 91-125, Hier: S. 104.

Offenkundig entsprechen nicht alle Vorurteile der Realität. Die junge kubanoamerikanische Generation sei mehr an ihrem eigenen Fortkommen und Erfolg interessiert als an den Retrokulten ihrer Eltern, lautet ein weiteres häufig gehörtes Urteil. Die Medien prägten für diese junge, aufstrebende Generation von Kubanoamerikanern die scherzhafte Bezeichnung „Yucas“<sup>103</sup> (Young Upwardly-mobile Cuban Americans). In der Tat wäre es nahe liegend, dass der wirtschaftliche Erfolg der älteren Exilanten auch in der zweiten Generation seine Fortsetzung findet. Eine empirische Erhebung förderte allerdings überraschende Ergebnisse zutage: Demnach streben Jugendliche mit kubanischen Wurzeln zwar vergleichsweise hohe Bildungsziele an, haben aber unter allen Immigrantenkindern mit den höchsten Drop-out-Raten und unterdurchschnittlichen Noten zu kämpfen – und das unabhängig vom sozioökonomischen Status der Eltern.<sup>104</sup> Gerade die Kinder der erfolgreichsten Exilanten, jener Generation, die schon zwischen 1960 und 1964 in den USA angekommen war und als „Golden Exiles“ bezeichnet wurde, weisen die schlechtesten Zensuren und meisten Schulabbrecher auf. Lisandro Pérez erklärt dies damit, dass kubanoamerikanische Jugendliche sich vom Immigrantenehrgeiz ihrer Eltern bereits losgelöst hätten und stattdessen dem Mainstream amerikanischer Jugendlicher folgten. Dieser vertraue darauf, dass sich Aufstiegschancen auch ohne akademische Karriere ergeben. Die erstaunliche Schlussfolgerung lautet also: Erfolgreiche Assimilation ist dem Schulerfolg abträglich. Die kubanische Enklave in Miami fungiere somit „[...] not as a golden springboard for the second generation but as a basic safety net.“<sup>105</sup>

Nicht selten führt durch kubanische Familien ein 150 Kilometer breiter Riss in Form der Floridastraße: Verwandtschaftsverbände werden durch das Exil auseinander gerissen. Die Geschichte des kubanischen Exils in den USA brachte zudem zigtausende Exilwaisen hervor, wie etwa bei der so genannten „Operación

---

<sup>103</sup> „Yucas“ sind gewissermaßen das kubanoamerikanische Äquivalent zu „Yuppies“ (Young urban professionals. Vgl. María Cristina García: Havana USA: Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959 – 1994. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1996, S. 118.

<sup>104</sup> Lisandro Pérez: Growing up in Cuban Miami: Immigration, the Enclave, and New Generations. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 91-125. Hier vor allem S. 115 und 118.

<sup>105</sup> Lisandro Pérez: Growing up in Cuban Miami: Immigration, the Enclave, and New Generations, S. 122.

Pedro Pan“ (siehe Kapitel 2.1). Ihnen fehlt eine wesentliche Verbindung zu ihrer Herkunft; die meist dauerhafte Trennung von Familienmitgliedern potenziert die Erfahrung des erlittenen Verlustes.

### 1.3.3. Ritual und soziales Umfeld

Wie Marta Caminero-Santangelo erinnert, sind Ethnien „[...] ‚imagined communities‘ rather than peoples connected by any essential, natural, or unchanging relation.“<sup>106</sup> Diese verbindet ein Bündel an Fiktionen, das die Geschichte der Zusammengehörigkeit plausibilisiert. Eine wichtige Rolle spielen dabei Rituale: Ihr Wesen liegt darin, durch Wiederholung von Handlungen Zugehörigkeit zu begründen. Bräuche, Lebensstile und Gewohnheiten in den Vereinigten Staaten werden somit für kubanische Immigranten zu einem kulturellen Offenbarungseid: Je nachdem, ob sie an Ritualen ihrer Herkunft festhalten oder jene des Exillandes übernehmen, mündet ihr Handeln in die Ablehnung oder (Über-)Anpassung an das neue soziale Umfeld. Nicht von ungefähr verbieten die Revolutionäre 1969 die an amerikanischen Bräuchen orientierten Weihnachtsfeiern. Erst im Jahr vor dem Besuch von Papst Johannes Paul II. wird am 25. Dezember 1997 erstmals nach fast drei Jahrzehnten wieder das Weihnachtsfest in der Kathedrale von Havanna begangen.<sup>107</sup>

Die Cuban-Americans in den USA zelebrieren die gewohnten Rituale in übersteigter Form oder als originelle Mischformen: Pérez Firmat beschreibt, wie seine Familie im Exil zunächst aufgehört habe, „Nochebuena“ (den kubanischen Heiligabend) zu feiern. Als sich die Familie geschlossen im Exil befindet, lebt der Brauch wieder auf –exzessiver denn je: „[...] Nochebuena became one of the ways of holding on to Cuba.“<sup>108</sup> Mit der Geburt der „Enkelkinder des Exils“ überlagern sich kubanische Nochebuena und amerikanisches Christmas immer mehr; das Fest wird zum Sinnbild kubanoamerikanischer Bikulturalität.

---

<sup>106</sup> Marta Caminero-Santangelo: *Contesting the Boundaries of exile Latino/a Literature*, S. 509.

<sup>107</sup> Volker Skierka: *Fidel Castro. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004, S. 453.  
Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 301.

<sup>108</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 119.

### 1.3.4. Sprache und Nation

Der Sprache fällt bei der Ausbildung hybrider Identität(en) fraglos eine zentrale Rolle zu – dieses Faktum tritt vor allem dann überdeutlich zu Tage, wenn die scheinbar selbstverständliche Verbindung zwischen sprachlicher Repräsentation und äußerer Welt gestört wird.<sup>109</sup> Unabhängig von allen anderen äußeren Begleitumständen nehmen Auswanderer stets eines in ihre neue Heimat mit: ihre Sprache. Häufig werden sie jedoch in eine fremde Sprachwelt versetzt – gerade diese sprachliche Deplatzierung unterscheidet nach Magda Stroińska Auffassung die Exilsituation von anderen existenziellen Veränderungen in zeitgenössischen Lebensläufen. Die Sprachlosigkeit im Exil könne an sich schon als eine Form von Identitätsverlust – als „identity in *transit*“ – gesehen werden.<sup>110</sup> Der Sprachverlust kann unterschiedliche Auswirkungen haben: Oft führt er zu Familienkrisen, wenn Eltern- und Kindergeneration im Exil buchstäblich nicht mehr dieselbe Sprache sprechen. Für Immigranten verbindet sich der Sprachverlust meist mit der Angst vor dem sozialen Abstieg, dem Verlust der Kommunikationsfähigkeit und somit Ausschluss aus der Sprachgemeinschaft. Die Irritation kann bis hin zu einem gestörten Selbstempfinden reichen, wenn der Anschluss an die gewohnte, mittels Sprache vermittelte Gedanken- und Gefühlswelt verloren geht. Somit wird das Erlernen der fremden Sprache zur Vorbedingung, um eine neue Welt zu erschließen. Andererseits verdammt jedoch schon der „Ureinwohner“ in Shakespeares *The Tempest*, der Sklave Caliban, seinen Herrn Prospero für das vermeintlich zivilisatorische Geschenk:

You taught me language, and my profit on't  
Is I know how to curse. The red plague rid you  
For learning me your language. [...]<sup>111</sup>

Hier wird Sprache als Herrschaftsinstrument, als Machtmittel der Unterdrückung, identifiziert.<sup>112</sup> In ähnlicher Weise empfinden viele Exilanten die Entscheidung für

---

<sup>109</sup> Vgl. Magda Stroińska: The role of language in the re-construction of identity in exile. In: Magda Stroińska und Vittorina Cecchetto (Hrsg.): Exile, language and identity. Frankfurt: Peter Lang 2003, S. 95-109.

<sup>110</sup> Magda Stroińska: The role of language in the re-construction of identity in exile, S. 97.

<sup>111</sup> William Shakespeare: *The Tempest*. Surrey: Thomas Nelson and Sons Ltd. 1999. (The Arden Shakespeare, Hrsg. von Virginia Mason Vaughan und Alden T. Vaughan), S. 176.

<sup>112</sup> Retamar betont, dass auch Spanisch eine aufgezwungene Sprache – jene des Kolonialismus – sei. Vgl. Roberto Fernández Retamar: Caliban: Notes Toward a Discussion

das Idiom des Gastlandes als Verrat an ihrem sprachlichen Erbe. Zwar ist und war Englisch für Immigranten aus Kuba aufgrund der schon vor der Revolution sehr vielfältigen Kontakte und des engen Austausches mit den USA selten eine völlig fremde Sprache.<sup>113</sup> Auch ist Etienne Balibar der Meinung, dass die Einwanderer der zweiten Generation in der jeweiligen Nationalsprache bereits ebenso heimisch wären wie die übrige Bevölkerung – der Umgang sei ebenso spontan, so „erbt“ und ebenso zwingend für das Gefühlsleben und die Phantasie.<sup>114</sup> Allerdings gestaltet sich in unserem konkreten Fall, bei den Biographien der Cuban-Americans der „Generation eineinhalb“, die Frage der sprachlichen Identität äußerst komplex: Weil sie bereits in sehr jungen Jahren in die USA emigrierten, steht nicht a priori fest, ob sie Englisch oder Spanisch als Muttersprache oder Zweitsprache empfinden. Sind sie in beiden Sprachen zuhause? Oder in keiner zur Gänze? „[T]here is no bilingualism without pain“<sup>115</sup>, hält Gustavo Pérez Firmat der Ansicht entgegen, Zwei- oder Mehrsprachigkeit sei immer und ausschließlich ein Gewinn. Jüngere Kubanoamerikaner werden zwar in einer anglophonen Umgebung sozialisiert; in vielen Haushalten bleibt aber Spanisch weiterhin die Alltagssprache – die Kinder wachsen in einer geteilten Welt von Elternhaus und Schule auf, privater Raum und Öffentlichkeit sprechen unterschiedliche Sprachen.

Untersuchungen zeigen, dass der Sprachwechsel von Spanisch zu Englisch umso wahrscheinlicher ist, je jünger eine Person ist und je länger sie sich in den USA aufhält: Fünf Jahre Aufenthalt in den USA im Leben eines Zwanzigjährigen entsprechen dabei in etwa 25 Jahren im Leben eines Vierzigjährigen.<sup>116</sup> Substanziellen Einfluss auf den Sprachgebrauch hat zudem die ethnische

---

of Culture in Our America. In: Pamela Maria Smorkaloff (Hrsg.): *If I Could Write This in Fire. An Anthology of Literature from the Caribbean*. New York: New Press 1994, S. 325-354. Hier: S. 329.

<sup>113</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 30.

<sup>114</sup> Etienne Balibar: *Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie*. In: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein (Hrsg.): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin: Argument 1992, S. 107-130. Hier: S. 121.

<sup>115</sup> Gustavo Pérez Firmat: *On bilingualism & its discontents*. In: *Daedalus* Bd. 134 (2005) Nr. 3, S. 89-93. Hier: 92.

<sup>116</sup> Die Erhebung basiert auf Daten des US Census Bureau von 1979 (Current Population Survey CPS), weil nur hier detaillierte Fragen nach dem Sprachgebrauch gestellt wurden: Lucinda Hart-Gonzalez, Marcia Feingold: *Retention of Spanish in the home*. In: *International Journal of the sociology of language*. Bd. 84 (1990), S. 5-34 (Spanish in the USA: New Quandaries and Prospects). Hier: S. 19.

Population. Hierbei zählt nicht die Anzahl der Hispanics in der Region insgesamt, sondern die der jeweiligen ethnischen Untergruppe: Je mehr Kubanoamerikaner in der Region leben, umso eher wird am Spanischen festgehalten. Mit dem Generationenwechsel erhält die Anglisierung einen kräftigen Schub: Vier von zehn auf Kuba geborenen Cuban Americans in Florida gaben an, keine oder nur schlechte Englisch-Kenntnisse zu haben. Indes beherrschte schon in den Achtzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts ein Drittel der Grundschul Kinder mit hispanischer Herkunft die spanische Sprache nicht mehr.<sup>117</sup>

Die Autorinnen und Autoren in dieser Arbeit publizieren zwar durchwegs in englischer Sprache; Code-switching-Phänomene (häufig pauschal als „Spanglish“ bezeichnet) spielen aber in allen Romanen eine Rolle. Der kubanische Kritiker Ambrosio Fornet, ein dezidierter Anhänger der Revolution, wirft dazu die Frage auf: „Can a male or female author born in Cuba claim a space in Cuban literature writing in a language unknown by the majority of Cubans?“<sup>118</sup> Der Text stammt von einer Konferenz über kubanische Literatur der Diaspora, die vom Centro Cultural de España im September 2000 in Havanna organisiert wurde. Auch wenn Fornet den Dialog zwischen den beiden Literaturen – jener Kubas und jener im Exil – befürwortet: Allein in der Fragestellung schwingt der Vorbehalt mit, es sei illegitim, dass eine Literatur in der Sprache des Klassenfeindes Zugehörigkeit zum kubanischen Kanon postuliere. Immerhin räumt Fornet ein, dass die ideologische Konditionierung den Wunsch, Gemeinsamkeiten zu finden, überlagere.<sup>119</sup>

Sprache spielt bei der Ausbildung kollektiver Identität und Konstruktion von Nationen eine Schlüsselrolle. Das Castro-Regime versucht, über den Umweg einer ideellen Nation eine fiktive Ethnizität für Kuba zu schaffen, die nicht auf Rassen-, ja nicht einmal auf Klassenzugehörigkeit basiert, sondern vielmehr auf dem politischen Postulat eines gemeinsamen Handelns im Interesse der

---

<sup>117</sup> Yolanda Russinovich Solé: Bilingualism: stable or transitional? The case of Spanish in the United States. In: *Journal of the sociology of language*. Bd. 84 (1990), S. 35-80.

<sup>118</sup> Ambrosio Fornet: The Cuban Literary Diaspora and ist Contexts: A Glossary. In: *boundary 2*. Bd. 29 (2002) Nr. 3, S. 91-103.

<sup>119</sup> Ambrosio Fornet: The Cuban Literary Diaspora and ist Contexts: A Glossary, S. 95.

übergeordneten, revolutionären „Idee“ gründet.<sup>120</sup> Das erklärt, warum die Propaganda der Revolution jeden Lebensbereich des Alltags durchdringt – sie ist Ausdruck jener patriotischen Identifikation, zu der sie selbst unermüdlich aufruft. Da sich die offizielle kubanische Nation über die Revolutionsidee definiert, ist für den, der sich den Dogmen dieses Glaubenskonstruktes widersetzt, kein Platz. Inhaftierung oder Ausweisung sind nach dieser Logik eine logische Konsequenz. Die immerfort gleiche Revolutionsparole „¡Patria o muerte, venceremos!“ („Vaterland oder Tod! Wir werden siegen!“) ist somit nicht nur an den Feind im Ausland, sondern ebenso sehr an den Feind im Inland gerichtet. Freilich ist schwer zu entscheiden, wo das Revolutionspathos anfängt und die typisch kubanische Theatralik aufhört. Hauptzweck des hyperbolisch-superlativischen Formulierens sei es, die Aufmerksamkeit des Gegenübers zu erregen. Castro selbst sei das beste Beispiel für diesen kubanischen Hang zur rhetorischen Übertreibung, schreibt Delia Poey.<sup>121</sup> In *Memory Mambo* ärgert sich die Protagonistin Juani über die Neigung der Kubaner, jeweils vom eigentlichen Gesprächsgegenstand zu Nebensächlichkeiten abzuschweifen. Sie sieht darin eine aggressive Reaktion auf die eigentliche Wehrlosigkeit der Bevölkerung: „[...] they had no other weapon at their disposal but the power to drive someone slowly mad through endless soliloquies, performed with agrieved tones and an upraised, scolding finger.“<sup>122</sup> Worin sich unschwer eine Parodie von Fidel Castros ausufernden Ansprachen und überbordender Gestik erkennen lässt.

Wie Immanuel Wallerstein betont, besteht die Idee des Nationalismus darin, aus der Vergangenheit eine tiefere Legitimität für die eigene Gruppe zu begründen. Die genetische Kategorie „Rasse“, die soziopolitische Kategorie „Nation“ und die kulturelle Kategorie „ethnische Gruppe“ sind Wallerstein zufolge Begriffe, die immer wieder eingesetzt wurden, um gesellschaftliche Realitäten durch einen Rückgriff in die Vergangenheit als älter und somit vermeintlich legitimer zu verankern: „Es sind alles Konstruktionen, die mit dem Begriff des Volkes

---

<sup>120</sup> Zur ideellen Nation und fiktiven Ethnizität vgl. Etienne Balibar: Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie. In: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein (Hrsg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin: Argument 1992, S. 107-130. Hier: 118-119.

<sup>121</sup> Delia Poey und Virgil Suárez (Hrsg.): Little Havana Blues. A Cuban-American Literature anthology. Houston: Arte Público Press 1996, S. 12.

<sup>122</sup> Achy Obejas: Memory Mambo, S. 203.

zusammenhängen, es sind Konstruktionen, um sich das Vergangene zu erfinden, es sind zeitgenössische politische Phänomene.“<sup>123</sup> Das Zurückschauen zum Zweck der Identitätsfindung ist also nicht nur ein individueller, nostalgischer Zug, sondern besitzt im Kollektiv eine eminent politische Funktion. Dabei muss freilich bedacht werden, dass das im ausgehenden 18. Jahrhundert entstandene Nationenkonzept europäischer Provenienz selten vereinbar ist mit der Entwicklungsgeschichte lateinamerikanischer Staaten: Laut Margarethe Herzog seien diese in ihrer nationalstaatlichen Formung primär von kolonialen Strukturierungsprozessen und politischen Befreiungsbewegungen geprägt.<sup>124</sup> Das gilt bis heute, ironischerweise in beiden Richtungen: Das Castro-Regime definiert sich selbst über den Heldenmythos eines doppelten Befreiungskampfes – nämlich von Batistas Diktatur und der US-amerikanischen Hegemonie. Aber auch die kubanischen Exilanten in den USA definieren sich politisch über eine Befreiungsbewegung: Diese soll Kuba allerdings vom Sozialismus castristischer Prägung befreien.

Die Rolle der Vereinigten Staaten für Kubas Nationalverständnis ist historisch höchst ambivalent: Wie Louis A. Pérez jr. belegt, emanzipierte sich Kuba im 19. Jahrhundert zusehends von der spanischen Kolonialmacht und wandte sich den Vereinigten Staaten zu. Diese besaßen eine gesellschaftliche, ökonomische wie kulturelle Vorbildfunktion. Nordamerika war demnach nicht nur militärisch – als Operationsbasis und Hauptquartier der kubanischen Separatisten – entscheidend für die Ausbildung eines kubanischen Nationalverständnisses, sondern auch ideell: Auf dem Terrain der USA formiert sich das kubanische Selbstverständnis als Streben nach einem Regimewechsel – diese Aussage hatte gleichermaßen Gültigkeit im War of Independence von 1895 bis 1898 wie nach der Revolution von 1959. „It was in exile that definition of national community broadened and the meaning of patria was transformed, the point at which a moral imperative insinuated itself into the final representation of patria.“<sup>125</sup> In der Jetzt-Zeit ist ein Generationenwechsel zu bemerken: Während sich die älteren, hoch politisierten

---

<sup>123</sup> Immanuel Wallerstein: Die Konstruktion von Völkern: Rassismus, Nationalismus, Ethnizität. In: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein (Hrsg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin: Argument 1992, S. 87-106. Hier: S. 97.

<sup>124</sup> Vgl. Margarethe Herzog: Lebensentwürfe zwischen zwei Welten, S. 26-27.

<sup>125</sup> Louis A. Pérez jr.: On Becoming Cuban. Identity, Nationality, and Culture. New York: Ecco Press 2001, 46.

Einwanderer der ersten Generation unverändert als Angehörige einer zu befreienden Nation betrachten, verliert für die Kinder und Enkelkinder des Exils die Idee einer kubanischen Nation im politischen Sinn an Bedeutung: Für sie ist Identitätsfindung zu einer individuellen Anstrengung geworden.

Eine Sprache für das Exil zu finden heißt auch, kritisch unseren eigenen Sprachgebrauch zu hinterfragen. Es besteht die Gefahr, beim Thema Heimat und Heimatverlust in belastete Metaphorik abzugleiten. So erscheint etwa auch der Modebegriff des „Hybriden“ – zumal wenn er auf die Lebenswelt von Menschen bezogen wird – bedenklich: Abgesehen von der ursprünglichen Wortbedeutung („aus Hochmut geboren“) evoziert der Begriff, der in der Genetik für die Kreuzung unterschiedlicher Arten benutzt wird, rassistisches Gedankengut („Bastard“). Alle Metaphern, welche die Abstammung eines Menschen mit Biologismen und organistischen Bildern bezeichnen, sollten heute generell als überholt und tabu gelten. Dazu gehören nach Ansicht des Autors auch Begriffe wie „Heimaterde“, „Entwurzeln“, „Verpflanzen“ oder „neue Wurzeln schlagen“. Sie verweisen ebenfalls auf eine Abhängigkeit der Lebensfähigkeit von Boden und Heimaterde – und evozieren somit belastete Begriffswelten.

Mit welcher Metaphorik ließe sich das Phänomen Exil aber sprachlich wie historisch kongruent abbilden? Besonders nach dem Erscheinen von Eva Hoffmans Autobiographie *Lost in Translation* 1989 wurde die Übersetzungsmetapher oftmals für den Exilantenstatus aufgegriffen.<sup>126</sup> Translation leitet sich ab vom lateinischen „transferre“, im Sinne von „(hin)übertragen, versetzen, übersetzen“. Gustavo Pérez Firmat beobachtet eine historisch begründete, besondere Sensibilität kubanischer Schriftsteller und Künstler gegenüber den Möglichkeiten der Übersetzung: Mangels eines eigenen autochthonen kulturellen Erbes sei der Blick stets auf das Integrieren auswärtiger Einflüsse gerichtet gewesen: „Cuban culture subsists in and through translation.“<sup>127</sup> Gerade die Generation eineinhalb

---

<sup>126</sup> Vgl. Eva Hoffman: *Ankommen in der Fremde. Lost in Translation*. Frankfurt am Main: Fischer 1995.

<sup>127</sup> Pérez Firmat findet seine These, wonach ein (weit gefasster) Übersetzungsbegriff eminente Bedeutung für die kubanische Kultur besitze, nicht nur bei Fernando Ortiz, sondern u.a. auch durch intertextuelle Analysen von Nicolás Guillén, Carlos Loveiras *Juan Criollo* sowie von Alejo Carpentiers *Los pasos perdidos* bestätigt. Vgl. Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban condition*, S. 4.

bestehe aus „translation artists“: Sie leisten Übersetzungsarbeit nicht nur zwischen der Kultur ihres Geburtsortes Kuba und ihres Aufenthaltsortes in den Vereinigten Staaten, sondern auch zwischen der Generation ihrer Eltern (die auch im Exil ihrem Selbstverständnis nach Kubaner bleiben) und den Kindern, die als Amerikaner aufwachsen.<sup>128</sup>

Eignet sich die Übersetzung also als eine Leitmetapher, um den Status von Exilanten und Exilliteratur zu bezeichnen? Drei Punkte machen den Terminus prädestiniert, das Exilbewusstsein zu benennen: Übersetzungen nehmen eine Mittlerrolle ein in der Annäherung zweier einander fremder Räume. Auch der Übersetzung eignet ein höchst ambivalenter Charakter von Gewinn durch das Entstehen neuer Kontexte und Verlust an Ursprünglichkeit – stets bleibt ein kulturspezifischer Nukleus, der sich gegen eine Übersetzung sträubt. „The migrant culture of the ‚in-between‘, the minority position, dramatizes the activity of culture’s untranslatability [...]“<sup>129</sup>, schreibt Homi Bhabha mit Bezugnahme auf Walter Benjamin. Und nicht zuletzt besitzt auch die Übersetzung einen prekären Identitätsstatus: Zwar ist sie ein Original sui generis, wird aber dennoch – abhängig vom Textbegriff, der an sie herangetragen wird – dem Original gegenüber als ein Abgeleitetes, Sekundäres wahrgenommen. Diese ontologische Ambivalenz von Übersetzungen und ihr Sonderstatus werden erst von einer Theorie überwunden, die sich vom Originalbegriff emanzipiert. Hierin kann man ein Bindeglied von Exilthematik, postkolonialistischem Gesellschaftsmodell und intertextueller Literaturanalyse erkennen.

---

<sup>128</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 5.

<sup>129</sup> Homi Bhabha: *How Newness Enters the World: Postmodern space, postcolonial times and the trials of cultural translation*. In: H.B.: *The Location of Culture*. New York: Routledge 2004, S. 303-337. Hier: S. 321.

## 2. Little Havana: Kubanisches Leben in den Vereinigten Staaten

### 2.1. Abriss der Migrationsgeschichte

Der rege Austausch zwischen Kuba und dem amerikanischen Festland beginnt lange vor dem 20. Jahrhundert: Schon vor Columbus' Landung werden den Arawak-Indianern Seereisen über die Straße von Florida nachgesagt. Danach wird Kuba zu einer wichtigen Anlauf- und Landestelle der Spanier bei ihren Eroberungszügen. Als erste Kubaner europäischer Abstammung, die ihre Füße auf den Boden Floridas setzen, gelten drei Männer, die 1538 in einer Abordnung von Hernando de Soto als Träger und Übersetzer dienten.<sup>130</sup>

Auch die Geschichte der politischen Immigration von Kuba aus in Richtung der USA beginnt lange vor dem Revolutionsjahr 1959: Schon 1762, als britische Truppen während des Siebenjährigen Krieges Havanna besetzen, suchen Kubaner Zuflucht in Florida: Bischof Pedro Morell de Santa Cruz gilt als erster politischer Flüchtling in den USA.<sup>131</sup> Die Emigrationswellen unter der spanischen Kolonialmacht<sup>132</sup> erreichen ihren Höhepunkt während der beiden Unabhängigkeitskriege. Zwischen 1868 und 1878 ergreift fast ein Zehntel der kubanischen Bevölkerung die Flucht vor der Verfolgung.<sup>133</sup> Nach der Unabhängigkeit von 1898 hat unter dem amerikanischen Protektorat vor allem die Arbeitsmigration Konjunktur. Der rege Austausch von Arbeitskräften endet abrupt mit der Wirtschaftskrise von 1929: Die US-Regierung verweigert Ausländern fortan die Arbeitsbewilligung.

Während der Diktaturen von Gerardo Machado und Fulgencio Batista fliehen erneut tausende Kubaner über das Meer in Richtung Norden. Nach dem Umsturz 1959 kehren einige dieser Exilanten wieder auf die Insel zurück. Ihre Hoffnungen

---

<sup>130</sup> Vgl. Carolina Hospital, Jorge Cantera: Florida and Cuba: Ties that bind. In: Hospital, Carolina und Cantera, Jorge (Hrsg.): A Century of Cuban Writers in Florida. Selected Prose and Poetry. Sarasota: Pineapple Press 1996, S. 1-28. Hier: S. 1.

<sup>131</sup> Alex Antón, Roger E. Hernández: Cubans in America. A Vibrant History of a People in Exile. New York: Kensington Books 2002, S. 17.

<sup>132</sup> Vgl. dazu: Louis A. Pérez jr.: On Becoming Cuban. Identity, Nationality, and Culture. New York: Ecco Press 2001. Hier besonders S. 37.

<sup>133</sup> Vgl. Carolina Hospital, Jorge Cantera: Florida and Cuba: Ties that bind, S. 1.

auf die neue Freiheit erfüllen sich freilich nicht. Nach den von den Revolutionären abgehaltenen so genannten „Volksgerichten“ und dem „Paredón“, den Erschießungen von rund 550 Batista-Anhängern unmittelbar nach dem Umsturz, ging die Gewaltanwendung relativ nahtlos in Gewalt gegen äußere Feinde und Oppositionelle im Innern über, stellt der Historiker Michael Zeuske fest.<sup>134</sup> Die Lage der Meinungsfreiheit und Situation für Dissidenten verschlimmert sich im Lauf der Jahre weiter. Stellvertretend für Fidel Castros Kulturverständnis sei auf seine am 30. Juni 1961 geäußerten „palabras a los intelectuales“ mit dem berühmten Ausspruch „Dentro de la revolución todo; contra la revolución nada“<sup>135</sup> verwiesen. Die Affäre rund um Heberto Padilla, dessen Regimekritik in *Fuera del Juego* den Dichter 1971 in Haft und 1980 zum zweiten Mal ins Exil zwingt, sorgt international für Empörung.<sup>136</sup> Ironie des Schicksals: Padilla war nach dem Fall Batistas aus dem amerikanischen Exil nach Kuba zurückgekehrt und hatte die Revolution ursprünglich begrüßt. Die Padilla-Affäre führte zu einem Gesinnungswandel selbst bei vielen Intellektuellen und Schriftstellern, die Castro davor wohlwollend gegenüber gestanden waren, und wurde so weltweit zum Synonym für die Unterdrückung der Meinungsfreiheit in Kuba.<sup>137</sup>

An der Verfolgung von Kubanern mit abweichender Meinung hat sich indes bis in die Gegenwart wenig geändert. Die nicht-staatliche Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch bezeichnet Kuba in ihrem Report 2008 als „[...] the one country in Latin America that represses nearly all forms of political dissent.“<sup>138</sup> Die Machtübergabe von Fidel an Raúl Castro im August 2006 habe diesbezüglich keine Veränderung der kubanischen Politik gebracht; weiterhin würden abweichende Meinungen mit polizeilicher Verfolgung, Festnahmen, Ver-

---

<sup>134</sup> Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 193.

<sup>135</sup> „Innerhalb der Revolution [ist] alles [erlaubt], gegen die Revolution nichts.“ Vgl. Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 202. Volker Skierka: *Fidel Castro. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002, S. 286.

<sup>136</sup> Vgl. Roberto G. Fernández: *Padilla, Heberto (1932-)*. In: Kanellos, Nicolás (Hrsg.): *Biographical dictionary of Hispanic literature in the United States; the literature of Puerto Ricans, Cuban Americans, and other Hispanic writers*. New York, Westport, London: Greenwood Press 1989, S. 227-233.

<sup>137</sup> Vgl. Carolina Hospital, Jorge Cantera: *Florida and Cuba: Ties that bind*, S. 20. Volker Skierka: *Fidel Castro. Eine Biographie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004, S. 278-282.

<sup>138</sup> Human Rights Watch: *World Report 2008*. New York, Brüssel, Washington (u.a.): Human Rights Watch 2008. Online unter: [http://hrw.org/wr2k8/pdfs/wr2k8\\_web.pdf](http://hrw.org/wr2k8/pdfs/wr2k8_web.pdf) (20. Oktober 2008), Seite 205.

warnungen durch die Polizei, Pöbel- und Überwachungsaktionen, Hausarresten, Reisebeschränkungen und politisch motivierten Arbeitsentlassungen unterbunden. Der Report nennt eine Zahl von 240 Personen, die aus politischen Gründen in Haft seien; Reporter ohne Grenzen schreibt von 246 Polithäftlingen.<sup>139</sup> Von einer großen Verhaftungswelle im März/April 2003, bei der 75 Dissidenten, unabhängige Journalisten und Menschenrechtsaktivisten zu Gefängnisstrafen von durchschnittlich fast 20 Jahren verurteilt wurden, sind weiterhin 59 Menschen in Haft – darunter 20 Journalisten mit Haftstrafen zwischen 14 und 27 Jahren. Reporters sans frontières (Reporter ohne Grenzen) reiht die Pressefreiheit auf Kuba in die schlechteste Kategorie („very serious situation“) – neben Ländern wie Weißrussland, China, Nordkorea, Burma, Vietnam, Libyen, Iran, Irak, Saudi-Arabien, Syrien und Somalia. Zudem wird Kuba im Jahresbericht 2008 mit 24 Inhaftierten als das weltweit (nach China) zweitgrößte Gefängnis für Journalisten bezeichnet.<sup>140</sup>

Seit Jahrzehnten versuchen viele Kubaner, der repressiven Menschenrechtssituation und misslichen Wirtschaftslage durch Flucht ins Ausland zu entkommen. Der Historiker Michael Zeuske beziffert die Zahl der Kubaflüchtlinge alleine für den Zeitraum zwischen 1959 und 1980 mit rund einer Million Menschen.<sup>141</sup> Rund 85 Prozent davon seien in die Vereinigten Staaten emigriert, schätzt Daniele Capanelli.<sup>142</sup> Die Migration aus Kuba in Richtung der Vereinigten Staaten vollzog sich dabei in Wellen, die abhängig waren von den politischen Ereignissen auf der Insel, der ökonomischen Situation der Kubaner und den jeweils gültigen Einwanderungsgesetzen der USA. Die erste große Emigrationswelle setzt in den Jahren gleich nach der Revolution von 1959 ein und betrifft neben Günstlingen des Batista-Regimes vor allem Angehörige der Ober- und Mittelschicht.<sup>143</sup> Zwischen 1. Jänner 1959 und 22. Oktober 1962 verlassen 248.070 Menschen die

---

<sup>139</sup> Reporters Without Borders: Freedom of the press worldwide in 2008. Annual Report. Paris: Reporters Without Borders 2008 (datiert vom 13. Februar 2008). Online unter: [www.rsf.org/IMG/pdf/rapport\\_en-2.pdf](http://www.rsf.org/IMG/pdf/rapport_en-2.pdf), S. 45-46 (20. Oktober 2008).

<sup>140</sup> Reporters Without Borders: Freedom of the press worldwide in 2008. Annual Report, S. 46.

<sup>141</sup> Michael Zeuske: Insel der Extreme, S. 224.

<sup>142</sup> Daniele Capanelli: Aspectos de una realidad generalmente descuidada: El exilio cubano. . In: Titus Heydenreich (Hrsg.): Kuba. Geschichte – Wirtschaft – Kultur. München: Wilhelm Fink Verlag 1987, S. 183-196. Hier: S. 183.

<sup>143</sup> Vgl. Virgil Suárez, Delia Poey (Hrsg.): Little Havana Blues: A Cuban-American Literature anthology. Houston: Arte Público Press 1996, S. 10.

Insel.<sup>144</sup> Zwischen Dezember 1960 und Oktober 1962 werden rund 14.000 minderjährige Kinder bei der so genannten „operación Pedro Pan“ ohne Begleitung in die USA ausgeflogen. Der Grund: Viele bürgerliche Eltern befürchten nach der Schließung privater Schulen und Universitäten die kommunistische Indoktrinierung ihrer Kinder. Sie stimmen der Evakuierung zu aus Angst, ihre Kinder würden aus den Familien gerissen und zur Umerziehung zu sozialistischen „Neuen Menschen“ in die Sowjetunion ausgeflogen.<sup>145</sup> Aufgrund der kubanischen Raketenkrise, die beinahe in eine atomare Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den USA mündet, werden im Oktober 1962 die Flüge aus Kuba in die Vereinigten Staaten eingestellt. Dennoch kommen zwischen 22. Oktober 1962 und 28. September 1965 weitere rund 56.000 Kubaner in den USA an – der Großteil über Drittstaaten, aber auch auf dem Schiffswege oder mit eigenen Segelbooten.

Im September 1965 überrascht Castro die Öffentlichkeit mit der Ankündigung, dass Kubanern, die Verwandte in den Staaten besitzen, die Erlaubnis für eine Ausreise erteilt wird. Damit setzt die zweite große Emigrationswelle ein. Auf in Summe 3.048 so genannten „freedom flights“ verließen von Dezember 1965 bis zur Einstellung der Flüge im April 1973 nicht weniger als 297.318 Kubaner das Land.<sup>146</sup> Zusätzlich erleichterten die USA die Situation kubanischer Staatsbürger ab November 1966 durch den „Cuban Adjustment Act“: Dieser legalisierte nicht nur die Immigration in die USA, sondern räumte Kubanern nach zwei Jahren eine dauerhafte Aufenthaltsbewilligung ein und privilegierte sie damit eklatant gegenüber anderen Lateinamerikanern.<sup>147</sup> Ende der 1970er-Jahre führt der „diálogo“ zu einer ersten vorsichtigen Annäherung Kubas mit den USA, die es Exilanten ermöglicht, für Kurzzeitbesuche wieder zurückzukehren: Durch das augenscheinliche Wohlstandsgefälle stellt diese Lockerung die revolutionäre Moral auf die Probe und führt zu großer Unzufriedenheit bei den Kubanern.

---

<sup>144</sup> María Cristina García: Havana USA: Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959 – 1994, S. 13.

<sup>145</sup> Vgl. María Cristina García: Havana USA, S. 23-24.

<sup>146</sup> Vgl. Frauke Gewecke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000), S. 555. María Cristina García: Havana USA, S. 43.

<sup>147</sup> Vgl. Michael Zeuske: Insel der Extreme, S. 213, 258.

Die dritte große Welle beginnt, als im März 1980 tausende Kubaner Zuflucht bei der peruanischen Botschaft in Havanna suchen und Asylanträge stellen. Binnen 48 Stunden wird das Gelände von 10.800 Menschen belagert. Fidel Castro erlaubt schließlich die Ausreise unter der Bedingung, dass sich ein Asylland fände. Zwischen April und Oktober 1980 überqueren 124.776 Kubaner vom Meerhafen von Mariel aus die Floridastraße.<sup>148</sup> Castro spielt dabei ein doppeltes Spiel: Kuba nützt einerseits die Gelegenheit, um Gefängnisse und psychiatrische Stationen zu leeren und entledigt sich zugleich vieler Kritiker. Gleichzeitig diffamiert das Regime alle Ausreisewilligen pauschal als psychisch krank, kriminell oder generell asozial – als Drogenabhängige, Homosexuelle oder Prostituierte: Diese Aufstellung von Gruppen, die in Kuba als „antirevolutionär“ gelten, ist zugleich entlarvend für den Umgang mit Minderheiten.<sup>149</sup>

Wie spätere Untersuchungen zeigen, sind die Vorurteile weit überzogen – nur 4.000 seien wirklich als Kriminelle zu bezeichnen gewesen, psychische Probleme hätten nur etwa sechs Prozent der Flüchtenden aufgewiesen.<sup>150</sup> Dennoch zeitigt die Propaganda Wirkung: Diese Migrantengruppe, unter der erstmals viele Afrokubaner sowie überdurchschnittlich viele junge Männer, vor allem Arbeiter, sind, bewirkt einen Gesinnungswandel im Gastland: Die so genannten „Marielitos“ stoßen auf große Ablehnung – von offizieller Seite, von der Anglo-Bevölkerung, aber auch von den in den USA bereits etablierten, bis dahin zumeist weißen Exilkubanern.<sup>151</sup>

1994 setzt wegen der akuten Versorgungskrise auf der Insel erneut eine Fluchtwelle ein, die als „Balsero-Krise“ bekannt wird. Tausende Kubaner versuchen, mit selbst gezimmerten Flößen („Balsas“), zu Amphibienfahrzeugen umgerüsteten Straßenkreuzern oder auf Gummireifen die Meeresstraße zu überwinden. Die Castro-freundlichen Journalisten Hernando Ospina und Katlijn

---

<sup>148</sup> María Cristina García: Havana USA, S. 47.

<sup>149</sup> Vgl. Frauke Gewecke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000), S. 588.

<sup>150</sup> Doris Henning: Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität. In: Ottmar Ette, Martin Franzbach (Hrsg.): Kuba heute: Politik, Wirtschaft, Kultur. Frankfurt am Main: Vervuert Verlag 2001, S. 617-652. Hier: S. 623. María Cristina García spricht von „[...] approximately two thousand [that] had committed serious felonies in Cuba.“ María Cristina García: Havana USA, S. 64.

<sup>151</sup> Vgl. Alex Antón und Roger E. Hernández: Cubans in America. A Vibrant History of a People in Exile. New York: Kensington Books 2002, vor allem Seiten 208-212; Michael Zeuske: Insel der Extreme, S. 193, 235, 258.

Declerq nennen zuallererst die „drastische Einschränkung von Visa seitens der USA“ und „die Intensivierung der konterrevolutionären Propaganda“ als Gründe, warum die Kubaner illegal über das Meer nach Miami emigrieren wollen. Die „wirtschaftlichen Schwierigkeiten“ führen sie bezeichnenderweise erst an dritter Stelle an.<sup>152</sup> Diese Fluchtmöglichkeit steht indes nur für kurze Zeit offen, da die USA unter Präsident Clinton im August 1994 beschließen, nur noch jenen Flüchtlingen Asyl zu gewähren, die den Strand erreichen – was zynischerweise „dry feet policy“ (Trockene Füße-Regelung) genannt wird. Die von der Küstenwache schiffbrüchig auf dem Meer aufgegriffenen Kubaner werden hingegen in die Militärbasis Guantánamo Bay auf Kuba zurückgeflogen. Rund 30.000 bis 35.000 Kubaner sollen die Flucht versucht haben. Gesicherte Zahlen darüber, wie viele in den USA ankamen, nach Guantánamo retourniert wurden oder den Tod fanden, gibt es nicht.<sup>153</sup> Im September 1994 willigen die USA ein, ein Kontingent von 20.000 Immigranten pro Jahr zu akzeptieren. Für Kubaner ist die Auswanderung indes wieder verboten, seit 1999 ist auch das Bauen von Schiffen, Booten und Floßen unter Strafe gestellt. 2003 werden drei Kubaner, die versuchen, eine Hafenfähre aus Havanna zu entführen und Richtung Miami zu dirigieren, verhaftet und hingerichtet.<sup>154</sup>

Heute leben in den USA etwa 1,2 Millionen Menschen kubanischer Herkunft. Bei der letzten Volkszählung, dem United States Census 2000, gaben 1.241.685 in den USA lebende Menschen an, Kubaner zu sein. Das sind 0,44 Prozent der Gesamtbevölkerung.<sup>155</sup> Im Zeitraum zwischen den Volkszählungen, von 1990 bis 2000, wuchs die Zahl der kubastämmigen Amerikaner um 18,9 Prozent und somit deutlich geringer als jene der Hispanics insgesamt (plus 57,9 Prozent).<sup>156</sup> Der Anteil der Kubanoamerikaner an der gesamten Latino-Bevölkerung von 35,3 Millionen (12,5 Prozent) sank dadurch in diesem Zeitraum von 4,7 Prozent auf 3,5 Prozent.

---

<sup>152</sup> Hernando Calvo Ospina, Katlijn Declerq: Originalton Miami. Die USA, Kuba und die Menschenrechte. Köln: PapyRossa 2001, S. 252.

<sup>153</sup> Volker Skierka: Fidel Castro, S. 303. José de Villa, Jürgen Neubauer: Máximo Líder, S. 235.

<sup>154</sup> Vgl. Michael Zeuske: Insel der Extreme, 258-262.

<sup>155</sup> Abschnitt QT-P9, Hispanic or Latino by Type 2000. Quelle: US Census Bureau, Census 2000, Summary File1, Matrix PCT11 (online) <http://factfinder.census.gov> (5. November 2005).

<sup>156</sup> Betsy Guzmán: The Hispanic Population. Census 2000 Brief, datiert Mai 2001 (online) <http://www.census.gov/prod/2001pubs/c2kbr01-3.pdf> (6. November 2005).

## 2.2. Miami, Florida: Politik und Leben im „Exil-Kuba“

„Welcome to Havana, USA“, wird Juani Casas, Protagonistin von Achy Obejas Roman *Memory Mambo* bei ihrem Miami-Besuch von ihrer Schwester begrüßt.<sup>157</sup> Nicht zu Unrecht: Wie sehr die kubanische Gemeinde das Leben in Florida prägt, wird anhand der demographischen Daten deutlich: Laut dem erwähnten United States Census 2000 bezeichnen sich 65,8 Prozent der Bewohner von Miami City und 57,3 Prozent in Miami-Dade County ihrer Herkunft nach als Hispanics oder Latinos: Ein Wert, der signifikant über dem Latino-Anteil im gesamten Bundesstaat Florida von 16,8 Prozent liegt.<sup>158</sup> Die größten kubanischen Populationen befinden sich (in absteigender Reihenfolge) in Hialeah/Florida, Miami/Florida, New York, Tampa/Florida und Los Angeles.<sup>159</sup> Daraus wird deutlich, wie sehr die kubanische Gemeinde in Florida konzentriert ist: Hier leben mit 833.120 Menschen mehr als zwei Drittel der Kubaner (67,1 Prozent) in den USA. In ganz Florida machen sie 5,2 Prozent der Bevölkerung aus.

Neben der Stadt Hialeah, wo der Latino-Anteil (zum Großteil Kubaner) 90,3 Prozent der Bevölkerung ausmacht, gilt Miami als *der* exilkubanische Brennpunkt der USA. In Miami-Dade County konzentriert sich mehr als die Hälfte (52,4 Prozent) der kubanoamerikanischen Bevölkerung (rund 651.000 Personen). Die plakative Behauptung, Miami sei noch vor Santiago de Cuba die zweitgrößte „kubanische“ Stadt<sup>160</sup> lässt sich freilich nur aufrecht halten, wenn man den Großraum Miami als Stadtgebiet betrachtet. Die Kubaner stellen mit 132.763 Bewohnern den mit Abstand größten Teil der Bevölkerung von City of Miami dar (51,9 Prozent).<sup>161</sup> Doris Henning nennt Miami deshalb das „Herz des US-amerikanischen Kubas, alle anderen Orte mit größeren kubanischen Gemeinschaften, wie Union City/New Jersey oder New York sind politisch und kulturell

---

<sup>157</sup> Achy Obejas: *Memory Mambo*, S. 168.

<sup>158</sup> Abschnitt GCT-PL. Race and Hispanic or Latino. Quelle: U.S. Census Bureau, Census 2000 Redistricting Data Summary File, Geographic Area Florida (Online) <http://factfinder.census.gov> (5. November 2005) Siehe ebendort zu Fragen der Definition: „Origin can be viewed as the heritage, nationality group, lineage, or country of birth of the person or the person's parents or ancestors before their arrival in the United States.“

<sup>159</sup> Betsy Guzmán: *The Hispanic Population*. Census 2000 Brief (6. November 2005).

<sup>160</sup> So z.B. Doris Henning: *Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität*, S. 617.

<sup>161</sup> *Miami Profile 2004*. Official City of Miami Website (online) <http://www.ci.miami.fl.us/press/pressreleases/miami/Profile91004.pdf> (6. Nov. 2005), S. 6.

Satelliten Miamis.“<sup>162</sup> Der Aufstieg datiert aus den 1930er-Jahren, als Miami die damaligen kubanischen Hochburgen Key West und Ybor City ablöste. Die Zahlen deuten ferner darauf hin, dass die Kubaner auf dem Gebiet der USA in der Vergangenheit zur Bildung von Enklaven tendierten – allerdings zu wirtschaftlich erfolgreichen und politisch einflussreichen Enklaven. Mit der jüngeren Generation wird auch die regionale Abschottung, welche die Anpassung an die US-Gesellschaft tendenziell verlangsamt, etwas aufgebrochen. Frauke Gewecke verwendet in Anlehnung an den in Spanien ansässigen kubanischen Literaturkritiker Iván de la Nuez bewusst den Terminus Diaspora anstelle von Exil, um zu betonen, dass einerseits die Rückkehr nach Kuba stets das Ziel bleibe und Miami heute nicht mehr das einzige Zentrum kubanischer Migration sei.<sup>163</sup>

Die Rolle der kubanischen Exilgemeinde in Miami beruht freilich nicht nur darauf, dass Florida die erste Anlaufstelle der Flüchtenden ist. Die Miami-Kubaner stehen zudem für eine bestimmte, radikale Sichtweise der Exilthematik: So befindet sich hier auch die politisch einflussreichste und radikalste Castro-Opposition. Traditionellerweise identifizieren sich Exilkubaner stark mit der Republikanischen Partei wegen deren prononciert antikommunistischer Außenpolitik.<sup>164</sup> Die in New York aufgewachsene Autorin Cristina García, eine deklarierte Demokratin, sieht sich während ihrer beruflichen Zeit in Miami mit Vorwürfen konfrontiert, eine Kommunistin zu sein.<sup>165</sup> Tatsächlich boykottieren die Lobbyisten der konservativen Kubanisch-Amerikanischen Nationalstiftung, die die „Interessen des weißen kubanisch-amerikanischen Bürgertums – rein und hart“<sup>166</sup> vertrete, die Bemühungen der Demokraten um Entspannung. Kurioserweise hilft und stützt dieser radikale Kurs und die zunehmende Verschärfung des US-Handelsembargos Castro in vielerlei Hinsicht, erkannte der in Berlin lebende kubanische Autor Jesus Díaz bereits 1993: Der ökonomische Druck des

---

<sup>162</sup> Doris Henning: Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität, S. 617-618.

<sup>163</sup> Frauke Gewecke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960 - 2000), S. 551.

<sup>164</sup> Vgl. María Cristina García: Havana USA, S. 116.

<sup>165</sup> Payant, Katherine B.: From Alienation to Reconciliation in the Novels of Cristina García. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 26 (2001), Heft 3, S. 163-182. Hier: S. 164. Payant weist darauf hin, dass die Kubaner in Amerika in vielen politischen Fragen unterschiedlicher Meinung sind – frühere und spätere Ankömmlinge, Befürworter und Kritiker des Dialoges und des Embargos, Miami-Kubaner und andere etc.

<sup>166</sup> Jesus Díaz: Sozialismus oder Tod. In: *Der Spiegel*, 14. Juni 1993 (Online-Archiv).

Außenfeindes liefert eine willkommene Rechtfertigung dafür, dass Planwirtschaft im „socialismo tropical“ letztlich nur eine Verwaltung des Mangels bedeutet. Die Kubaner heben sich in ihrer politischen Präferenz somit von den übrigen Latinos ab, die eigentlich traditionellerweise eher zu den Demokraten tendieren. Allerdings findet auch innerhalb der kubanischen Gemeinde in Miami ein Generationenwandel statt: Die Journalistin Caroline Koenig stellte schon anlässlich des US-Präsidentschaftswahlkampfes Ende 2004 fest:

Die Zeiten, in denen die Latinos in Florida en bloc zu den Stammwählern der Republikaner gehörten, sind vorbei. Noch immer hält Bush den Vorsprung unter den Kubanern, aber die jüngeren, in den USA geborenen Kubaner setzen sich von den Eltern politisch ab.<sup>167</sup>

Ebenso stieß die damalige US-Außenministerin Madeleine Albright bei einem Floridabesuch 1998 bei der kubanisch-amerikanischen Gemeinde „[...] auf ein breites Spektrum von Meinungen, die stark von individuellen Erfahrungen und vom Alter beeinflusst waren.“<sup>168</sup> Während die älteren Menschen noch von der Rückkehr in die Häuser ihrer Kindheit träumten und das Embargo rückhaltlos unterstützten, hätten Angehörige der mittleren Generation – im Alter von 40 oder 50 Jahren – bereits pragmatischer reagiert: Sie befürworteten eine aktive Unterstützung kubanischer Dissidenten und den Aufbau der Zivilgesellschaft in Kuba. Einige jüngere kubanischstämmige Amerikaner optierten für die gänzliche Aufhebung des Embargos. Sie erwarten sich mehr von einer „Sears-Invasion“: Würden die Kubaner mit der Warenvelfalt der US-amerikanischen Versandhandelskette konfrontiert, so wäre dies für das Castro-Regime viel bedrohlicher als das derzeitige Embargo, lautet die Überlegung.<sup>169</sup>

Die Kubaner brachten es unter allen lateinamerikanischen Immigranten ökonomisch am weitesten, stellt Doris Henning eine ungebrochene Gültigkeit der „Cuban success story“ fest.<sup>170</sup> Sie sieht einen Grund dafür in der Zusammensetzung der ersten Migrantengruppen, die vornehmlich der Ober- und der oberen Mittelschicht entstammten und neben hohem Bildungsniveau, guten Qualifi-

---

<sup>167</sup> Caroline Koenig: Vota Kerry! In: *Die Zeit*, Nr. 45 (2004), Online-Archiv.

<sup>168</sup> Madeleine Albright: *Die Autobiographie*. München: C. Bertelsmann Verlag 2003, S. 404.

<sup>169</sup> Madeleine Albright: *Die Autobiographie*, S. 404.

<sup>170</sup> Doris Henning: *Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität*, S. 628-629.

kationen und Unternehmergeist auch den Ehrgeiz mitbrachten, ihren sozio-ökonomischen Status wiederzuerlangen und somit erfolgreicher zu sein als die kubanische Revolution. Diese Gesellschaftsschicht habe sich zudem schon lange zuvor am Modell der USA orientiert. Kurioserweise sind heute die Dollar-Sendungen emigrierter Verwandter, welche erst nach der Legalisierung des Dollars als Zweitwährung 1993 ermöglicht wurden, neben dem Tourismus die wichtigste Devisenquelle des Landes<sup>171</sup>. Mit geschätzten 915 Millionen US-Dollar übertreffen sie bei weitem die Einnahmen aus der Zuckerrohrernte auf Kuba. (Pedro Monreal nennt eine abweichende Schätzung der UN-Kommission CEPAL, der „Comisión Económica para América Latina y el Caribe“, die für das Jahr 1996 von etwa 800 Millionen US-Dollar ausgeht.)<sup>172</sup>

Allerdings waren auch die später in den USA angekommenen Gruppen in wirtschaftlicher Hinsicht höchst erfolgreich: Als sich im Laufe der 1970er-Jahre für die Exilkubaner abzeichnete, dass ihr Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von längerer Dauer sein würde, verlagerte sich der Fokus vieler Exilanten auf den beruflichen und ökonomischen Aufstieg. Unter allen großen Latino-Gruppen wiesen die Kubaner bei den Volkszählungen 1980 und 1990 das höchste Durchschnittseinkommen und den höchsten Bildungsgrad auf.<sup>173</sup> Wenn es darum ging, den amerikanischen Traum zu verfolgen, bewiesen die Kubanoamerikaner zwar ein großes Maß an Anpassungsfähigkeit, das jedoch nie bis zur Selbstaufgabe reichte. Vorbehaltlose Assimilation sei kein Merkmal der kubanischen Situation in den Vereinigten Staaten, betonen Virgil Suárez und Delia Poey: „Cuban-Americans are not assimilated; they do not adopt the dominant culture, but rather adapt it.“<sup>174</sup>

---

<sup>171</sup> Miriam Lang (Hrsg.): Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Kuba. Hamburg: KKV konkret 2004, S. 21.

<sup>172</sup> Pedro Monreal: Migration und Überweisungen: Anmerkungen zum Fall Kuba. In: Karin Gabbert, Wolfgang Gabbert, Bert Hoffmann u.a. (Hrsg.): Migrationen. Bad Honnef: Horlemann 1999, S. 73-96. Hier: S. 74.

<sup>173</sup> María Cristina García: Havana USA, S. 109.

<sup>174</sup> Vgl. Virgil Suárez, Delia Poey (Hrsg.): Little Havana Blues: A Cuban-American Literature anthology. Houston: Arte Público Press 1996, S. 11.

### 3. Kubanische Literatur in den Vereinigten Staaten

#### 3.1. Entwicklungsstadien kubanischer Exilliteratur nach 1959

Bei der emotional geführten Diskussion über die kubanische Exilliteratur wird oft übersehen, dass diese lange vor 1959 beginnt: Sie hat ihre Wurzeln noch im 19. Jahrhundert.<sup>175</sup> Die spanische Kolonialzeit bringt, wie Ottmar Ette betont, mit sich, dass schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der Struktur eines „zweigeteilten literarischen Feldes der kubanischen Literatur“<sup>176</sup> gesprochen werden muss. Er nennt Schriftsteller wie José María Heredia (1803-1839), Cirilo Villaverde (1812-1894) oder natürlich José Martí (1853-1895).<sup>177</sup> Isabel Álvarez Borland fügt diesen Namen für das 19. Jahrhundert noch Gertrudis Gómez de Avellaneda (1814-1873) und Mercedes Merlín (María de las Mercedes Santa Cruz y Montalvo, Condesa de Merlín, 1789-1852)<sup>178</sup> sowie für das vergangene Jahrhundert Alejo Carpentier (1904-1980) hinzu.<sup>179</sup>

Einen markanten Einschnitt stellt die kubanische Revolution allerdings dennoch dar: Nach Batistas Vertreibung kehren zunächst viele Intellektuelle 1959 – darunter Alejo Carpentier und Heberto Padilla – aus dem Exil nach Kuba zurück. Zuvor nur im Ausland erhältliche Bücher werden nun wieder gedruckt. Bald darauf müssen jedoch Schriftsteller erneut mit der Verfolgung – jetzt durch die Revolutionäre – rechnen und weichen ins Ausland aus. Als international bekanntester Schriftsteller geht Guillermo Cabrera Infante 1966 ins Londoner Exil. Auch Alejo Carpentiers Entsendung als Kulturattaché an die kubanische Botschaft in Paris wertet Volker Skierka als „Exil“ – diese Lösung habe es der Regierung ermöglicht, das Gesicht zu wahren.<sup>180</sup> Jene Schriftsteller, die unmittelbar nach der Revolution in die USA fliehen, bleiben dort zunächst isoliert. Erst der erwähnte

---

<sup>175</sup> Vgl. Virgil Suárez, Delia Poey (Hrsg.): *Little Havana Blues: A Cuban-American Literature anthology*, S. 9. Siehe dazu auch die Einleitung von: Nicolás Kanellos (Hrsg.): *Biographical dictionary of Hispanic literature in the United States; the literature of Puerto Ricans, Cuban Americans, and other Hispanic writers*. New York, Westport, London: Greenwood Press 1989, S. xiv-xv.

<sup>176</sup> Ottmar Ette: „Partidos en dos“: zum Verhältnis zwischen insel- und exilkubanischer Literatur. In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte*. Bd. 13 (1989), S. 440-453. Hier: S. 446.

<sup>177</sup> Ottmar Ette: „Partidos en dos“, S. 440-443.

<sup>178</sup> Vgl. César Aira: *Diccionario de Autores Latinoamericanos*. Buenos Aires: Emecé/Ada Korn 2001, S. 365.

<sup>179</sup> Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American literature of exile: from person to persona*, S. 5.

<sup>180</sup> Volker Skierka: *Fidel Castro*, S. 283.

Massenexodus von 1980 über den Hafen Mariel ruft weltweites Medienecho hervor. Trotz des schlechten Images dieser Einwanderergruppe ändert sich mit der literarischen „generación de Mariel“ die Situation der kubanischen Exilliteratur: Diese Gruppe junger Intellektueller rund um Reinaldo Arenas erreicht nicht zuletzt mit der Gründung der Literaturzeitschrift *Revista Mariel* 1983 wesentlich stärkere Außenwirkung und wirkt zugleich integrierend für die Exilliteratur, indem sie es versteht, die „[...] in den USA bestehenden Strukturen zu nutzen [und] wichtige Verbindungen zum kubanischen Exil in Spanien herzustellen.“<sup>181</sup>

Es liegt auf der Hand, dass die kubanische Literatur in den Vereinigten Staaten weitgehend mit Exilliteratur identifiziert wird: Für Ottmar Ette spielt in der lateinamerikanischen und speziell karibischen Literatur des 20. Jahrhunderts die „[...] Problematik des Exils sowohl produktions- als auch rezeptionsästhetisch eine zentrale – überspitzt könnte man sogar sagen: eine konstitutive – Rolle [...]“<sup>182</sup> Laura Alonso Gallo und Fabio Murrieta argumentieren allerdings, dass die Bezeichnung Exilliteratur den Blick zu sehr auf diesen einen Aspekt der Produktionsbedingungen einschränke und die Wechselbeziehungen mit der nord-amerikanischen Kultur unterschlage.<sup>183</sup>

Wie sehen die Entwicklungsstadien der kubanoamerikanischen Literatur im engeren Sinne aus? Literatur im Exil entwickle sich prototypisch in drei Stufen, analysiert Isabel Álvarez Borland. Zunächst stünden die äußeren Umstände im Vordergrund: „[...] exile writing relates mostly to the politics that originated the condition in the first place.“ In einer zweiten Stufe werde der Widerstand gegen die „erosion of identity“ thematisiert und in den letzten Ausprägungen verwandle sich Exil in Ethnizität, „[...] as it confronts issues related to assimilation and heritage.“<sup>184</sup> Eine Analyse von Kurzgeschichten und Gedichten aus der Zeit vor 1982 zeigt die dominanten Themen unter der ersten Generation kubanischer Immigranten in den Vereinigten Staaten auf: Kuba steht eindeutig im Mittelpunkt:

---

<sup>181</sup> Vgl. Ottmar Ette: „Partidos en dos“, S. 448. María Cristina García: Havana USA, S. 195.

<sup>182</sup> Ottmar Ette: „Partidos en dos“, S. 440.

<sup>183</sup> Laura Alonso Gallo, Fabio Murrieta: Prólogo. In: Laura Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 13-19. Hier: S. 13-14.

<sup>184</sup> Isabel Álvarez Borland: Cuban-American Literature of exile: from person to persona, S. 17-18.

das Land, die Menschen, die Kultur.<sup>185</sup> Werden politische Aspekte erwähnt, so geschieht das zu 90 Prozent mit Castro-kritischer Konnotation – aber auch zu 75 Prozent kritisch der US-Politik gegenüber; sogar deutlich öfter als im Kontrollsample mit kubanischen Kurzgeschichten (50 Prozent).<sup>186</sup> In den kubanischen Texten wird indes das Exil in den USA ausschließlich unter dem wirtschaftlichen Aspekt gesehen. 46 Prozent der Kurzgeschichten von Kubanern in den USA erwähnen hingegen Diskriminierung: Offenkundig gehört es zum Erfahrungsschatz vieler Immigranten, aufgrund ihrer Herkunft sozial zurückgesetzt zu werden. Und schon bei der ersten Immigrantengeneration spielt die Erfahrung des Identitätsverlustes eine Rolle – wenn auch nur bei einem Fünftel der Texte (21,2 Prozent).<sup>187</sup>

Wolfgang Binder unterteilt die kubanische Exilliteratur zwischen 1960 bis 1985 in mehrere Phasen: Die ersten Texte seien Werke der Abrechnung, Hass- und Pamphletliteratur, oft in reportagenhafter Form dargebracht. Gut und Böse seien mit manichäistischer Klarheit verteilt.<sup>188</sup> In späteren Exiltexten erfolge der Blick zurück weniger in Zorn als in Trauer und Wehmut, nunmehr in Gestalt von Nostalgie- und verklärender Erinnerungsliteratur.<sup>189</sup> Andere Texte wiederum zeigten eine besondere Nähe zum Anekdotischen und zur Briefliteratur sowie Züge des costumbrismo. Diese seien angesiedelt in einem Bereich zwischen Karikatur und Genremalerei.<sup>190</sup> Binder sieht schon ab 1985 erste Anzeichen einer sich neu entwickelnden Literatur, die auf dem Weg der Satire den Kulturschock und die Akkulturationsprozesse der Kubaner in den USA thematisiere – etwa in

---

<sup>185</sup> Silvia Burunat untersuchte 217 Kurzgeschichten und 928 Gedichte, die in den USA entstanden sowie 72 Kurzgeschichten und 217 Gedichte aus Kuba. Silvia Burunat: A comparative study of contemporary Cuban American and Cuban literature. In: *International Journal of the Sociology of Language*. Bd. 84 (1990), S. 101-123.

<sup>186</sup> Silvia Burunat: A comparative study of contemporary Cuban American and Cuban literature, S. 105.

<sup>187</sup> Die Definition lautet: „Anomie: lack of identity. Reference is made to feelings of disorientation, anxiety, and isolation due to being in the midst of a ‚different‘ culture or society, an ‚impersonal‘ type of city, etc., which lead to a loss of ethnic identity“. Silvia Burunat: A comparative study of contemporary Cuban American and Cuban literature, S. 119.

<sup>188</sup> Wolfgang Binder: Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York: Exilkubaner und ihre Prosaliteratur in den USA (1960-1985). In: Titus Heydenreich (Hrsg.): *Kuba. Geschichte – Wirtschaft – Kultur*. München: Wilhelm Fink Verlag 1987, S. 209–235. Hier: S. 215. [Zugleich: *Lateinamerika Studien* 23]

<sup>189</sup> Wolfgang Binder: Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York, S. 217.

<sup>190</sup> Wolfgang Binder: Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York, S. 221.

Roberto G. Fernández' Satire *La vida es un special* von 1982.<sup>191</sup> Nicht nur damit markiert Fernández einen Wendepunkt: Er erfüllt ebenfalls die Kriterien, um zur Generation eineinhalb gezählt zu werden,<sup>192</sup> publizierte zunächst jedoch noch in spanischer Sprache. *Raining Backwards* war 1988 sein erster auf Englisch veröffentlichter Text.<sup>193</sup> Fernández' Romane und Erzählungen sind aus den unterschiedlichsten Textsorten montierte Satiren, die den von nostalgischer Obsession und antirevolutionärer Agitation geprägten Akkulturationsprozess der kubanoamerikanischen Bevölkerung in den USA entlarven. *Raining Backwards* ist somit ein frühes Beispiel für Literatur, deren Blick nicht mehr einfach rückwärtsgewandt ist, sondern auf einer Metaebene über die Lebensumstände der Kubanoamerikaner reflektiert. Binder beendet seine (1987 veröffentlichte) Übersicht mit einem Ausblick: Es sei noch nicht abzusehen, ob sich die exilkubanische Literatur auf den nordamerikanischen Mainstream zubewegen oder ganz zu den „ethnic literatures“ innerhalb der USA gehören werde. Zudem sei unklar, ob sich eine kubanoamerikanische Literatur in englischer Sprache herausbilden werde. Er bezweifelt, dass diese Literatur nach dem Sprachwechsel noch exilbetont sein würde.<sup>194</sup>

Zwanzig Jahre später zeigt sich, dass Binder mit seiner Vermutung nicht Recht hatte: Wie wir an den im Folgenden behandelten Texten sehen werden, die allesamt in englischer Sprache erstveröffentlicht wurden, ist die Exilsituation auch für die jüngere Generation *das* bestimmende Thema geblieben, wenngleich sich die formale und inhaltliche Aufbereitung deutlich gewandelt hat. Da weiterhin fast zwei Drittel der Latinos in den USA im Ausland geboren sind, werde die Migrationserfahrung auch in absehbarer Zukunft ein zentrales Thema bleiben,

---

<sup>191</sup> Diesen Text führt auch Nicolás Kanellos stellvertretend für den Übergang zu einer eigenständig kubanoamerikanischen Literatur an: Fernández' Texte seien „[...] aimed at the community taking stock of its present circumstances and reckoning with a future here in the United States.“ Nicolás Kanellos (Hrsg.): *Biographical dictionary of Hispanic literature in the United States; the literature of Puerto Ricans, Cuban Americans, and other Hispanic writers*. New York, Westport, London: Greenwood Press 1989, S. xvii.

<sup>192</sup> Roberto Fernández wurde 1951 in Sagua la Grande, Kuba, geboren und verließ die Insel 1961 in Richtung der USA, wo sich die Familie in einem von Anglo-Amerikanern dominierten Wohnbezirk nahe Miami niederließ. Vgl. Silvia Novo Pena: Fernández, Roberto (1951-). In: Kanellos, Nicolás (Hrsg.): *Biographical dictionary of Hispanic literature in the United States; the literature of Puerto Ricans, Cuban Americans, and other Hispanic writers*. New York, Westport, London: Greenwood Press 1989, S. 95-99.

<sup>193</sup> Roberto G. Fernández: *Raining Backwards*. Houston: Arte Público Press 1997.

<sup>194</sup> Wolfgang Binder: *Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York*, S. 215.

prognostiziert Alan West-Durán.<sup>195</sup> Der ständige Zufluss verhindert zugleich, dass das Bild der alten Heimat in nostalgischer Verklärung erstickt. Wie wir sehen werden, hat sich bei der jungen Generation von Autorinnen und Autoren die Perspektive geändert: Der wehmutsvolle Rückblick weicht einer distanzierteren, kritischeren Sicht, die zugleich die Bedingungen der Verklärung und die Vermarktungsmechanismen, die damit verbunden werden, hinterfragt.<sup>196</sup> Diese reflektiertere Haltung ist es, welche die Kubanoamerikaner in den USA von den Kubanern der ersten Generation abhebt:

Basic distinctions between a *Cuban* writer in the United States and a *Cuban American* writer are, thus, the full consciousness and practice of dualism, the sense of belonging to an ethnic minority, and the native use of English.<sup>197</sup>

Die Trennlinie zwischen den Generationen verläuft dort, wo der Blick nicht mehr nur in die Vergangenheit, sondern auch in die Zukunft gerichtet ist – nämlich dann, wenn das Exilbewusstsein sich seiner Gespaltenheit bewusst wird, diese Janusköpfigkeit aber nicht nur als Bürde, sondern als Chance begreift. Folglich ist der typische Cuban American nur mehr ein „[...] part time practitioner – if at all – of the Cuban nostalgia discourse“, schreibt Eliana Rivero.<sup>198</sup>

Knapp 15 Jahre danach führt Frauke Gewecke<sup>199</sup> die von Wolfgang Binder genannten Entwicklungsstufen näher aus: Demnach standen die zwischen 1960 und 1975 entstandenen Prosatexte häufig dem „testimonio“ nahe – sie umfassten zumeist die ersten Jahre nach Batistas Sturz, schilderten häufig die dramatischen Umstände der Flucht ins Exil. Kennzeichnend für diese Texte seien ein virulenter Antikommunismus und das manichäische Weltbild. Erst Anfang der 1970er-Jahre brechen sich neue narrative Techniken Bahn<sup>200</sup> und etablieren die

---

<sup>195</sup> Alan West-Durán: *Crossing Borders, Creative Disorders: Latino Identities and Writing*, S. 31.

<sup>196</sup> Vgl. Dalia Kandyoti: *Consuming Nostalgia: Nostalgia and the Marketplace in Cristina García and Ana Menéndez*, S. 81-99.

<sup>197</sup> Eliana S. Rivero: *(Re)Writing Sugarcane Memories: Cuban Americans and Literature*, S. 179. Hervorhebungen wie im Original.

<sup>198</sup> Eliana S. Rivero: *(Re)Writing Sugarcane Memories*, S. 164-182.

<sup>199</sup> Vgl. hier und im Folgenden: Frauke Gewecke: *Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)*, S. 555-556, 559-608.

<sup>200</sup> Als Beispiele nennt Gewecke die drei Romane *El sitio de nadie* von Hilda Perera, *Perromundo* von Carlos Alberto Montaner und *Los cruzados de la aurora* von José Sánchez-Boudy, die allesamt 1972 erschienen und ihrer Meinung nach diesen Neubeginn markieren.

Fragmentierung von Handlung, Ort und Zeit sowie häufige Perspektivenwechsel. Damit wird zugleich die Eindimensionalität der Darstellung aufgelöst, erstmals findet sich die Castro-Ära auch mit positiven Aspekten wieder. Die Topoi der Exilliteratur verlagern sich von der Schilderung der äußerlichen Umstände und Oppressionen zur Introspektion: Jetzt steht die Erfahrung des Verlustes, der Bruch der Kontinuität, die Heimatlosigkeit und Entwurzelung, der Kulturschock bis hin zum Identitätsverlust im Mittelpunkt. Thematisiert werden diese entweder als Protest gegen die Verhältnisse im Herkunftsland oder im Rückzug auf eine „Realitätsparzelle“.<sup>201</sup> Bereits während der 1970er-Jahre formieren sich Gruppierungen, deren Protagonisten Frauke Gewecke „Kinder des Exils“ nennt, weil sie bereits in den USA geboren wurden oder mit ihren Eltern als Heranwachsende in die USA emigrierten.<sup>202</sup>

María Cristina García hingegen sieht ab den späten 1980er-Jahren eine neue Generation<sup>203</sup> von Autorinnen und Autoren am Werk, die sich gleichzeitig als Kubaner und Amerikaner sehen und die Interaktion der beiden Kulturkreise sowie die Definition ihrer „cubanidad“ in den Mittelpunkt rücken. Der Essayist und Schriftsteller Gustavo Pérez Firmat – selbst Teil dieser Generation – unterscheidet diese Gruppe in Anlehnung an den kubanischen Soziologen Rubén Rumbaut von der ersten Exilgeneration: Die „one-and-a-half generation“<sup>204</sup> sei zwar noch auf Kuba geboren, habe die Insel aber bereits im Kindesalter verlassen. Diese Differenzierung spielt für die meisten Soziologen keine Rolle: Sie unterscheiden die erste von der zweiten Generation einfach anhand des Geburtsortes.<sup>205</sup> Für unsere Fragestellung ist jedoch eine zusätzliche Differenzierung entscheidend. Rumbaut zufolge sind für die Angehörigen dieser

---

<sup>201</sup> Vgl. Frauke Gewecke: *Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)*, S. 553.

<sup>202</sup> Gewecke nennt die New Yorker Zeitschrift *Areíto* (1975-84) und die Lyrikerin, Erzählerin und Aktivistin Lourdes Casal (1938-81) als Organisationszentren. Frauke Gewecke: *Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)*, S. 573.

<sup>203</sup> María Cristina García: *Havana USA: Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959 – 1994*, S. 169. Sie nennt Roberto G. Fernández, Elías Miguel Muñoz, Ana María Simó, Iván Acosta, Dolores Prida, Gustavo Pérez-Firmat, Ricardo Pau-Llosa und María Irene Fornés.

<sup>204</sup> Rubén G. Rumbaut: *The Agony of Exile*. Zitiert nach: Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen. The Cuban-American Way*. Austin: University of Texas Press 1996, S. 4.

<sup>205</sup> Vgl. Leif Jensen: *The Demographic Diversity of Immigrants*. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): *Ethnicities. Children of Immigrants in America*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 21-56. Hier: S. 24.

„Sandwich-Generation“ nämlich zwei krisenhafte Übergänge prägend: jener von der Jugend zum Erwachsenen-Alter und von einer soziokulturellen Umgebung zur anderen. Dagegen müsse die ältere Exilgeneration nur mit dem Kulturwechsel fertig werden – und die schon in den USA geborene „second generation“ sei im Grunde nur noch mit den Problemen ihrer Pubertät konfrontiert.<sup>206</sup> Doris Henning folgert, dass für Angehörige der jüngeren Generation „[...] ihre kubanische Identität weitgehend auf den Erinnerungen ihrer Eltern basiert, nicht auf eigener Erfahrung.“<sup>207</sup> Nicht von ungefähr beschäftigen sich die Texte dieser Autorinnen und Autoren, wie wir sehen werden, mit divergierenden Ansichten unterschiedlicher Generationen, mit der Glaubwürdigkeit von Erinnerungen, mit Spurensuche und Identitätsfindung.

Nara Araújo klassifiziert die Autoren und Generationen nicht anhand von biographischen Daten oder Themen, sondern anhand der Sprache.<sup>208</sup> Die Kubaflüchtlinge der Frühphase hätten auf amerikanischem Boden unverändert in spanischer Sprache publiziert; sie stünden damit weiterhin im Kontext der kubanischen Literaturtradition – wenn auch im Exil. Die nachfolgende Generation erfülle hingegen eine „Brückenfunktion“<sup>209</sup>, bei der sich Nostalgie mit Humor und Lokalkolorit mit kosmopolitischem Anspruch vermähle: Diese jüngeren Autorinnen und Autoren entwickelten erstmals eine eigenständige „Cubanamerican consciousness“; die Literatursprache wechsele zu einem Englisch mit Spanglish-Einsprengseln.<sup>210</sup>

---

<sup>206</sup> Rubén G. Rumbaut: *The Agony of Exile*. Zitiert nach: Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 4.

<sup>207</sup> Doris Henning: *Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität*, S. 645.

<sup>208</sup> Vgl. Nara Araújo: *I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This? Cuban and Cubanamerican Literatures in the US*. In: Ashok Bery und Patricia Murray (Hrsg.): *Comparing Postcolonial Literatures. Dislocations*. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 93-103. Hier v.a. S. 94.

<sup>209</sup> Araújo nennt exemplarisch Lourdes Casal, Roberto Fernández, Dolores Prida, Achy Obejas und Eliana Rivero sowie Cristina García. Ebenda, S. 94.

<sup>210</sup> Vgl. auch Virgil Suárez, Delia Poey (Hrsg.): *Little Havana Blues: A Cuban-American Literature anthology*, S. 9.

Isabel Álvarez Borland unterscheidet in diesem Zusammenhang drei Textarten: „[...] narrativas que pueden considerarse exílicas, híbridas y étnicas.“<sup>211</sup> Unter dem Schlagwort „Exil“ subsumiert sie jene Autoren, die Kuba erst im Erwachsenenalter verließen und deren literarische Entwicklung noch im Geburtsland erfolgte.<sup>212</sup> Für diese seien die Vereinigten Staaten allenfalls der Kontext der Handlung, eine Identifikation mit den nordamerikanischen Lebensumständen finde nicht statt. Die zweite Generation – darunter versteht Álvarez Borland nicht jene Autoren, die bereits in den USA geboren werden, sondern generell die Kinder der ersten Exilgeneration – unterteilt sie in die „one-and-a-half“ generation und „Cuban-American ethnic writers“.

Die Generation eineinhalb blicke auf eine kubanische Kindheit und Jugend zurück, verbringe aber das Erwachsenenalter in den USA und lasse somit eine „hybride Sensibilität“ erkennen: Diesen Autorinnen und Autoren stünden zwei Sprachen als Medium für unterschiedliche Bereiche ihres Seins zur Verfügung: Spanisch als Sprache der Kindheit und der Erinnerungen, Englisch als Sprache der Reife und Gegenwart. Daraus ergebe sich freilich ein Zwiespalt, aus dem ein Gefühl der „desubicación“ resultiere.<sup>213</sup>

Unter „Cuban-American ethnic writers“ fasst Álvarez Borland wiederum Autorinnen und Autoren zusammen, die in ihrer frühen Kindheit in die USA kamen oder bereits dort geboren sind. Diese Unterscheidung ist allerdings nicht in allen Details stimmig, kritisiert Marta Caminero-Santangelo. Sie zeigt anhand von Textanalysen, dass die starre Dichotomie Exilliteratur versus Ethnoliteratur diesen nicht gerecht wird: Die Sicht eines Exilanten berge in sich stets jene eines Angehörigen einer Ethnie, die einer fremden Kultur begegne.<sup>214</sup>

---

<sup>211</sup> Isabel Álvarez Borland: *Las raíces al desnudo: narradores cubanos en los Estados Unidos*. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 37-50. Hier vor allem S. 39-44.

<sup>212</sup> Álvarez Borland nennt als Beispiele unter anderem die Erzählungen von Lino Novás Calvo *Maneras de contar* (1970) und die Werke von Reinaldo Arenas, vor allem *El Portero* (1989) und die postum erschienene Autobiographie *Antes que anochezca* (1992). Ebenda.

<sup>213</sup> Isabel Álvarez Borland: *Las raíces al desnudo: narradores cubanos en los Estados Unidos*, S. 41.

<sup>214</sup> Vgl. Marta Caminero-Santangelo: *Contesting the Boundaries of exile Latino/a Literature*. In: *World Literature Today*. Bd. 74 (2000) Nr. 3, S. 507-516. Hier: S. 508, 515.

### 3.2. Cuban-American Literature seit 1990

Wir wollen an dieser Stelle jene Autorinnen und Autoren der Generation eineinhalb oder den „Kindern des Exils“ zurechnen, die noch im Alter der Minderjährigkeit in einen neuen Lebensraum verpflanzt wurden. Da ihre eigene Herkunft noch nicht in einem Maße gefestigt ist, dass diese die Erfahrung der Entwurzelung überdauern würde, wird für sie die Wiedergewinnung der Identität, die Entdeckung der Herkunft, die Spurensuche, der Erwerb von Erinnerungen zum bestimmenden Thema. Für die zweite, in den USA geborene Generation ist zu erwarten, dass diese einen Schritt näher zu einer eigenständigen, zukunftsorientierten Identität als Cuban-Americans gekommen sein wird.<sup>215</sup>

Warum aber wendet sich der Blick dieser Übergangsgeneration immer noch der kubanischen Vergangenheit zu und nicht der amerikanischen Zukunft? Zum einen, weil die Verlusterfahrung noch zu gegenwärtig ist, als dass die Akkulturation oder Assimilation im Mittelpunkt stünde. Speziell bei der „Generation eineinhalb“ hat die Erforschung der eigenen Herkunft noch Vorrang vor der Abgrenzung von und zu anderen Ethnien. So, wie Anthony Smith eine Ethnie definiert,<sup>216</sup> wird klar, warum viele Topoi der kubanoamerikanischen Literatur gleichermaßen auf das individuelle wie kollektive Exilbewusstsein abzielen: Identitätssuche und ethnische Selbstfindung sind zwei Seiten ein und derselben Medaille. Bevor die in den USA lebenden Exilkubaner allerdings ihre Position innerhalb der Latinogemeinde definieren und gegenüber Anglo-Amerikanern abgrenzen können, müssen sie ihre eigene Rolle klären – erst Selbstfindung, dann Solidarisierung. Nach dieser These müsste sich der Fokus mit der zweiten Generation von Kindern des Exils allmählich verschieben: Es wird künftig zu beobachten sein, ob sich der Schwerpunkt der kubanoamerikanischen Literatur tatsächlich von der Herkunft löst und zu Fragen der Identität als Ethnie in den USA verlagert. Schon mit der Generation eineinhalb wird die Situation als ethnische Minderheit innerhalb der US-Gesellschaft sowie das Verhältnis zu den

---

<sup>215</sup> Doris Henning: Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität, S. 646.

<sup>216</sup> Nämlich durch einen kollektiven Namen, Mythos einer gemeinsamen Herkunft, geteilte historische Erinnerungen (kollektives Gedächtnis), eine spezifische Kultur, Assoziation mit einem „Homeland“ und Solidaritätsgefühl – vgl. Anthony Smith: National Identity. London 1991. Zitiert nach: Lázara Izquierdo Pedroso: Zwei Seiten Kubas – Identität und Exil, S. 29.

anderen Hispanics neu bewertet: Bis dahin waren die Kubaner eher distanziert – einerseits aufgrund ihrer politisch konservativen Haltung, andererseits aufgrund ihrer materiellen wie juristischen Bevorzugung als politische Flüchtlinge seitens der US-Behörden.

Paradoxerweise wurde der Boom kubanoamerikanischer Literatur in den Vereinigten Staaten durch einen Autor vorbereitet, der bereits der zweiten Generation zuzurechnen ist: Oscar Hijuelos, geboren 1951 in New York als Sohn kubanischer Immigranten, lieferte mit seinen Romanen *Our House in the Last World* (1983) und dem Pulitzer-prämierten *The Mambo Kings Play Songs of Love* (1990) ein Muster für die Bearbeitung kubanoamerikanischer Themen. Die Cuban Americans selbst und Hispanics hätten den Roman hingegen eher kühl rezipiert, betont Gustavo Pérez Firmat: Der Roman sei anglozentristisch angelegt; die Lesergruppe habe wahrgenommen, dass sich der Text nicht vorrangig an sie wende.<sup>217</sup> Mit dem Erfolg dieser Romane bildete sich freilich ein Vermarktungsschema aus, das nicht ohne Einfluss auf alle weitere Literatur blieb: Um den kommerziellen Erfolg beim nordamerikanischen Publikum, aber auch bei den Übersetzungen für den europäischen Markt zu steigern, wurden fortan die exotischen, karibischen Elemente überbetont. Häufig finden sich auf den Umschlägen Stadtansichten von Havanna oder kubanische Landschaften, Palmen, Bilder von Che Guevara oder Fidel Castro. An der Romanaufmachung und Gestaltung der Schutzumschläge ist klar das Phänomen der „tropicalización“ erkennbar, das Eliana Rivero auch bei anderen Latinoautoren wie Julia Álvarez beobachtet.<sup>218</sup>

Viele Biographien der Generation eineinhalb weisen eine auffällige Gemeinsamkeit auf: Die Autorinnen und Autoren unterrichten entweder an Universitäten (Gustavo Pérez-Firmat, Roberto Fernández, Virgil Suárez) oder arbeiten journalistisch (Achy Obejas, Ana Menéndez, Cristina García). Jorge Cantera und Carolina Hospital finden dafür eine einfache, aber stimmige Erklärung: „The nature of literary life in the United States makes it extremely difficult to make a

---

<sup>217</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 137.

<sup>218</sup> Eliana Rivero: *La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca*. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 133-151. Hier: S. 148.

living as a writer, unless one produces a fiction bestseller such as *The Mambo Kings Play Songs of Love* [...]”<sup>219</sup> Deshalb sei für viele kubanische Intellektuelle eine universitäre Laufbahn die sicherere Alternative, um den Lebensunterhalt zu finanzieren. Lange Zeit waren nämlich Buchverlage in den USA kaum bereit, exilkubanische Literatur zu publizieren: Während der 1960er-Jahre wurden nur wenige Romane und Kurzgeschichten gedruckt. Da die frühen kubanischen Exilanten fast ausschließlich in spanischer Sprache veröffentlichten, mussten sie meist den Umweg über Verlagshäuser in Mexiko oder Spanien wählen, um ihr Publikum zu erreichen.

Erst in den 1970er-Jahren entstanden einige Verlage wie **Ediciones Universal** (Miami, 1965), die sich mit ihrem Katalog auf hispanoamerikanische Literatur spezialisierten, stellt María Cristina García fest.<sup>220</sup> Etwa in diese Zeit fallen auch die Ursprünge von **Arte Público Press**<sup>221</sup> (Texas, 1979); mit rund dreißig Neuveröffentlichungen pro Jahr bis heute eines der aktivsten und wichtigsten Verlagshäuser für US-Hispanics. Der Verlag entstand in enger Verbindung und im Austausch mit der Bürgerrechtsbewegung, erinnert sich Verlagsgründer Nicolás Kanellos: „In the early 1970’s, it became obvious that Hispanic writers were not being published by the mainstream press.“<sup>222</sup> Den Anfang machte 1972 eine in Indiana erscheinende vierteljährliche Zeitschrift namens „Revista Chicana-Riqueña“, später umbenannt in „The Americas Review“, welche bis 1999 erschien. Die Gründung des Buchverlages datiert ins Jahr 1979. Ein Jahr später nahm Kanellos das Angebot der Universität von Houston wahr, seinen Verlag in die Universität einzubringen, wo unter seinem Vorsitz mehrere Projekte zur Erforschung und Dokumentation von Latinoliteratur in Angriff genommen wurden – etwa das 1992 gestartete Projekt „Recovering the US-Hispanic Literary Heritage“, das die verstreuten und vergessenen Beiträge der US-Hispanics

---

<sup>219</sup> Carolina Hospital und Jorge Cantera (Hrsg.): *A Century of Cuban Writers in Florida. Selected Prose and Poetry*. Sarasota: Pineapple Press 1996, S. 25.

<sup>220</sup> María Cristina García: *Havana USA: Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959 – 1994*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1996, S. 171.

<sup>221</sup> Arte Público und Universal werden als die bedeutendsten Promotoren exilkubanischer oder kubanoamerikanischer Literatur betrachtet. Vgl. Álvarez Borland, Isabel: *Cuban-American literature of exile: from person to persona*, S. 51.

<sup>222</sup> Webseite des Verlagshauses Arte Público Press. About Arte Público Press. URL: [www.arte.uh.edu/artepublico/about/index.aspx](http://www.arte.uh.edu/artepublico/about/index.aspx) (25. März 2007).

innerhalb der Vereinigten Staaten von der Kolonialzeit bis 1960 aufarbeiten und verfügbar machen will.<sup>223</sup>

Der Fortbestand von Verlagen, die sich auf Latino- und Latinaliteratur spezialisieren, scheint heute gesichert: Das garantieren alleine demographische Faktoren – eine immer größere Latino-Gemeinde und daraus resultierend ein steigendes Interesse auch unter der Anglo-Bevölkerung. Zudem findet Literatur von Latinos in den USA auch in Lateinamerika und Spanien mehr Beachtung, was wiederum zu Rückübersetzungen ins Spanische führt.<sup>224</sup>

Als Eckpunkte für die Geburtsdaten der „Cuban-American baby-boomers“ setzt Gustavo Pérez Firmat das Ende des Zweiten Weltkrieges und den Umsturzversuch mit der Landung in der Schweinebucht an.<sup>225</sup> Diese Festlegung trifft auf vier der sechs Autorinnen und Autoren sowie auch auf Roberto G. Fernández zu. Ivonne Lamazares ist im Jahr nach dem missglückten Invasionsversuch geboren. Lediglich Ana Menéndez fällt – wie bereits erwähnt – als Angehörige der zweiten Generation gänzlich aus dem Schema: Sie kam 1970 in den USA zur Welt und ist – wie der Erfolgsautor Oscar Hijuelos – zwar den Cuban-Americans, nicht mehr jedoch der „Generation eineinhalb“ zuzurechnen.

Wirklich bewusst konnten lediglich Gustavo Pérez Firmat selbst und Carlos Eire den Auftakt der Revolution miterleben. Die anderen waren 1959 noch im Kleinkindalter. Was unterscheidet somit diese Gruppe von der vorigen und der nachfolgenden Exilgeneration? Es ist mehr als die bloße Koinzidenz von Pubertät und Exil, wie Rumbaut vermutet hatte. Die überzeugendste Eigendefinition verdanken wir erneut Pérez Firmat, der in *Life on the Hyphen* den Sonderstatus der Cuban Americans seines Lebensalters analysiert. Seine bevorzugten Demonstrationsobjekte entstammen der Populärkultur – von Desi Arnaz, Hauptdarsteller einer beliebten US-Fernsehserie der 1950er-Jahre namens „I Love Lucy“, über die Ursprünge des Mambo bis hin zur Musik von Gloria

---

<sup>223</sup> Ebenda.

<sup>224</sup> Alan West-Durán: *Crossing Borders, Creative Disorders: Latino Identities and Writing*, S. 36.

<sup>225</sup> Bruce Allen Dick: *A Conversation with Gustavo Pérez Firmat*. In: *Michigan Quarterly Review*. Bd. 40 (Herbst 2001), Nr. 4, S. 682-692. Hier: S. 686.

Estefan.<sup>226</sup> Das „life on the hyphen“, das Leben der Cuban-Americans als so genannte Bindestrich-Amerikaner, drückt aus, dass diese Generation weder vollständig assimiliert ist, noch als isolierte Minderheit betrachtet werden will.

Als Bindegliedgeneration okkupieren die „Kinder des Exils“ einen Raum zwischen den Kulturen Kubas und der Vereinigten Staaten sowie eine Phase zwischen der ersten kubanischen Exilgeneration und der künftigen, amerikanisch sozialisierten Generation. Der Bindestrich verbindet dabei ebenso sehr, wie er trennt – nicht mehr nur Kubaner, aber noch nicht vollends Amerikaner (weder aus sich selbst, noch in der Fremdwahrnehmung) befinden sich die Angehörigen dieser Gruppe in einem Zwischenstadium mit wechselnden Akzentuierungen. Die Zuordnung als Cuban American werde zwar in der Regel integrativ verstanden, sei aber ebenso oft ein Mittel des Ausschlusses, bemerkt Achy Obejas kritisch: „You’re this other kind of American, sort of an imperfect American.“<sup>227</sup> Zugleich erlaubt der Bindestrich („Cuban-American“, „Mexican-American“) aber eine differenziertere Außenwahrnehmung der kulturellen Diversität als die ungeliebte Sammelbezeichnung als Latinos bzw. Latinas.<sup>228</sup>

Diese „hyphenated nationalities“ sind indes keine selbst gewählte Positionierung, gibt Magda Stroińska zu bedenken: „Exile means distance from one’s own cultural and national tradition, as well as to the foreign one.“<sup>229</sup> Gleichwohl ist es exakt diese Distanz und dieser Zwischenstatus, der die Generation eineinhalb dazu prädestiniert, zur Ausbildung einer genuin kubanoamerikanischen Kultur beizutragen – so lautet eine von Pérez Firmats Schlüsselthesen. Er identifiziert „[...] two forces that shape Cuban-American culture, which I will call *traditional* and *translational*.“<sup>230</sup> Einerseits sei nämlich die Kontinuität kennzeichnend für die Kulturbeziehungen, andererseits eigne diesen jedoch jenes distanzierende

---

<sup>226</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen. The Cuban-American Way*. Austin: University of Texas Press 1996.

<sup>227</sup> Donna Seaman: *The Booklist Interview: Achy Obejas*. In: *Booklist* (1. Juni 2001), S. 1816 (Online-Abruf über Literary Resource Center, 21. Oktober 2008).

<sup>228</sup> Vgl. Ilene Goldman: *A chronicle of hyphen-land* (Rezension). In: *Studies in Latin American Popular Culture*. Bd. 15 (1996), S. 311-317. Hier: S. 313 (Online-Abruf via Humanities International Complete, 21. Oktober 2008).

<sup>229</sup> Magda Stroińska: *The role of language in the re-construction of identity in exile*. In: Magda Stroińska und Vittorina Cecchetto (Hrsg.): *Exile, language and identity*. Frankfurt: Peter Lang 2003, S. 95-109. Hier: S. 107.

<sup>230</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 3.

Element, das auch Übersetzungen innewohnt – in jeder Bedeutung des Wortes. Topographisch, linguistisch wie kulturell gilt deshalb: „One-and-a-halfers are translation artists“.<sup>231</sup> So verwandelte etwa der auf Kuba geborene Entertainer Willie Chirino – selbst eines jener Kinder, die mit der bereits erwähnten „Operación Peter Pan“ außer Landes gebracht wurden – das traditionelle jüdische Lied Hava-Nagilah bei einer kubanisch-jüdischen Hochzeit in Miami zu einer Art „Havana-gilah“: In seiner Interpretation wird es mit einem karibischen guaguancó-Rhythmus und Salsa-Schritten unterlegt. Die kubanoamerikanische Kultur sei ebenso ein Resultat aus dem Schmuggeln, Importieren und Verarbeiten von fremden Einflüssen.<sup>232</sup> Allerdings vermutet Pérez Firmat, dass sich die kubanoamerikanische Gemeinde mit der zweiten Einwanderergeneration verändern werde: Schon 1993 sei Miami weniger von Kubanern als vielmehr von Hispanics geprägt – deutlich stärker als noch 10 oder 15 Jahre zuvor. Die Generation eineinhalb steht somit für eine wichtige, aber ephemere Übergangsphase – die Frage, was es bedeutet, ein Kubaner in den USA zu sein, wird für diese Autorinnen und Autoren dadurch aber umso dringlicher. „I’m more Cuban here than I am in Cuba, by sheer contrast and repetition“<sup>233</sup>, stellt Achy Obejas in einem Interview fest.

Carlos Eire wiederum, Autor des autobiographischen Romans *Waiting for Snow in Havana*, wurde zwar in Havanna geboren, er sei jedoch in den Vereinigten Staaten sozialisiert, betont er: „Although Spanish is my native language, I think in English [...] it was at the age of 11 that my education switched from Spanish to English.“<sup>234</sup> Neben dem Geburtsdatum besitzt somit auch das Alter zum Zeitpunkt der Auswanderung eine gewisse Aussagekraft für das Selbstverständnis der Autorinnen und Autoren: Cristina García wurde zwar in Havanna geboren, verbrachte aber nur zweieinhalb Jahre auf der Insel. Sie wuchs in New York City auf. Carlos Eire wurde – wie erwähnt – mit elf Jahren von Kuba ausgeflogen,

---

<sup>231</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 5.

<sup>232</sup> Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban condition*, S. 1.

<sup>233</sup> Greg Shapiro: *Dateline Emerald City*. Interview mit Achy Obejas. In: *Lambda Book Report*. Bd. 10 (2001), Nr. 2, S. 10ff. (Online über Literature Resource Center).

<sup>234</sup> Carlos Eire: Online-Interview von Barnes&Noble.com („Meet the Writer“): <http://search.barnesandnoble.com/Waiting-for-Snow-in-Havana/Carlos-Eire/e/9780743246415> (24. Oktober 2008).

Ivonne Lamazares mit vierzehn Jahren. Schon mit sechs Jahren verließ Achy Obejas die Insel, auf der sie 1956 (Havanna) geboren wurde. Der Weg ihrer Eltern führte zunächst nach Michigan City (Indiana), 1979 zog die Familie nach Chicago. Mit 39 Jahren kehrte Obejas für einen kurzen Besuch nach Kuba zurück: „After being away for 33 years, it all fit like perfect skin.“<sup>235</sup>

Die Frage, ob es vertretbar ist, auf die Insel zurückzukehren, solange dort das Regime Fidel oder Raúl Castros regiert, scheidet die Geister. Sie ist für Exilkubaner nämlich in hohem Maß ideologisch aufgeladen: Besonders die konservativen Exilkubaner sind der Ansicht, eine Rückkehr – und sei es auch nur für einen kurzen Besuch, wäre unmoralisch und hieße, sich mit dem diktatorischen Regime zu arrangieren.<sup>236</sup> Aus diesem Grund schließt Carlos Eire eine Reise nach Kuba kategorisch aus, solange dort Castro die Macht inne hat: „Unlike most people I know, I can't revisit my childhood haunts physically, so that world survives in my mind and in my soul, intact.“<sup>237</sup> Wie wir sehen werden, wird auch bei den anderen Autorinnen und Autoren – insbesondere bei Cristina García und Ana Menéndez – die Erinnerung an die verlorene Heimat oder die Rekonstruktion aus Erzählungen und Erinnerungsstücken zu einem Ankerpunkt der kubanoamerikanischen Identitätsfindung. Beatriz Calvo Peña sieht diesen permanenten Prozess der Identitätssuche als typisch kubanisch; die „saturación de la narrativa identificatoria“<sup>238</sup> sei charakteristisch für die kubanische Kultur.

Bei der Analyse der Texte fällt auf, dass nahezu alle – in Einklang mit den Bausteinen des Exilbewusstseins – ähnliche Krisenmuster erkennen lassen: Das wichtigste umfasst den Identitätsverlust und den Versuch der Protagonisten, diese in den drei Bezugskreisen Individuum, Familie und Gesellschaft wiederzuerlangen. Im zeitlichen Zusammenhang äußert sich die Identitätssuche rückwärts-

---

<sup>235</sup> Greg Shapiro: Dateline Emerald City. Interview mit Achy Obejas.

<sup>236</sup> Vgl. María Cristina García: Havana USA, S. 51.

<sup>237</sup> A Conversation with Carlos Eire. In: Carlos Eire: Waiting for snow in Havana: confessions of a Cuban boy. New York, London, Toronto [u.a.]: Free Press 2003, S. 389-390. Hier: S. 390.

<sup>238</sup> Beatriz Calvo Peña: Entre la memoria y el deseo: Daína Chaviano y la creación de *puentes de encuentro* cubanos. In: Alonso Gallo, Laura und Murrieta, Fabio (Hrsg.): Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 331-349. Hier: S. 332.

gewandt als Erinnern oder als Nostalgie – je nachdem, ob das Gefühl der Nüchternheit, Verklärung oder Trauer in der Rückschau auf die verlorene Heimat überwiegt. In die Zukunft gerichtet verbindet sich damit ein Hoffen - auf einen politischen Wechsel auf Kuba, auf eine bessere Zukunft in den USA, auf ein Wiedersehen mit Familienmitgliedern. Nicht selten wird diese Hoffnung jedoch enttäuscht. Carlos Eire umreißt diese geradezu existenzielle kuban(oamerikan)ische Grunderfahrung in *Warten auf Schnee in Havanna* mit dem spanischen Begriff „desengaño“ (siehe Kapitel 4.1.1).

Oft geraten zwei Bezugsebenen der Identitätssuche in Konflikt – Individuum und Vaterland, Familie und Revolution, Privates und Politisches. Versteht man Politik als die Organisation des Zusammenlebens von Menschen mit divergierenden Interessenslagen, so überrascht es wenig, dass das Politische das Leben jedes Einzelnen maßgeblich beeinflusst. Noch viel mehr gilt dies in einem oppressiv-konformistischen System. Im Sozialismus kubanischer Prägung ist jede Form betont individualistischer Lebensgestaltung verdächtig und erregt Anstoß. Die Vita Reinaldo Arenas' führt vor Augen, wie das Private zum Politikum werden kann: Nicht von ungefähr werden Homosexuelle auf Kuba einer „Parametrierung“<sup>239</sup> unterzogen. In der Argumentation des Castro-Regimes handelt es sich dabei um Überzeugungsarbeit, die Dissidenten die vermeintlichen Segnungen der Revolution näher bringen will. Die fast wörtliche Übersetzung („Gleichschaltung“) trifft den Kern der Maßnahmen freilich eher.

Massiv überschritten wird die Grenze zwischen dem Privaten und Politischen im kubanischen Alltag durch die „Comités de Defensa de la Revolución“ (Komitees zur Verteidigung der Revolution): Die Journalisten Ospina und Declerq, die darin offensichtlich der Argumentation Castros folgen, beschrieben diese euphemistisch als „Nachbarschaftsvereinigung zur Wachsamkeit“<sup>240</sup>, welche konterrevolutionäre und von den USA gesteuerte Gruppen isolieren soll. In Wahrheit handelt es sich eher um ein Instrument zur fortwährenden Bepitzelung und Kontrolle der

---

<sup>239</sup> „Es begann die ‚Parametrierung‘, das heißt, jeder homosexuelle Schriftsteller, Künstler, Dramatiker erhielt ein Telegramm, in dem stand, dass er nicht die politischen und moralischen Parameter aufweise, um sein Amt auszuüben, weshalb er entlassen sei; statt dessen bot man ihm die Beschäftigung in einem Arbeitslager an.“ Reinaldo Arenas: *Bevor es Nacht wird. Ein Leben in Havanna*. München: dtv 2002, S. 177.

<sup>240</sup> Hernando Calvo Ospina, Katlijn Declerq: *Originalton Miami. Die USA, Kuba und die Menschenrechte*. Köln: PapyRossa 2001, S. 11.

Bevölkerung.<sup>241</sup> Guillermo Cabrera Infante nannte die Verteidigungskomitees im Interview mit dem Hamburger Nachrichtenmagazin *Spiegel* „[...] nichts anderes als ein perfektes Blockwartssystem. Jeder bespitzelt den Nachbarn“.<sup>242</sup> In der Folge werden kurze Autoren-Viten die Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den biographischen Eckdaten der Autorinnen und Autoren illustrieren.<sup>243</sup>

### 3.2.1. Cristina García

Cristina García kommt am 4. Juli 1958 in Havanna (Kuba) zur Welt. Der Vater Francisco M. Garcia ist spanischer und guatemaltekerischer Abstammung, die Mutter ist Kubanerin. Schon 1961, während der ersten kubanischen Emigrationswelle, flieht die Familie mit ihren drei Kindern vor der Revolution in die Vereinigten Staaten.<sup>244</sup> Cristina García wächst in New York im Stadtteil Queens auf – ihre Familie eröffnet dort zunächst eine Gemischtwarenhandlung und später ein Restaurant im Stadtteil Brooklyn Heights. Zuhause spricht die Familie Spanisch; Cristina wächst allerdings nicht in einem von Kubanern oder Latinos, sondern in einem multikulturell geprägten Umfeld auf.<sup>245</sup> Nach einer Ausbildung am Barnard College (abgeschlossen 1979 mit dem B.A. Political Science) studiert García an der Johns Hopkins School of International Affairs. Nach dem Abschluss 1981 (Master of Arts, Latin American Studies) plant sie zunächst eine diplomatische Laufbahn, arbeitet dann jedoch nach einem dreimonatigen

---

<sup>241</sup> Vgl. Michael Zeuske: Insel der Extreme. Kuba im 20. Jahrhundert, S. 203.

<sup>242</sup> „In Kuba ist nur Castro frei“. (Interview mit Guillermo Cabrera Infante anlässlich des Papstbesuches in Kuba). In: *Der Spiegel*, Ausgabe Nr. 4 (1998), S. 144-146. Hier: S. 145.

<sup>243</sup> Zu den biographischen Angaben vgl. Contemporary Authors Online. Gale 2005. Zitiert nach: Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005. URL: <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>. The Literary Encyclopedia Online. URL: [www.litencyc.com](http://www.litencyc.com).

<sup>244</sup> Vgl. Eliano Rivero: Cristina García (1958 – ). In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers. New York: Thomson Gale 2004 (Bd. 2), S. 635 – 651. Hier: S. 635. Marta Caminero-Santangelo: García, Cristina. In: The Literary Encyclopedia (URL: <http://www.litencyc.com/php/speople.php?rec=true&UID=5910>), Eintrag datiert vom 5. Mai 2006. Contemporary Novelists. Farmington Hills: Thomson Gale 2005 (Abruf über Biography Resource Center, <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>), Eintrag datiert vom 25. November 2005.

<sup>245</sup> In der Nachbarschaft und Schule hatte García vor allem mit irischen, jüdischen und italienischen Kindern Kontakt. Vgl. Eliana Rivero: La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 133-151. Hier: 135.

Intermezzo beim Konsumgüterhersteller Procter & Gamble in Deutschland vor allem journalistisch: zunächst bei „Boston Globe“, danach beim „Knoxville Journal“ in Tennessee und ab 1983 in mehreren Positionen für „TIME Magazine“ – als Reporterin, Korrespondentin und von 1987 bis 1988 als Bürochefin in Miami.

1988 übersiedelt sie nach Los Angeles und quittiert 1990 ihren Job, um ihren ersten Kuba-Besuch aus dem Jahre 1984 literarisch zu verarbeiten: Ihr 1992 beim Verlagshaus Alfred A. Knopf (New York) veröffentlichter Roman *Dreaming in Cuban* gilt als einer der ersten und einflussreichsten Romane einer Kubanoamerikanerin in englischer Sprache.<sup>246</sup> Er wird für den National Book Award nominiert und mit dem Whiting Writers Award (1996, Fiction) ausgezeichnet. Der Debütroman bringt García zudem ein Hodder Fellowship an der Princeton University (1992-1993), ein Cintas Fellowship (1992-93) für Autoren kubanischer Abstammung sowie ein Guggenheim Fellowship (1994-95) ein. Cristina García ist von 1990 bis 1995 mit Scott Brown verheiratet, 1992 kommt ihre Tochter Pilar Akiko zur Welt.<sup>247</sup> Mehrere Jahre lang gibt García Schreibkurse an kalifornischen Universitäten, bevor 1997 ihr zweiter Roman, *The Agüero Sisters*, bei Ballantine Books (New York) erscheint. 2003 folgt mit *Monkey Hunting* der dritte Roman. Cristina García verfasst die Texte für den Bildband *Cars of Cuba*<sup>248</sup> und ist Herausgeberin einer Anthologie mit kubanischen und kubanoamerikanischen Autoren und Autorinnen.<sup>249</sup> Im April 2004 erscheint schließlich ihr vierter und bis dato letzter Roman *A Handbook to Luck*.<sup>250</sup>

---

<sup>246</sup> Ylce Irizarry geht in ihrer Einschätzung noch weiter: „[...] the book increased the visibility and acceptance of Latina/o writing within the mainstream American literary canon.“ Siehe Ylce Irizarry: An interview with Cristina García. In: Contemporary Literature, Bd. 48 (2007), Nr. 2, S. 174-194. Hier: S. 175.

<sup>247</sup> Vgl. Cristina García. In: Contemporary Novelists. St James Press 2001. Marta Caminero-Santangelo: García, Cristina. In: The Literary Encyclopedia. (URL: <http://www.litencyc.com/php/speople.php?rec=true&UID=5910>), Eintrag datiert vom 5. Mai 2006.

<sup>248</sup> Cristina García, Joshua Greene, D.D. Allen (Hrsg.): Cars of Cuba. New York 1995.

<sup>249</sup> Cristina García (Hrsg.): ¡Cubanísimo! The Vintage Book of Contemporary Cuban Literature. New York: Knopf 2003.

<sup>250</sup> Ylce Irizarry: An interview with Cristina García. In: Contemporary Literature, Bd. 48 (2007), Nr. 2, S. 174-194. Hier: S. 176.

### 3.2.2. Gustavo Pérez Firmat

Gustavo Pérez Firmat wird am 7. März 1949 in Havanna (Kuba) als Sohn des Geschäftsmannes Gustavo und der Sekretärin Luz-María Firmat Pérez geboren.<sup>251</sup> Er emigriert 1960 gemeinsam mit seiner Familie in die Vereinigten Staaten und nimmt 1977 die US-amerikanische Staatsbürgerschaft an. Aus der ersten, 1973 geschlossenen und 1990 wieder geschiedenen Ehe mit der Kubanerin Rosa Perelmutter stammen die beiden Kinder David und Miriam. 1991 ehelicht Pérez Firmat die Amerikanerin Mary Anne Adamson: Aspekte eines Privatlebens, die von Belang sind, weil sie in den Texten wiederholt thematisiert werden. Von 1978 bis 1999 lehrt er an der Duke University (Durham), seit 1999 unterrichtet er an der Columbia University in New York City. Pérez Firmat ist mit seinen theoretischen Abhandlungen<sup>252</sup> einerseits ein profilierter Analytiker der kubanischen Exilsituation. Andererseits fungiert er selbst mit seinen literarischen Texten als Sprachrohr der Generation eineinhalb – sowohl in Gedicht-<sup>253</sup>, als auch in Romanform.<sup>254</sup> Die Autobiographie *Next Year in Cuba: A Cubano's Coming-of-Age in America* (1995) bringt ihm neben zahlreichen anderen Auszeichnungen eine Nominierung für den Pulitzer-Preis ein. Seine persönlichen Lebensumstände fließen in verblüffender Offenheit sogar in sein akademisches Werk ein: „A Cuban voice is what I wish I had, and what I may never have“, heißt es an einer Stelle seiner Essaysammlung zur kubanischen Kultur.<sup>255</sup>

---

<sup>251</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: Gustavo Pérez Firmat (1949-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers*. New York: Thomson Gale 2004 (Bd. 2), S. 717-736. Contemporary Authors Online. Detroit: Gale 2006 (Abruf über Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005, URL: <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>), Eintrag datiert vom 28. Oktober 2003.

<sup>252</sup> Unter den Publikationen sind hier vor allem zu erwähnen: Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban Condition: Translation and Identity in Modern Cuban Literature*, New York: Cambridge University Press 1988. Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen: The Cuban-American Way*. Austin: University of Texas Press 1994. Gustavo Pérez Firmat: *Vidas en vilo. La cultura cubano-americana*. Madrid: Editorial Colibri 2000.

<sup>253</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Carolina Cuban: Poems*. Tempe: Bilingual Review Press 1987. Gustavo Pérez Firmat: *Equivocaciones*. Madrid: Editorial Betania 1989. Gustavo Pérez Firmat: *Bilingual Blues*. Tempe: Bilingual Review Press 1995.

<sup>254</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Anything but love* Houston: Arte Público Press 2000.

<sup>255</sup> Gustavo Pérez Firmat: *The Cuban condition: translation and identity in modern Cuban literature*. Cambridge, New York (u.a.): Cambridge University Press 1989, S. 14.

### 3.2.3. Carlos Eire

Carlos Mario Nieto Eire wird am 23. November 1950 in Havanna (Kuba) als Sohn des Rechtsanwaltes und Richters Antonio J. Nieto-Cortadellas und Maria Azucena Eire geboren.<sup>256</sup> Er ist eines jener 14.000 Kinder, die 1962 bei der Operación Pedro Pan (Peter Pan) in die Vereinigten Staaten ausgeflogen werden. Seine Kindheit verbringt er in Heimen und bei Pflegefamilien; er wird erst 1965 mit seiner Mutter in Chicago wiedervereint. Seinen Vater, der in Kuba geblieben war, wird er nach 1962 nicht wiedersehen. 1972 erlangt Eire die amerikanische Staatsbürgerschaft. Nach seiner Ausbildung an der Loyola University in Chicago und dem akademischen Abschluss in Yale unterrichtet er Religionsgeschichte an mehreren Universitäten. Seit 2002 lehrt er an der Yale University. Eires Autobiographie, seine erste nicht-wissenschaftliche Publikation, erhält 2003 bei den 54. National Book Awards den Preis im Bereich Non-Fiction.<sup>257</sup> In seiner Dankesrede weist Eire auf die fatale Menschenrechtssituation auf Kuba hin: „Had I written this book in my native land, I would be in prison.“<sup>258</sup> Carlos Eire lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Guilford, Connecticut.

### 3.2.4. Ivonne Lamazares

Ivonne Lamazares kommt am 29. März 1962 in Havanna (Kuba) zur Welt.<sup>259</sup> Ihre Mutter stirbt, als sie drei Jahre alt ist – sie wird von ihren Großeltern in Old Havana aufgezogen. Mit 14 Jahren emigriert die Familie – nach einem dreimonatigen Intermezzo in Spanien landet Lamazares schließlich in den USA. Nach dem Bachelor of Arts an der Barry University (1984) studiert sie an der Florida International University (Abschluss Master of Sciences, 1985) und an der

---

<sup>256</sup> Contemporary Authors Online, Eintrag datiert vom 11. April 2005.

<sup>257</sup> Erstmals erschienen 2003. Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana: Confessions of a Cuban Boy*. New York: Free Press 2003.

<sup>258</sup> Carlos Eire: National Book Awards Acceptance Speech. Webseite der National Book Foundation, Presenter of the National Book Awards. URL: [http://www.nationalbook.org/nbaacceptspeech\\_ceire.html](http://www.nationalbook.org/nbaacceptspeech_ceire.html) (10. September 2006).

<sup>259</sup> Contemporary Authors Online. Detroit: Gale 2006 (Abruf über Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005, URL: <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>), Eintrag datiert vom 18. Mai 2001.

University of Miami (Doctor of Education, 1991). Lamazares ist mittlerweile US-Bürgerin und seit 1991 mit dem Poeten Steve Kronen verheiratet. Gemeinsam mit ihrer Tochter, Sophie Kronen, leben sie im Süden Miamis. Von 1985 bis 2001 unterrichtet Lamazares am Miami-Dade Community College. Bei der Sewanee Writer's Conference interessiert sich ein Agent für ihre Kurzgeschichte *Storm Captains* – sie erhält einen mit 30.000 Dollar dotierten Vertrag mit Houghton Mifflin (Boston/New York).<sup>260</sup> Aus der Geschichte erwächst ihr Debütroman *Sugar Island*, der 2000 erscheint und in sieben Sprachen übersetzt wird.<sup>261</sup> Seit 2001 lehrt sie an der University of Central Florida in Orlando kreatives Schreiben.

### 3.2.5. Achy Obejas (geb. 1956)

Achy Obejas wird am 28. Juni 1956 in Havanna (Kuba) geboren. Ihre Familie verlässt die Insel 1962 – auf einem Boot, mitten in der Nacht. Nach rund eineinhalb Jahren in Miami zieht die Familie nach Michigan City (Indiana) um – die Übersiedelung kommt in Folge jenes Programmes der US-Regierung zustande, das Immigranten zu einer Ansiedelung außerhalb Floridas bewegen soll. Obejas wächst in Indiana auf und besucht von 1977 bis 1979 die Indiana University. 1979 zieht sie nach Chicago, wo sie noch heute lebt und arbeitet. 1993 beschließt sie die Ausbildung am Warren Wilson College mit dem Titel Master of Fine Arts. Seit 1991 arbeitet die Autorin als Journalistin für die Tageszeitung *Chicago Tribune* und leitet Schreibkurse an der Universität von Chicago. Sie ist Mitglied der „National Association of Hispanic Journalists“ wie der „National Lesbian and Gay Journalists Association“. Ihre Kurzgeschichten-Sammlung mit dem Titel *We came all the way from Cuba so you could dress like this?* wurde 1994 bei Cleis Press (Pittsburgh) veröffentlicht. 1996 folgte der Roman *Memory Mambo*, der mit einem Lambda Literary Award prämiert wurde – ebenso wie der 2001 bei Ballantine in New York veröffentlichte Nachfolgerroman *Days of Awe*.

---

<sup>260</sup> Dinitia Smith: Writer's Workshops Thrive on Dreams of Fame. In: The New York Times, 7. August 1997 (Abruf online, zuletzt eingesehen: 9. Oktober 2008).

<sup>261</sup> Vgl. Ivonne Lamazares (1962-): In: Contemporary Authors Online. Detroit: Gale 2006. (Online über Literature Resource Center).

### 3.2.6. Ana Menéndez (geb. 1970)

Ana Maria Menéndez ist die jüngste der in dieser Arbeit vertretenen Autorinnen und Autoren sowie die einzige, die auf amerikanischem Boden das Licht der Welt erblickte: Sie wird am 8. April 1970 in Los Angeles geboren – als Tochter der Exilkubaner Saul R. und Maria M. Menéndez, die in den 1960ern vor Castro nach Los Angeles geflohen waren und später nach Miami übersiedelten.<sup>262</sup> Eigenen Aussagen zufolge fühlt sich Menéndez aufgrund ihrer Erziehung mehr als Kubanerin denn als Amerikanerin: Ihre Eltern hätten sie so erzogen, als stünde die Rückkehr unmittelbar bevor. Bis zum Eintritt in den Kindergarten habe sie ausschließlich Spanisch gesprochen.<sup>263</sup> Ana Menéndez schließt die Florida International University und die New York University ab und arbeitet sechs Jahre lang als Journalistin für die Tageszeitungen „Miami Herald“ (Florida) und „Orange County Register“ (Santa Ana, Kalifornien). 2001 erscheint ihr Kurzgeschichtenband *In Cuba I Was a German Shepherd* bei Grove Press in New York. Das Buch wird 2001 in die Bücherliste der *New York Times* als „notable book of the year“ aufgenommen; die Titelgeschichte im selben Jahr mit einem Pushcart Prize prämiert. Obwohl sie einer anderen Generation als jener der eineinhalb angehört, reflektiert auch ihr Werk die Zerrissenheit der Exilsituation: So auch ihr erster Roman *Loving Che*, der 2003 ebenfalls bei Grove Press erscheint. Nachdem sie mehrere Jahre in Neu-Delhi verbracht hat, von wo sie als Korrespondentin über Afghanistan und Kaschmir berichtet, lebt Ana Menéndez mit ihrem Ehemann, einem Korrespondenten der *New York Times*, in Istanbul.<sup>264</sup>

Die biographischen Eckdaten der Autorinnen und Autoren sind somit äußerst ähnlich: Außer Ana Menéndez erfüllen alle das Kriterium, das wir der Definition einer „Generation eineinhalb“ unterlegen: Sie wurden auf Kuba geboren und

---

<sup>262</sup> Vgl. Contemporary Authors Online. Detroit: Gale 2006 (Abruf über Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005, URL:

<http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>), Eintrag datiert vom 16. Dezember 2002.

<sup>263</sup> Vgl. Interview mit Ana Menéndez von Bookreporter.com (Online). <http://www.bookreporter.com/authors/au-menendez-ana.asp> (25. April 2005)

<sup>264</sup> Biographische Information vgl. *Miami Herald* online: URL: [http://www.miami.com/mld/miamiherald/news/columnists/ana\\_menendez/](http://www.miami.com/mld/miamiherald/news/columnists/ana_menendez/) (15. Oktober 2006).

kamen nach der Revolution noch als Kind in die Vereinigten Staaten. Eine zusätzliche Differenzierung ergibt sich daraus, dass drei Autoren (Gustavo Pérez Firmat, Carlos Eire, Roberto G. Fernández) die Revolution bereits bewusst miterleben konnten, während die anderen entweder zu jung waren (Achy Obejas, Cristina García) oder erst nach 1959 auf die Welt kamen – wie Ivonne Lamazares, deren Vita sich noch in einem weiteren Punkt unterscheidet: Sie kam nicht mit der ersten Emigrationswelle nach der Revolution, sondern erst 1976 in die USA.

#### 4. Identitätskonstruktionen in neun kubanoamerikanischen Prosatexten

Am Sonderfall des Exilbewusstseins zeigt sich, dass die scheinbare Stabilität von kulturellem Selbstverständnis und individueller Identität eine Illusion ist. Der Identitätsstatus eines Exilanten erweist sich als ambivalent und unterliegt einem permanenten Wandel, wie wir in Kapitel 1.2. festgestellt haben. Diese Formung der Exilidentität unterliegt eigenen Gesetzmäßigkeiten – und ist stets begleitet von Verlustängsten. „An exile reads change the way he reads time, memory, self, love, fear, beauty: in the key of loss“, schreibt André Aciman.<sup>265</sup> Die allgegenwärtige Sorge über den Verlust von Andenken (im weitesten Sinne) an die Heimat macht plausibel, warum viele kubanische Exilierte auch abseits ihrer Opposition zu Castro ideologisch dem Konservativismus nahe stehen und sich geradezu obsessiv mit Erinnerungen (oder deren Erfindung) beschäftigen.

Das Exilbewusstsein ist geprägt von einem Schwanken zwischen Gegensätzen, die mit einer streng binären Logik nicht einzufangen sind. Sophia A. McClennen bezeichnet diese als „dialectics of exile“<sup>266</sup>: Exil als physisches Faktum und als mentale Befindlichkeit; als Einschränkung der Bewegungsfreiräume und als Idee einer befreienden Grenzüberschreitung; als individuelles und kollektives, als privates und politisches Schicksal. Wie wir festgestellt haben, setzen die Definitionsversuche von Identität in der Regel bei der Interaktion von Individuum und Kollektiv sowie einer zeitlichen Konstanz des Individuums an. In Exilsituationen werden beide Dimensionen gestört: Es kommt zu einem Bruch in der Entwicklungs- und Lebensgeschichte, aber auch die Beziehungen des Individuums zum sozialen Umfeld werden zerrissen oder zumindest problematisch. Die neun Prosatexte von Cuban-Americans spiegeln diese Brüche – mit unterschiedlichen Akzenten auf Gegenwart und Vergangenheit, Individuum und Kollektiv. Die folgenden Kapitel korrespondieren mit den in 1.3 beschriebenen Kategorien des Exilbewusstseins: Kapitel 4.1 ist zwei Autobiographien gewidmet und baut dabei auf die Identitätsebene „Individuum/Gedächtnis“ auf. Die Kapitel

---

<sup>265</sup> André Aciman: *Shadow Cities*. In: André Aciman (Hrsg.): *Letters of Transit. Reflections on Exile, Identity, Language, and Loss*. New York: The New Press 1999, S. 15-34. Hier: S. 22.

<sup>266</sup> Sophia A. McClennen: *The Dialectics of Exile. Nation, Time, Language and Space in Hispanic Literature*. West Lafayette: Purdue University Press 2004.

4.2 (*Kollektive Historie/Familienchronik*) und 4.3 (*Revolution/Spurensuche*) berühren zwei Aspekte der Ebene „Familie/Herkunft“. Das Kapitel 4.4 behandelt die Identitätsformung im Kollektiv und beruft sich dabei auf die Ebene „Soziales Umfeld/Ritual“. Für den Bezugsrahmen „Ethnie/Sprache“ gibt es kein eigenes Kapitel – es wäre schwierig, für diese Kategorie einzelne Texte herauszugreifen, weil diese Identitätsebene einen Subtext für alle Bücher darstellt.

#### **4.1. Individuelle Historie (Autobiographie)**

Der Status der Autobiographie als eigenständiger Textmodus ist nicht unumstritten: Manche Gelehrte sprechen der Textsorte ab, ein eigenständiges Genre darzustellen und sehen den Sonderstatus eher in der besonderen Rezeption beziehungsweise der Erwartungshaltung aufseiten des Lesers begründet.<sup>267</sup> Eine brauchbare Definition liefert Philippe Lejeune, der Autobiographie beschreibt als „[a] retrospective prose narrative produced by a real person concerning his own existence, focusing on his individual life, in particular on the development of his personality.“<sup>268</sup> Die Entfaltung der Persönlichkeit nimmt bei beiden hier analysierten, sehr unterschiedlichen Autobiographien einen großen Anteil ein – nicht überraschend bei Texten, die ihrem Wesen nach „Coming-of-Age“-Storys sind. Allerdings ist eine weitere von Lejeune postulierte Bedingung problematisch: Er sieht die Identität von Autor, Erzähler und Protagonisten als kennzeichnend für die Autobiographie. Formal betrachtet ist diese Voraussetzung bei beiden Texten erfüllt, inhaltlich wird allerdings genau diese Gleichsetzung problematisiert. „I write to become who I am, even if I’m more than one, even if I’m yo and you and tú and two“, schreibt Gustavo Pérez Firmat in seiner Autobiographie.<sup>269</sup>

---

<sup>267</sup> Vgl. Silvio Torres-Saillant: *The Latino Autobiography*. In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers Bd. 1*, S. 61-79. Hier: S. 61.

<sup>268</sup> Philippe Lejeune: *The Autobiographical Contract*. In: Tzvetan Todorov (Hrsg.): *French Literary Theory Today*. Cambridge: Cambridge University Press 1982, S. 193. Zitiert nach: Linda Anderson: *Autobiography*. London, New York: Routledge 2001, S. 2.

<sup>269</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. xvii (Prologue).

Es gibt deshalb gute Gründe für die Annahme, dass autobiographische Texte gerade bei Latino- und auch kubanoamerikanischen Autoren häufig vorkommen: Neben den beiden ausführlich behandelten Texten von Gustavo Pérez Firmat und Carlos Eire seien hier stellvertretend noch zwei weitere Texte erwähnt, die ebenfalls aus der Generation eineinhalb kubanoamerikanischer Autoren stammen: Virgil Suárez wurde am 29. Jänner 1962 in Havanna geboren und kam 1974 – mit acht Jahren – in die Vereinigten Staaten, wo er an der Florida State University unterrichtet.<sup>270</sup> Seine „Memories from a Cuban-American Childhood“, die 1997 bei Arte Público erschienen, sind formal ungewöhnlich für eine Autobiographie; die originelle Sammlung von Essays, Gedichten und Kurzgeschichten hat aber durchwegs autobiographischen Charakter.<sup>271</sup>

Die Memoiren von Mirta Ojito sind dagegen in traditioneller Form erzählt.<sup>272</sup> Die Autorin erfüllt zwar unsere Kriterien, um anhand ihrer biographischen Eckdaten zur Generation eineinhalb gezählt zu werden, sie entstammt aber ebenso wie Ivonne Lamazares einer späteren Emigrationswelle – in diesem Fall dem erwähnten „Mariel boatlift“. Ojito wurde 1964 in Havanna geboren und kam 1980, im Alter von sechzehn Jahren nach Florida; heute arbeitet sie als Reporterin für Tageszeitungen wie „Miami Herald“, „El Nuevo Herald“ und „New York Times“.<sup>273</sup> *Finding Mañana* erschien 2005 bei Penguin Press in New York.

Zwar sind in allen untersuchten Erzähltexten autobiographische Elemente zu erkennen. Die Autobiographie scheint aber in besonderer Weise als Ausdrucksform für die Gespaltenheit des Exilbewusstseins geeignet. Für dieses sind, wie wir gesehen haben, zwei Pole prägend: die Spannung von Individualität und Kollektiv sowie von Gegenwart und Vergangenheit. Wie Silvio Torres-Saillant betont, drücken diese Autobiographien neben der individuellen Lebenserfahrung stets die kollektive Erfahrung der jeweiligen Community aus und leisten so einen Beitrag zu

---

<sup>270</sup> Vgl. Contemporary Authors Online (Eintrag datiert vom 9. November 2004), Online-Abruf via Biography Resource Center (24. Oktober 2008).

<sup>271</sup> Virgil Suárez: *Spared Angola. Memories from a Cuban-American Childhood*. Houston: Arte Público Press 1997.

<sup>272</sup> Mirta Ojito: *Finding Mañana. A Memoir of a Cuban Exodus*. New York: Penguin Press 2005.

<sup>273</sup> Vgl. Contemporary Authors Online, Eintrag datiert vom 7. Juli 2006 (25. Oktober 2008).

deren Selbstwahrnehmung.<sup>274</sup> Zugleich bedient das Ich, das dem Leser gegenüber Bekenntnis über seine Vergangenheit ablegt, die Markterfordernisse und den Individualitätskult der nordamerikanischen Gesellschaft.

Bei starker Betonung der zeitlichen Komponente wird deutlich, dass die Autobiographie zudem besonders flexible Ausdrucksmöglichkeiten erlaubt: Sie ermöglicht nicht allein (als Dialogizität im Sinne Michail Bachtins<sup>275</sup>) mehrere Weltansichten, sondern eine duale Darstellung durch „[...] die Doppelung (oder Aufspaltung) des Ichs in ein erzählendes und ein erzähltes Ich, als Subjekt und Objekt“.<sup>276</sup>

In den Autobiographien von Gustavo Pérez Firmat und Carlos Eire tritt die Kindheit der Protagonisten in einen Dialog mit ihrer Gegenwart – das Heimatland Kuba wird zum Gegenpol zur späteren Lebens- und gegenwärtigen Schreibsituation in den Vereinigten Staaten. Gemeinsam ist diesen, wie den autobiographischen Schriften der Cuban-Americans generell, eine Form von emotionaler Dringlichkeit.<sup>277</sup> Die Autoren versuchen, das erlebte Trauma – den Verlust infolge der kubanischen Revolution – zu verarbeiten. Durch eine selektive Darstellung ihrer von Brüchen gekennzeichneten Historie unterlegen sie dieser einen kohärenten Sinnzusammenhang. Das Erzählen der Lebensgeschichte hat somit einen heilsamen, weil Identität stiftenden Charakter.

Trotz ihrer speziellen Kommunikationsstruktur weisen Autobiographien untereinander große Unterschiede auf. Jürgen Lehmann schlägt eine Typologisierung anhand eines sprachpragmatischen Ansatzes vor: Analog zu den Sprechhandlungen „Erzählen“, „Berichten“ und „Bekennen“ sollen autobiographische

---

<sup>274</sup> Silvio Torres-Saillant: *The Latino Autobiography*. In: West-Durán, Alan (Hrsg.): *Latino and Latina Writers Bd. 1*. New York: Thomson Gale 2004 (Scribner writers series), S. 61-79. Hier: S. 61.

<sup>275</sup> Bachtin formuliert seine Beobachtungen anhand von Romanen, deren Gültigkeit ist jedoch nicht auf fiktionale Rede beschränkt. Die Grenzen zwischen Autobiographie und Roman sind zudem oft fließend. Vgl. Michail M. Bachtin: *Das Wort im Roman*. In: M.B: *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt: edition suhrkamp 1993, S. 154-300. Hier vor allem S.156-160 und 203-205. Michail M. Bachtin: *Typen des Prosaworts*. In: M. B.: *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt: Fischer 1996, S. 107-131.

<sup>276</sup> Reinhard M.G. Nickisch: *Der Brief und andere Textsorten im Grenzbereich der Literatur*. In: Heinz Ludwig Arnold, Heinrich Detering (Hrsg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997, S. 357-364. Hier: 363.

<sup>277</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona*, S. 61.

Texte differenziert werden.<sup>278</sup> Wir werden in der Folge versuchen, die beiden Autobiographien dahingehend, aber auch bezüglich ihrer Fokussierung auf das dargestellte Ich („Kindheits- oder Kuba-Ich“) oder das darstellende beziehungsweise schreibende Ich („Gegenwarts- oder USA-Ich“) zu analysieren.

#### 4.1.1. *Waiting for Snow in Havana* (2003) – Carlos Eire

Wie Jürgen Lehmann feststellt, „[...] droht der Einsatz literarischer Verfahren die Grenze zwischen fiktionaler und nichtfiktionaler Rede gerade bei erzählenden Autobiographien leicht zu verwischen [...]“.<sup>279</sup> Eine Unterscheidung von Autobiographie und Roman allein anhand textimmanenter Faktoren ist deshalb oft schwierig. Paratextuelle Hinweise zur Gattungseinordnung (bzw. Peritexte) sind ebenfalls nicht immer hilfreich: Bei Carlos Eires *Waiting for Snow in Havana*<sup>280</sup> verrät der Untertitel „Confessions of a Cuban Boy“ und die Klassifizierung als Autobiographie mehr über die Mechanismen des Buchmarktes als über den eigentlichen Text. In einem Interview ließ Eire erkennen, dass hauptsächlich kommerzielle Gründe dafür ausschlaggebend waren, das Buch als Autobiographie zu vermarkten: „I wrote the book as a novel and marketed it as a novel. [...] I agreed to publishing it as a memoir after it was pointed out to me that nonfiction sells better than fiction.“<sup>281</sup>

*Waiting for Snow in Havana* trägt klare Züge eines Romans und ist – der scheinbar chaotisch-anekdoteschen Erzählweise zum Trotz – eindeutig literarisch komponiert: Symbolische Bezüge und Querverweise bilden einen durchgängigen Subtext. Am treffendsten wäre der Text somit als autobiographischer Roman zu bezeichnen. Das Anekdotesche der Erzählung erschöpft sich nämlich nicht im realen, faktischen Gehalt, sondern verweist stets auf einen größeren Sinnzusammenhang; sei es innerhalb der Familienhistorie oder in der kubanischen

---

<sup>278</sup> Jürgen Lehmann: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1988.

<sup>279</sup> Jürgen Lehmann: *Bekennen – Erzählen – Berichten*, S. 33.

<sup>280</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana: Confessions of a Cuban boy*. New York, London, Toronto [u.a.]: Free Press 2004.

<sup>281</sup> Carlos Eire: Online-Interview von Barnes&Noble.com („Meet the Writer“): <http://search.barnesandnoble.com/Waiting-for-Snow-in-Havana/Carlos-Eire/e/9780743246415> (24. Oktober 2008).

Ausnahmesituation. Zudem drängt die Fabulierwut des Erzählers stets in den Vordergrund – ein typisch kubanischer Zug, wie es an einer Stelle heißt: „And, besides, Cubans like to talk too much, and to explain everything in great detail.“<sup>282</sup> Der Detailreichtum der Erzählung wird zur Strategie, um die Angst vor dem Vergessen zu kalmieren. Ebenso ist Übertreibung ein weiterer idiosynkratischer Zug der Kubaner: „[...] my powers of exaggeration have greatly diminished in exile“, stellt der Erzähler fest.<sup>283</sup>

*Waiting for Snow in Havana* erzählt eine Kindheit im vorrevolutionären Havanna bis zum Jahr 1962, als der damals elfjährige Knabe Carlos gemeinsam mit seinem älteren Bruder Tony in die USA ausgeflogen wird. Die Wahl des Titels beruht ebenfalls auf einer Verlagsentscheidung: Der Vorschlag des Autors, *Kiss the Lizard, Jesus*<sup>284</sup>, entstammt der Erlebniswelt des Heranwachsenden und entspricht damit dem Erzählton eigentlich besser als das romantisierende *Waiting for Snow in Havana*, das gegenüber der Kindheitsgeschichte den politisch-historischen Hintergrund überbetont. Allerdings habe der Verleger den Titelvorschlag abstoßend gefunden, erklärt Eire im Interview.<sup>285</sup> Auch dürfte sich der Verlag im Gefolge der Kubamanie vom Signalwort „Havanna“ eine absatzfördernde Wirkung versprochen haben. Der ursprüngliche Titel verweist auf die Symbolrolle der Eidechsen, denen im Text wesentlich größere Bedeutung zufällt als der Schnee-Metaphorik. Die Eidechsen sind nicht nur typisch für die Fauna, sondern stehen auch symbolisch für Kuba, zumal die Umrisse der Insel entfernt an das Tier erinnern. Eire markiert hier auch einen intertextuellen Verweis auf Kubas Nationaldichter Nicolás Guillén, in dessen Gedicht „Un largo lagarto verde“<sup>286</sup> mit der Eidechse Kuba gemeint ist. Das kindliche Quälen der Eidechsen spiegelt somit nicht nur die mit Brutalität aufgeladene Atmosphäre wider, sondern

---

<sup>282</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 97.

<sup>283</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 60.

<sup>284</sup> Diese Titelvariante findet sich auch in einem Artikel, der im November 200 über den Verkauf der Rechte berichtet. John F. Baker: *A Cuban Exile at Yale*. In: *Publishers Weekly*. Bd. 247 (13. November 2000), Nr. 46, S. 16. (Zitiert nach: Biography Resource Center).

<sup>285</sup> Carlos Eire: Online-Interview von Barnes&Noble.com („Meet the Writer“): <http://search.barnesandnoble.com/Waiting-for-Snow-in-Havana/Carlos-Eire/e/9780743246415> (24. Oktober 2008).

<sup>286</sup> Das Gedicht entstand vermutlich im Oktober oder November 1951 in Prag. Vgl. Nicolás Guillén: *Obra poética*. La Habana: Editorial Letras Cubanas 1995, S. 8 und 424.

steht zugleich für die Gewalt, die Kuba und seiner Bevölkerung unter den Diktaturen von Fulgencio Batista und Fidel Castro zugefügt wurde.

So wie in diesem Beispiel fließen die drei Erfahrungsebenen Individuum, Familie und Gesellschaft vielfach ineinander. Eire zeigte sich in einem Interview darüber belustigt, dass gerade jene Passagen, bei denen er sich an Fakten gehalten und aus seiner Erinnerung geschöpft habe, für ihren Erfindungsreichtum gelobt oder kritisiert oder gar mit dem „magischen Realismus“<sup>287</sup> in Zusammenhang gebracht worden seien. Man könnte darin aber auch den Einfluss des Religionshistorikers Carlos Eire sehen: Viele Buchpassagen zeigen Analogien zur Lehre vom mehrfachen Schriftsinn in religiösen Texten. Dieser christlichen Tradition der Bibel-exegese zufolge kennen Schriften neben dem Literalsinn auch eine allegorische, tropologisch-moralische und eine aufs Endzeitliche (anagogisch-eschatologische) verweisende Bedeutung.<sup>288</sup> Ähnlich diesem Muster besitzen viele Details der Erzählung eine persönliche Bedeutung innerhalb der kindlichen Erinnerung, haben zugleich jedoch eine politisch-historische, christlich-religiöse und oftmals auch literaturgeschichtliche Dimension.

So stellt der Ich-Erzähler fest, dass er durch die Revolution in seiner Entwicklung jäh unterbrochen und seiner Kindheit beraubt wurde. Die Autobiographie wird zum Versuch, das Paradies Kuba<sup>289</sup> mit Hilfe der kindlichen Erinnerungen wiederzugewinnen. „Paradise Lost“ ist somit nicht nur als Anspielung auf den biblischen Ursprung und auf John Milton's Epos zu sehen, sondern steht ebenso für das verlorene Paradies der unbeschwerten Kindheit. Zudem ist darin noch ein historischer Verweis enthalten: Die tropische Pflanzen- und Tierwelt soll Christopher Columbus zur berühmten Aussage<sup>290</sup> veranlasst haben, Kuba sei wie der Garten Eden – woran Kubas Schulkinder oftmals erinnert werden. Diese Vorstellung prägt sich auch Carlos tief ein. Die Vertreibung aus diesem Paradies könne er aber retrospektiv keinen äußeren Eindringlingen in die Schuhe schieben:

---

<sup>287</sup> Zahlreiche Rezensionen erwähnen diese Analogie, meist mit Verweis auf Gabriel García-Márquez. Vgl. Tom Conroy: *Waiting for Snow in Havana* by Carlos Eire (Rezension). In: *People Weekly* (10. März 2003), Bd. 59, Nr. 9, Seite 45-47 (Zitiert nach Biography Resource Center).

<sup>288</sup> Vgl. Dietmar Wenzelburger: *Schriftsinn*. In: Günther und Irmgard Schweikle (Hrsg.): *Metzler-Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen*. Stuttgart: Metzler 1990, S. 417.

<sup>289</sup> Auch Gustavo Pérez Firmat erwähnt das „Cuban paradise“ – allerdings nur in ironischer Form in Zusammenhang mit den vielen vermeintlichen Heilsbringern in Miami, die versprechen, Kuba zu befreien: Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 50.

<sup>290</sup> Zitiert u.a. in: Liz Sonneborn: *The Cuban Americans*. San Diego: Lucent Books 2002, S. 12.

„I would have only my own people to thank for my deepest scars, down to the most recent [...] Loss and gain are Siamese twins, joined at the heart.“<sup>291</sup>

Dass die politischen und gesellschaftlichen Umstände eng mit der Lebenswelt des Jungen verwoben sind, zeigt schon der Eröffnungssatz überdeutlich: "The world changed while I slept, and much to my surprise, no one had consulted me."<sup>292</sup> Der Bub wächst auf Kuba in einem Gefühl völliger Freiheit auf – ähnlich der Schilderung von Reinaldo Arenas in seiner Autobiografie.<sup>293</sup> Freilich könnte der soziale Kontrast nicht größer sein: Hier der Sohn eines wohlhabenden Richters während des Batista-Regimes in Havanna, dessen patriarchalischer Vater sich für eine Reinkarnation von Ludwig XVI. hält und das Haus in ein Antiquitätenmuseum verwandelt.<sup>294</sup> Dort der in einem „bohío“, einer aus Palmen errichteten Hütte, im ländlichen Oriente aufwachsende Reinaldo, der nahezu ausschließlich von Frauen groß gezogen wird. Für beide bedeutet diese Kindheit jedoch ein Maximum an Freiheit, in das schließlich die äußere Realität einbricht. Ist für Reinaldo die Natur der Ursprung der Freiheit, so verkörpern für den Stadtjungen Carlos Rituale wie „Car Surfing“ ein Gefühl größter Ungezwungenheit – wenn sein Vater mit dem Auto durch die Gischt an Havannas Strandboulevard Malecón brettet. In den USA, so der Erzähler, wäre die überschwemmte Straße wohl für den Verkehr gesperrt worden: „But Havana was not in the United States. That was the beauty of it, and the horror. So much freedom, so little freedom. Freedom to be reckless, but no genuine freedom from woe.“<sup>295</sup>

Auch im familiären Konflikt mit dem gleichermaßen dominanten wie lächerlichen Vater spiegelt sich die Einstellung zur Revolution wider: Carlos fühlt sich vernachlässigt und gegenüber dem verhassten Stiefbruder Ernesto benachteiligt, der ihn zudem sexuell belästigt. Carlos' ambivalente Gefühle gegenüber dem Vater finden ein Echo in seinen späteren Empfindungen gegenüber dem Vaterland.

---

<sup>291</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 26.

<sup>292</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana. Confessions of a Cuban Boy*. New York, London, Toronto [u.a.]: Free Press 2004, S. 1.

<sup>293</sup> Vgl. Reinaldo Arenas: *Bevor es Nacht wird. Ein Leben in Havanna*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002.

<sup>294</sup> Vereinzelt wurde in Rezensionen die einseitige Darstellung der kubanischen Revolution aus Sicht eines privilegierten, versnobben Knaben kritisiert; am schärfsten von: Gene H. Bell-Villada: *Paradise Lost: Waiting for Snow in Havana* (Rezension). In: *Commonweal* (6. Juni 2003), Bd. 130, Nr. 11, S. 26: „[...] what he knew and lost were in fact wealth and privilege.“

<sup>295</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 13.

Zugleich hat der Junge das Gefühl, dass „König Ludwig“ die Kunstgegenstände im Haus wichtiger sind als sein eigener Sohn, weshalb er nicht mit in die Vereinigten Staaten emigriere. Recht offensichtlich ist die historische Analogie, die mit den angeblichen „Reinkarnationen“ der Eltern verknüpft ist: Auch Ludwig XVI. und Marie Antoinette wurden Opfer einer Revolution.

Carlos vormals stolze Identität als Kubaner wird in den USA radikal auf die Probe gestellt. Denn auch die Gesellschaft der neuen Heimat erweist sich als feindselig: Carlos wird in den USA selbst mit jener Form von Rassismus konfrontiert, zu deren Nutznießer seine Familie einst auf Kuba gezählt hatte. Er wird als „spic“ beschimpft – ein Terminus, der in anglophonen Ländern pejorativ für die Spanisch sprechende Bevölkerung verwendet wird und sich vermutlich von einer Verballhornung oder Nachahmung der Aussprache von „No speak English“ herleitet.<sup>296</sup> Diesen Begriff zitiert auch Salman Rushdie, der sich über die generelle britische Gleichgültigkeit gegenüber Rassismus ärgert: „[...] *wog, frog, kraut, dago, spic, yid, coon, nigger, argie*. Gibt es eine zweite Sprache mit einem so reichhaltigen Vokabular rassistischer Injurien?“<sup>297</sup> Der Junge, der die in seiner Familie gelebte Hierarchie – die weiße Familie hält sich durchwegs schwarze Haushaltskräfte – zuvor nie in Frage gestellt hatte, wird nun selbst Opfer rassistischer Übergriffe. In Kuba hatte das farbige Kindermädchen Nilda dem kleinen Carlos das Essen mit den Worten serviert: „Here, have some more, you’ll grow up to be just like me.“<sup>298</sup> Der kleine Junge missversteht die Aufforderung und befürchtet fortan, sich in einen Afrikaner zu verwandeln, wenn er schwarze Bohnen oder Schokolade isst. Die irrationalen Befürchtungen entspringen einer kindlichen Beobachtung der rassistischen Alltagsordnung auf Kuba: „I knew even then that

---

<sup>296</sup> Zur Etymologie vgl. Eintrag „spic“ in: Joseph P. Pickett u.a. (Hrsg.): *The American Heritage Dictionary of the English Language*. Houghton Mifflin 2000 (online, undatiert), URL: <http://www.bartleby.com/61/> (20. September 2008). Die deutsche Übersetzung muss hier zu einer Umschreibung greifen und wählt sinnerhaltend den Begriff „Chilifresser“. Carlos Eire: *Warten auf Schnee in Havanna. Bekenntnisse eines kubanischen Jungen*. München: Heyne 2003.

<sup>297</sup> Salman Rushdie: *Das neue Empire in Großbritannien*. In: S. R.: *Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1891-1991*. München: Kindler 1992, S. 157-168. Hier: S. 159.

<sup>298</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 152.

there was something awful about being black in Cuba. African Cubans weren't too lucky, from what I could see. They seemed to do all the hard work [...].“<sup>299</sup>

Später macht er tatsächlich die Erfahrung, dass „[...] it would take only one brief plane ride to turn me from a white boy into a spic.“<sup>300</sup> Daran erinnere sich der Erzähler jedes Mal aufs Neue, wenn in einem offiziellen Dokument oder Formular die Kategorie „hispanic“ zur Abgrenzung von „white“ oder „caucasian“ angeführt sei. Es gilt als eine der Errungenschaften der kubanischen Revolution, die Gleichstellung der farbigen Bevölkerung erreicht zu haben – diese Lektion erlernt der Protagonist auf dem Umweg des Exils: Sein Gesinnungswandel vollzieht sich, indem er selbst Opfer ungerechter Behandlung wird.

Allerdings ist auch das vermeintliche „Paradies“ des Kuba-Ichs kein Hort völliger Harmonie. Die kubanischen Kinder vollziehen in ihren brutalen Spielen, die bis zur Ausrottung der Eidechsen reichen, die Gewaltexzesse an der Bevölkerung nach. Die Hingabe mit der die Knaben Feuerwerkskörper in die Luft jagen, findet eine blutige Parallele in den Terroranschlägen, die der Revolution folgen: „If I had stayed in Cuba, the experience might have come in very handy later, for I would surely have tried to blow up much bigger things, just like my relative who ended up shot by a firing squad.“<sup>301</sup> Die Geschichte dieses Cousins Fernando erschließt sich in diskontinuierlichen „Flashbacks“ des Erzählers, die durch einzelne Momente in der Kindheitsgeschichte ausgelöst werden. Fernando war Jetpilot bei der kubanischen Luftwaffe, mutiert nach der Revolution zum Terroristen, der Waffen schmuggelt und Bomben in Havanna legt – er wird festgenommen, gefoltert, entkommt zwar der Hinrichtung, wird aber zu 30 Jahre Haft verurteilt, von denen er 23 Jahre auf der Gefängnisinsel Isla de Pinos<sup>302</sup> verbüßt.

Wie tief greifend die Revolution die kubanische Gesellschaft verändert, wird für das bis dahin privilegierte Kind Carlos in seiner unmittelbaren Lebensumwelt

---

<sup>299</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 152.

<sup>300</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 160.

<sup>301</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 67.

<sup>302</sup> Die Insel, auf der bereits Fidel Castro seine Haftstrafe nach dem misslungenen Anschlag auf die Moncada-Kaserne von 1953 verbüßt hatte, wurde 1966 in Isla de la Juventud (Insel der Jugend) umbenannt. Vgl. Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 169, 219.

greifbar. Der einstige Privatzoo eines reichen Minenbesitzers mit Löwe, Tiger, Panther und Schimpansen wird nach der Revolution zu Volkseigentum umgewidmet:

Some of the cages were so large that later, after the world changed and poor people took over this zoo, some of them turned the cages into their dwellings. Would that be a sign of process or one of the saddest things on earth? You tell me. I still don't know.<sup>303</sup>

In den frühen Tagen der Revolution hätten sogar wohlhabende Idealisten an eine bessere Zukunft für Kuba geglaubt: Ein Traum, aus dem sie bitter erwachen – was im Roman wie eine Grunderfahrung der Kubaner erscheint: „*Desengaño*. Disillusionment. The scorching, incandescent cornerstone of Spanish culture.“<sup>304</sup> Dieser Erfahrung wird den Erzähler bis ins Exil begleiten: Auch das unerfüllte Warten der Exilkubaner auf Fidels Sturz erweist sich als eine einzige, dauerhaft enttäuschte Hoffnung.

Die Stärke von *Waiting for Snow in Havana* liegt darin, die Auswirkungen der Revolution aus dem Blickwinkel und mit Erfahrungsschatz eines heranwachsenden Buben erfahrbar zu machen. Der autobiographische Fokus liegt – nach Jürgen Lehmanns Unterscheidung – eindeutig auf dem Erinnern. Die Verbindung von Erinnerung (memory) und Historie (history) sei nicht nur enorm wichtig, sondern unabdingbar, erklärte Eire in einem Interview. Nach der Publikation zahlreicher historischer Werke habe er erst beim Schreiben seines literarischen Erstlings festgestellt, „[...] that all of history depends on memory [...] there's only one footnote to the entire book, and the footnote is my memory.“<sup>305</sup> In die subjektiv, bisweilen stark emotional gefärbten Kindheitserzählungen mischen sich für das erzählte Ich immer wieder Vorausdeutungen auf künftige schreckliche Ereignisse: seien es Andeutungen auf den Stiefbruder, der versucht, sich an seinem jüngeren Bruder zu vergehen, oder die Gewaltexzesse unmittelbar nach der Castro-Revolution. Dieser Kunstgriff – aus Sicht des Erzähl-Ichs muss es sich

---

<sup>303</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 51.

<sup>304</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 86-87.

<sup>305</sup> Jeffrey Brown: *Waiting for Snow in Havana*, Interview mit Carlos Eire. Pbs Online News Hour (25. November 2003). URL: [http://www.pbs.org/newshour/bb/entertainment/july-dec03/eire\\_11-25.html](http://www.pbs.org/newshour/bb/entertainment/july-dec03/eire_11-25.html) (24. November 2006).

schließlich um Rückblenden handeln – führt dazu, dass die kindlich-harmonische Welt immer wieder durchbrochen wird.

So ist es nur schlüssig, dass Orson Welles' Film „Citizen Kane“ (1941) einen bleibenden Eindruck beim Ich-Erzähler hinterlässt<sup>306</sup>: In der berühmten Schlusszene klärt sich auf, was das Wort „Rosebud“, um das der gesamte Film kreist, wirklich bedeutet: Es ist die Aufschrift auf einem Schlitten, mit dem der sterbende Medienmagnat als Bub gespielt hat. Er steht für den Verlust der unbeschwernten Kindheit – für ein Kind, das seiner Familie entrissen und in eine feindliche Umgebung gesteckt wird, in der es sich bewähren muss. Auch Carlos bleibt von Kuba buchstäblich nur eine Wolke: Wo immer er sich bewegt, entdeckt er am Himmel Formationen, welche die Umrisse der Insel andeuten – eine ständige Erinnerung an die verlorene Heimat, gleichzeitig ein Omen für die ungewisse Zukunft. Wie die Wolken bleibt auch Kuba in Sichtweite, aber dennoch – trotz weniger Seemeilen Distanz – unerreichbar fern.

#### **4.1.2. *Next Year in Cuba* (1995) – Gustavo Pérez Firmat**

Das Selbstverständnis all jener Kubaner, die bereits kurz nach der Revolution in die USA flohen, ruhte auf zwei Grundfesten: Die eine war ihre Eigendefinition als politische Exilanten (und nicht als Immigranten). Die andere, daraus abgeleitete, war die Überzeugung, dass die USA nur ein vorübergehender Aufenthaltsort bis zum Regimewechsel auf Kuba sein würden.<sup>307</sup> Diese Hoffnungen zerschlugen sich aber bald: Mit dem Scheitern der Invasion in der Schweinebucht (Playa de Girón) 1961 wurden die Erwartungen einer baldigen Rückkehr zum ersten Mal enttäuscht. Und auch die Raketenkrise des Jahres 1962 festigte letztlich Castros Regime – zwar konnten die USA eine Eskalation bis zum Äußersten vermeiden. Der Preis dafür war jedoch, dass sie im Gegenzug für den Abzug der Sowjetraketenbasen auf weitere militärische Interventionsversuche verzichteten. Jahrzehnte später nährte der Fall des Eisernen Vorhangs und der Untergang der Sowjetunion erneut Hoffnungen auf einen Wandel in Kuba. Das rituelle

---

<sup>306</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 60.

<sup>307</sup> Vgl. María Cristina García: *Havana USA*, S. 14-15.

Versprechen der jüdischen Diaspora, „Next year in Jerusalem“, lautet in der kubanischen Version „Next year in Cuba“.<sup>308</sup> Dieser traditionelle Weihnachts- oder Neujahrswunsch vor allem der älteren Exilkubaner in den USA verkam allmählich von der ernsthaften Kampfparole zum Eingeständnis des Scheiterns. Fast ein halbes Jahrhundert nach der kubanischen Revolution überdauert der Gruß bestenfalls noch als selbstironisches Ritual. Die räumliche Nähe, Hinfälligkeit des Regimes und doch Unmöglichkeit der Rückkehr bestimmen die Besonderheit der Exilsituation. Virgil Suárez und Delia Poey sehen diese Situation literarisch reflektiert durch „[...] a longing for roots, a sense of displacement, the persistence of memory, a need to replay history and an idealization of Cuba itself.“<sup>309</sup> Für die vielen Kubanoamerikaner sei ihr Heimatland zu einer Projektionsfläche geworden, die sich aus familiären Anekdoten, verblichenen Fotografien und vagen Erinnerungen speist.

Gustavo Pérez Firmat greift den Neujahrswunsch im Titel seiner Autobiographie auf. In *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming of Age in America* (1995) beschreibt er sich selbst als Cubano Americano: „Born in Cuba, Made in the U.S.A.“<sup>310</sup> lautet der viel sagende Titel des Prologs – in der spanischen Fassung heißt die Einleitung noch treffender: „Nacido en Cuba, *Made in the U.S.A.*“<sup>311</sup> Während Carlos Eire Episoden aus der Kindheit eines kubanischen Jungen zum Leben erweckt, sind Gustavo Pérez Firmats Memoiren die Reflexionen eines nordamerikanischen Erwachsenen: Hier bestätigt sich Linda Andersons Beobachtung, dass analytisch-kritischer und autobiographischer Diskurs schwer auseinander zu halten sind, weil es sich in beiden Fällen um selbstreflexive Schreibweisen handelt.<sup>312</sup> Anders als bei Eire, wo die kindliche Vergangenheit zur

---

<sup>308</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. xviii-xix (Prologue).

<sup>309</sup> Vgl. Virgil Suárez, Delia Poey (Hrsg.): *Little Havana Blues: A Cuban-American Literature anthology*. Houston: Arte Público Press 1996, S. 11.

<sup>310</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming-of-Age-in America*. Houston: Arte Público Press 1995, S. xi.

<sup>311</sup> Die Autobiographie wurde ursprünglich auf Englisch verfasst und später von Pérez Firmat selbst ins Spanische übertragen. Wie der Autor im Vorwort der spanischen Ausgabe feststellt, ist es nicht frei von Ironie, wenn er die spanische Sprache verwendet, um seine Zugehörigkeit zur nordamerikanischen Gesellschaft zu postulieren. Das Motto der „Introducción“ der spanischen Version ist in seiner Zweisprachigkeit allerdings treffender, um das Phänomen der kubanoamerikanischen Zwitterliteratur zu beschreiben und wurde deshalb für den Titel dieser Arbeit gewählt.

<sup>312</sup> Vgl. Linda Anderson: *Autobiography*, S. 6.

Kontrastfolie für den Status quo wird, greifen Pérez Firmats Selbsterforschungen aus der Situation der Gegenwart in die Vergangenheit zurück. Damit rücken die USA stärker in den Erzählerfokus als in den anderen Texten. *Next Year in Cuba* sei in der Darstellung der Vater-Sohn-Beziehung psychoanalytisch orientiert, in der Beschreibung der Stadt Miami soziokulturell bzw. -historisch und, wo der Akt des Schreibens zur Metapher für die Überwindung der Hürden des Exils wird, literarisch, kommentiert Isabel Álvarez Borland.<sup>313</sup>

Der Text gliedert sich in drei Teile – das mittlere Stück, zugleich das längste, trägt den Titel „Family Ties“: Die Familie ist nicht von ungefähr das Bindeglied zwischen dem Abschied von Kuba (der erste Abschnitt lautet „Waving Good-bye“) und dem jahrzehntelang dauernden Ankommen in den USA dar (der finale Teil heißt „Discovering America“). Pérez Firmats überraschender Befund lautet: Bei der „Generation eineinhalb“ sind es nicht die kubanischen Eltern, die ihren in den USA geborenen Kindern vermitteln, was „cubanidad“, also kubanische Identität, ausmacht. Im Gegenteil: Der Autor erlangt erst ein adäquates Verständnis, was es heißt, ein Kubanoamerikaner zu sein, als er selbst Vater wird und in zweiter Ehe eine amerikanische Frau heiratet. Obwohl seine Kinder, wie Pérez Firmat illusionslos (wenn auch nicht frei von Sentimentalität) feststellt, rundweg als Amerikaner aufwachsen, leisten sie so ihren Beitrag zur Ausprägung einer kubanoamerikanischen Identität.<sup>314</sup> Diese hängt für Pérez Firmat offenkundig eng zusammen mit den „role-models“ innerhalb des Familienverbundes. Das komplizierte Vater-Sohn-Verhältnis zwischen Gustavo senior und junior spielt dabei eine zentrale Rolle, die jedoch durch das Exil wesentlich beeinflusst wird. Weder kann der Sohn die Werte, Vorstellungen und geschäftlichen Aufgaben seines Vaters annehmen und weiterführen, noch kann er sie zurückweisen (und gerade dadurch seine Rolle definieren). Das erzwungene Exil erledigt dieses Generationenproblem in doppelter Hinsicht: Zum einen werden die Fußstapfen des Vaters ausgelöscht, bevor der Sohn sie ausfüllen kann: Das

---

<sup>313</sup> Isabel Álvarez Borland: Gustavo Pérez Firmat (1949-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers* Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004, S. 717-736. Hier: S. 726.

<sup>314</sup> Diese Generation wird ABC (American-born Cubans) genannt, korrekter wäre aus Pérez Firmats Sicht jedoch CBA (Cuban-bred Americans). Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. xix (Prologue).

Großhandelsgeschäft, das Gustavo als ältester Sohn weiterführen sollte, wird infolge der kubanischen Revolution konfisziert.

Zum anderen verlieren aber auch all jene Werte, die der Vater seinem Sohn vermitteln möchte, in der neuen US-amerikanischen Umgebung ihren Wert.<sup>315</sup>

Gustavo junior versucht einen Brückenschlag, indem er sich seine eigene Interpretation des kubanischen Machismo zurechtlegt, die ihm kompatibel mit der kritischen Gendersicht der US-Studentinnen und -Studenten erscheint. Er nennt diesen Ausdruck von Männlichkeit „*hombría*“ und versteht darin eine Form von Arbeitsethos und Verantwortungsbewusstsein zum Erhalt der Familie – die ein gelegentliches Über-die-Stränge-Schlagen oder Fremdgehen nicht ausschließe.<sup>316</sup>

Es ist ein Sinnbild für Gustavos Entfremdung im Gastland USA, dass er ein zweites Mal seine Identität verliert: Sein Bruder Carlos stiehlt seine persönlichen Dokumente und Bankdaten, um an Geld zu gelangen. Ironischerweise entzweit dieser Identitätsraub Gustavo mit seiner Familie und nicht etwa seinen kriminellen Bruder: Familienloyalität habe über allen anderen Dingen zu stehen, maßregelt ihn seine Mutter, nachdem er seinen Bruder angezeigt hat – ein weiteres Indiz für die Kulturkluft, die sich zwischen Eltern und Sohn öffnet.

Bisweilen spiegeln sprachliche Differenzen die Problematik des Exilbewusstseins: Während die englische Sprache („to be“) nicht weiter differenziert, kennt das Spanische für die Verortung des Daseins zwei Verben: „*ser*“ bezeichnet den existenziell-überzeitlichen Status und „*estar*“ den momentanen Aufenthaltsort. Für die Differenzierung des Exilantenbewusstseins scheint diese Differenzierung prädestiniert: „*Ser cubano*“ und „*estar en los Estados Unidos*“ bilden keinen Widerspruch. Dieser Gedanke findet sich bei Gustavo Pérez Firmat ausformuliert: „No matter how much geography may confine us, *ser* cannot be reduced to *estar*“

---

<sup>315</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: Cuban-American Literatur of Exile, S. 70.

<sup>316</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: Next Year in Cuba, S. 184-185. Pérez Firmat scheint es indes kein Anliegen, den Vorwurf des Sexismus zu entkräften: Wie in vielen Passagen der englischsprachigen Ausgabe deutlich wird, gehören anstößige Scherze und sexuelle Anspielungen zu seiner Eigendefinition als Kubaner.

– a state of being cannot be reduced to a geographical place.”<sup>317</sup> In der spanischen Ausgabe formuliert der Autor, der hier paradoxerweise zum Übersetzer in seine eigene Muttersprache mutiert, diese Passage etwas anders; vor allem jedoch fügt er jedoch, wie als Rechtfertigung, noch einen Satz hinzu: „Ser no es *estar* – una forma de vida no se reduce a un lugar de residencia. Los cubanos de Miami dejaron su país, pero no abandonaron su patria.“<sup>318</sup> In der spanischen Sprache findet der Erzähler jene Differenzierungsmöglichkeiten vor, die seinen Exilstatus hinreichend beschreiben: „Cuba is my *patria*, the United States is my *pais*.“<sup>319</sup> Trotz dieser scheinbar recht klaren Zuordnung wechseln für den Erzähler die Loyalitäten weiterhin, wie sich an exakt dieser Textstelle in der spanischen Ausgabe zeigt. „Al redactar la versión en inglés, quise convertirme en americano. Al traducirlo al español, me siento más cubano que nunca [...]“<sup>320</sup>

Je älter der Autor wird, umso skeptischer scheint seine Einschätzung kultureller Hybridität auszufallen: In den theoretischen Abhandlungen *The Cuban Condition* (1989) und *Life on the Hyphen* (1994) sind die positiven Aspekte der „Bikulturalität“ deutlich stärker gewichtet. Das Lebensresümee in *Next Year in Cuba* (1995) fällt zwiespältiger aus. Gleichwohl kommt Pérez Firmat in seiner Autobiographie zum Schluss, dass ein Kubanoamerikaner nicht seine Abstammung verleugnet, wenn er sich der nordamerikanischen Gesellschaft zugehörig fühlt. Spätere Texte desselben Autors, wie der Roman *Anything but Love* (2000) oder die Gedichtsammlung *Cincuenta lecciones de exilio y desexilio* (2000) sind um einiges pessimistischer und betonen besonders die Schwierigkeiten der Bikulturalität in Beziehungen und im Umgang mit der Sprache.<sup>321</sup>

---

<sup>317</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming-of-Age-in America*. Houston: Arte Público Press 1995, S. 58.

<sup>318</sup> Gustavo Pérez Firmat: *El año que viene estamos en Cuba*. Houston: Arte Público Press 1997, S. 62.

<sup>319</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next year in Cuba*, 210.

<sup>320</sup> Gustavo Pérez Firmat: *El año que viene estamos en Cuba*, S. 198.

<sup>321</sup> Vgl. Álvarez Borland, Isabel: Gustavo Pérez Firmat (1949-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers Bd. 2*. New York: Thomson Gale 2004, S. 717-736. Hier besonders S. 730-731.

## 4.2. Kollektive Historie (Familienchronik)

### 4.2.1. Cristina García: *Dreaming in Cuban* (1992)

Cristina Garcías Debütroman *Dreaming in Cuban* entfaltet den Kultur- und Identitätskonflikt über eine Familienchronik, wobei die Revolution unmittelbaren Einfluss auf die Lebenslinien der Charaktere hat. Im Mittelpunkt stehen drei Frauengenerationen einer Familie, die zwischen Kuba und den USA aufgespalten ist. In einem Interview erklärte García, sie wollte in ihrem Erstling die „trickle-down effects of the Cuban revolution on their lives and relationships“<sup>322</sup> erforschen. Die zentralen Konflikte ereignen sich jeweils in Mutter-Tochter-Paarungen und gewissermaßen im Widerstreit von „patria“ und „mother country“. Die geographischen Wechsel zwischen den beiden Nationen sind im Roman allerdings fließend, die Grenzen verschwimmen innerhalb der Erzählung.<sup>323</sup>

Der Roman ist in drei Hauptabschnitte („Ordinary Seductions“, „Imagining Winter“, „The Languages Lost“) sowie 17 Unterkapitel gegliedert. Die Erzählung erfolgt aus unterschiedlichen Perspektiven, mit wechselnden Erzählsituationen und oftmaligen Sprüngen in der Chronologie: Über weite Strecken überwiegt eine personale Er-/Sie-Erzählung, dazwischen sind mehrmals Abschnitte mit Ich-Erzählungen aus der Sicht zweier Protagonisten der jüngsten Generation (Pilar Puente und Ivanito) eingeschoben. Ein drittes eigenständiges Element sind Briefe, die aus der Feder der Großmutter Celia stammen. Während sich die Erzählzeit der Rahmenhandlung zwischen 1972 und 1980 und jene der Briefe zwischen 1935 und 1959 bewegt, greift die erzählte Zeit bis 1913 zurück. *Dreaming in Cuban* zeichnet dadurch ein äußerst komplexes Bild der kubanischen Revolution, ihrer Vorgeschichte und Folgen. Mit den Frauenfiguren werden einerseits unterschiedliche Einstellungen gegenüber der Revolution, aber auch Familien- und Identitätskonflikte durchkonjugiert: Für die Großmutter Celia del Pino, die nahe Havanna lebt, wäre das Verlassen des Landes gleich-

---

<sup>322</sup> Scott Shibuya Brown: A Conversation with Cristina García. In: Cristina García: *Dreaming in Cuban*. New York: Ballantine Books 2004, S. 249-256. Hier: S. 249.

<sup>323</sup> Vgl. Rocío G. Davis: Back to the Future: Mothers, Languages, and Homes in Cristina García's *Dreaming in Cuban*. In: *World Literature Today*. Bd. 74 (2000) Nr. 1, S. 60-68. Hier v.a. S. 61.

bedeutend mit Verrat an der Heimat. Ihr Dasein ist nach dem Tod ihres Mannes Jorge ganz der Revolution gewidmet; sie hält an der Küste Ausschau nach potenziellen US-Invasoren, spricht als Volksrichterin Urteile, schneidet Zuckerrohr. Zwischen 1935 und 1959 – bis kurz nach dem Erfolg der Revolution – verfasst Celia Briefe an ihren früheren spanischen Geliebten Gustavo, die sie jedoch nie abschickt. Diese Schreiben vermitteln Celias eigene Gefühlswelt, dokumentieren daneben aber auch die familiäre und politische Vorgeschichte. Nicht zuletzt deshalb sieht Margarethe Herzog Celias Funktion im Roman als die einer „Vermittlerin kubanischer Geschichte und Erinnerung“.<sup>324</sup> Danach übernimmt der (nie namentlich genannte) „Líder“ die Funktion als Projektionsfläche ihrer Träume und Begierden. Wie in Garcías zweitem Roman *Agüero Sisters* wird bereits in *Dreaming in Cuban* die Politik vorrangig über intime Empfindungen und Affekte vermittelt.<sup>325</sup> Celia erkennt trotz ihrer idealistischen Devotion, dass die Revolution zum Scheitern verurteilt ist – wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, wie sie befindet: „It seems to her that so much of Cuba's success will depend on what doesn't exist, exists only rarely. A spirit of generosity. Commitments without strings. Are these so against human nature?“<sup>326</sup>

Celias jüngere Tochter Felicia lebt ebenfalls auf Kuba. Sie wurde von ihrem Mann Hugo Villaverde mit Syphilis angesteckt und verfällt zusehends dem Wahnsinn. Nachdem sie zuvor bereits ihren Mann in Brand gesteckt hat, versucht sie 1974, sich und ihren Sohn Ivanito umzubringen. Durch Militärdienst soll Felicia zur Reintegration in die revolutionäre Gesellschaftsordnung „erzogen“ werden. Sie praktiziert aber weiterhin die Riten des afrokubanischen Religionskultes Santería, flüchtet sich – wie auf ihre Art auch Celia – in innere Emigration.<sup>327</sup> Felicias Töchter, die Zwillingmädchen Luz und Milagro, fliehen vor ihrer Mutter zu ihrem nunmehr entstellten Vater und ihrer Großmutter. Die Zwillinge profitieren von den

---

<sup>324</sup> Margarethe Herzog: *Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, S. 161.

<sup>325</sup> Nara Araújo: *I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This? Cuban and Cubanamerican Literatures in the US*. In: Ashok Bery, Patricia Murray (Hrsg.): *Comparing Postcolonial Literatures: Dislocations*. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 93-103. Hier: S.99.

<sup>326</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 114-115.

<sup>327</sup> Isabel Álvarez Borland: *Displacements and Autobiography in Cuban-American Fiction*. In: *World Literature Today* Bd. 68 (1994), S. 43-48. Hier: S. 47.

besseren Bildungsstandards und der Geschlechtergleichheit, welche die Revolution ermöglicht – es ist dies eine der wenigen Textstellen innerhalb der untersuchten Romane, in denen positive Begleiterscheinungen der kubanischen Revolutionen Erwähnung finden.

Die amerikanische Linie der Familie besteht – neben dem Großvater Jorge del Pino, der seine Krebserkrankung ab 1966 in den Vereinigten Staaten behandeln lässt – aus Celias älterer Tochter Lourdes, ihrem Ehemann Rufino und deren Tochter Pilar Puente, die schon 1961 die Flucht vor Castro ergriffen haben. Lourdes wurde durch die Rebellen im Wortsinne ihrer körperlichen Integrität beraubt: Diese konfiszierten das Anwesen von Rufinos Familie, vergewaltigten und folterten die schwangere Lourdes, die in der Folge ihr zweites Kind verlor. Die Emigration in die USA ist für sie ein ersehnter Neubeginn. In den USA legen Lourdes und Rufino jenen Ehrgeiz und Fleiß an den Tag, der zur Basis für die „Cuban success story“, den sozialen Aufstieg der Kubaner in den USA, wurde.<sup>328</sup> In New York reagiert Lourdes auf den Erwartungsdruck der US-amerikanischen Gesellschaft mit einer Überanpassung, die sie jedes Maß und Ziel verlieren lässt. Ob exzessiver Sex, Essen<sup>329</sup> oder kapitalistischer Ehrgeiz; in allem scheint sie eine innere Leere zu kompensieren. Ihre Bäckerei in Brooklyn wird zu einem Treffpunkt radikaler Exilkubaner – Lourdes betrachtet den Kommunismus fortan als Krankheit, mit der „El Líder“ auch ihre Mutter Celia infiziert habe. Ein groben Schemata verhaftetes Schwarz-Weiß-Denken dient ihr zur Orientierung in einer immer unübersichtlicheren Welt. Folglich entdeckt sie auch bei ihrem Besuch in Kuba nichts außer Verfall und Zerstörung. Lourdes streift alles ab, was im Entferntesten an die kubanische Herkunft erinnern könnte; sie fühlt sich im Exil wie ein neu geschaffener Mensch – was wie ein ironischer Kommentar zum sozialistischen Ideal klingt: Sie wird zum Prototypen eines „Neuen Menschen des Kapitalismus“ in den USA: „Unlike her husband, she welcomes her adopted language, its possibilities for reinvention.“<sup>330</sup>

---

<sup>328</sup> Vgl. Eliana Rivero: La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca, S. 138.

<sup>329</sup> Nieves Pascal findet zahlreiche Textstellen bei Cristina García und Ana Menéndez, die Hungern und Völlerei als Reaktion auf Verlust darstellen – sie bringt diese in Zusammenhang mit Freuds Erklärung der Melancholie. Vgl. Nieves Pascual: Dos bocados de cardenal: Cristina García y Ana Menéndez. In: Guayaba Sweet, S. 153-167.

<sup>330</sup> Cristina García: Dreaming in Cuban, S. 73.

Ihre Tochter Pilar steht den ideologischen Polen abwägend gegenüber. Sie hat sich vom manichäischen Denken ihrer Familie soweit emanzipiert, dass sie Dogmen hinterfragt und (auch als Malerin) Konventionen bricht. Im Widerstreit mit der Doppelmoral ihrer Mutter erkämpft sie sich eine eigenständige Position als Künstlerin, steht in ihrer Rebellion (und mit einer telepathischen Verbindung) freilich ihrer Großmutter Celia in Kuba näher. Pilar ist im Roman eine „Suchende zwischen den Kulturen“<sup>331</sup>, die nicht nur die Trennwälle zweier konträrer Ideologien überwinden, sondern sich überdies vom Geschichtsverständnis ihrer Eltern emanzipieren muss. Im Unterschied zu Juani de las Casas, der Protagonistin von *Memory Mambo*, behauptet Pilar zunächst, sich perfekt an ihre kubanische Vergangenheit und Herkunft zu erinnern: „I was only two years old when I left Cuba but I remember everything that’s happened to me since I was a baby, even word-for-word conversations.“<sup>332</sup> Dennoch schwindet das Bild, das sie von Kuba besitzt und eröffnet so eine Projektionsfläche für Phantasien und Wünsche.<sup>333</sup> Bei einer Reise nach Kuba will sie herausfinden, auf welcher Seite der Floridastraße ihr Platz ist: „Even though I’ve been living in Brooklyn all my life, it doesn’t feel like home to me. I’m not sure Cuba is, but I want to find out.“<sup>334</sup>

Der sprunghafte und multiperspektivische Erzählstil ist die formale Entsprechung zu den vielfältigen Familiensträngen und politischen Sichtweisen. Diese verwirrende Erfahrung teilt der Leser mit Pilar: Auch er muss sich die Details der verstreuten Familiengeschichte aus Versatzstücken zusammensetzen. Schon diese Kurzfassung der Lebenslinien der Hauptfiguren lässt die Parallelen der Romanhandlung mit der Generationenfolge kubanischer Emigration in die USA erkennen: Auf Kuba stehen einander Regimetreue (Celia) und Abweichtum (Felicia) sowie in der jüngeren Generation Profiteure (Luz und Milagro) und Verlierer der Revolution (Ivanito) gegenüber. In den USA kontrastiert die Überanpassung der ersten Exilgeneration (Lourdes) mit der Identitätssuche der

---

<sup>331</sup> Margarethe Herzog: *Lebensentwürfe zwischen zwei Welten*, S. 162.

<sup>332</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 26.

<sup>333</sup> Vgl. dazu Frauke Gewecke, die folgert, dass die Protagonistin/Autorin „[...] von der Tragfähigkeit der Erinnerung nicht mehr überzeugt, diese in eine Projektionsfläche ihrer dichterischen Schöpfungskraft verwandelt.“ Frauke Gewecke: *Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000)*, S. 586.

<sup>334</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 58.

„Kinder des Exils“ (Pilar). Nicht von ungefähr reiht sich am Ende des Romans der 1967 geborene jüngste Spross, Ivanito, unter die Asylsuchenden vor der peruanischen Botschaft in Havanna – realhistorisch entstand 1980 daraus der Emigrantenstrom der „Marielitos“. Ivanito steht stellvertretend für die nächste Generation junger Kubaner, welche die Heimat bewusst und aus eigenem Antrieb verlassen. Dass Pilar die Flucht des zweiten Enkelkindes vor der Großmutter Celia verheimlicht und deckt, verdeutlicht ihre Emanzipation von der politischen wie ideologischen Haltung der älteren Generation.

Pilar sei „kind of an alter ego for me“, erklärte Cristina García in einem Interview.<sup>335</sup> Ihre Vita entspricht jener der „Kinder des Exils“; sie versinnbildlicht die Brückengeneration. In den politischen Ansichten, die durch die Linie Celia-Lourdes-Pilar verkörpert werden, könnte man ein – ironisches – Echo des dialektischen Dreischrittes sehen, der Pilar über These und Antithese zu ihrer persönlich-individuellen Synthese finden lässt. Sie zeigt Interesse an ihrer Herkunft, ihren Wurzeln und erkennt, dass die Revolution auch positive Ergebnisse zeitigte. Einen Teil ihrer Selbstgewissheit erlangt Pilar dabei über die Kunst. Die Malerei wird ihr zu einer eigenen Kommunikationsform, deren Vorteil genau darin liegt, dass sie sich der Übersetzung entzieht und damit Unschärfen vermeidet: „Painting is its own language [...]. Translations just confuse it, dilute it, like words going from Spanish to English.“<sup>336</sup> Darin unterscheidet sich der Roman von *Loving Che*: Dort sind es gerade die Bilder und Fotos, die aufgrund ihrer Vieldeutigkeit und Missverständlichkeit das Vorhaben der Protagonistin, Gewissheit über die Geschichte ihrer Mutter zu erlangen, scheitern lassen. In *Dreaming in Cuban* wird die Malerei hingegen für Pilar zu einem stabilen Ankerpunkt von Selbstsicherheit.

Für Celia ist Migration ein tragisches Ereignis; ihre Tochter Lourdes empfindet diese als Wiedererweckung. Die Enkeltochter Pilar Puente hingegen macht während des Romans eine Entwicklung durch, die sie schlussendlich jene Funktion erfüllen lässt, die ihr Name suggeriert: Sie bildet einen Brückenpfeiler zwischen den gesplitteten Familienteilen und Ideologien, zwischen der

---

<sup>335</sup> Scott Shibuya Brown: A Conversation with Cristina García. Appendix zu: Cristina García: *Dreaming in Cuban*. New York: Ballantine Books 2004, S. 249-256. Hier: S. 251.

<sup>336</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 59.

kubanischen Abstammung und US-amerikanischen Lebenswirklichkeit. Wie Eliana Rivero feststellt<sup>337</sup>, ist Kuba für alle vier weiblichen Protagonisten nicht viel mehr als eine von der realen Zeit losgelöste Erinnerung: Celia verteidigt ein Idealbild einer längst gescheiterten Revolution. Lourdes weigert sich, Kuba nach Castros Machtübernahme zu akzeptieren und erhält die Fiktion eines im Status quo des Jahres 1959 erstarrten Landes aufrecht. Felicia verliert sich im Wahnsinn und in den magischen Trugbildern des Santería-Kultes. Und schließlich hat auch Pilar zunächst keine andere Wahl, als sich ihre Heimat zu erträumen: „And there’s only my imagination where our history should be“<sup>338</sup>, laut das in Rezensionen und der Sekundärliteratur am häufigsten angeführte Zitat des Romans. Allerdings erkennt Pilar bei ihrer Rückkehr nach Kuba, dass diese Reise ihr Zerrbild der Vergangenheit nicht glätten kann. Dennoch erfüllt sich ihr Schicksal: Ausgerechnet ihr, die sich eigentlich von ihrer Familie losreißen will, ist es aufgetragen, das familiäre Puzzle zu lösen. Schon am Tag von Pilars Geburt prophezeit ihre Großmutter Celia, dass sie einmal die Rolle der Chronistin der Familienhistorie einnehmen wird: „She will remember everything“<sup>339</sup>, lauten die letzten Worte des Romans. Pilar hält die Fäden der weiblichen Mitglieder in einer Genealogie zusammen, die zuvor von Zerstreuung und Verlusten gekennzeichnet war. Sie findet also ihre persönliche Heimat weder in Kuba, noch in den USA – an gar keinen konkreten Ort, sondern innerhalb der Generationenfolge ihrer Familie.

Zwei Themen polarisieren in der exilkubanischen Gemeinde – gerade unter älteren Exilkubanern – besonders stark. Das eine ist die Frage, ob Exilkubaner den „diálogo“, die diplomatische Annäherung zwischen den Vereinigten Staaten und Kuba, befürworten dürfen. Der zweite Streitpunkt ist, ob ein Exilant nach Kuba zurückkehren darf – und sei es für einen kurzen Besuch –, solange Castros Regime am Ruder ist. Mit Fortdauer der Jahre unterminierte bei vielen Exilkubanern die Sehnsucht, ihre Verwandten wieder zu sehen, die ideologische Standhaftigkeit. Auch im Roman wird eine Kuba-Reise für Pilar zu einem Wendepunkt. Frauke Gewecke sieht darin den Versuch der Protagonistin, „[...] über die

---

<sup>337</sup> Eliana Rivero: Cristina García (1958 -). In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004, S. 635-651. Hier: S. 642.

<sup>338</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 138.

<sup>339</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 59.

Rekonstruktion der nur fragmentarisch erhaltenen Familiengeschichte – und der Geschichte Kubas seit den Anfängen der Republik – die eigene fragmentierte Identität wieder auf einen Kern der Identitätsgewissheit zurückzuführen, [...].<sup>340</sup>

In New York, dem Schmelztiegel schlechthin, stellt sich für eine Kubano-amerikanerin der „Generation eineinhalb“ die Frage der Herkunft offenbar nicht so vordergründig wie in Miami, wo der kubanische Einfluss dauerhaft und unübersehbar präsent ist. Cristina García wuchs nicht im Umfeld einer kubanischen Exilgemeinde auf<sup>341</sup>; die Herausbildung ihres Selbstverständnisses ist für sie demnach eher ein individueller als ein kollektiver Prozess. Vielleicht ist das – neben ihrer spezifisch weiblichen Perspektive – ein Grund, warum García auch außerhalb Latinogemeinde großen literarischen Erfolg verzeichnete.<sup>342</sup> García erwähnt, dass sie sich – anders als ihre Protagonistin Pilar – zunächst als Amerikanerin fühlte und erst im Zuge der literarischen Auseinandersetzung ihr kubanisches Selbst entdeckte:

I probably thought of myself, first and foremost, as a New Yorker – an urban kid with an affinity for many cultures yet beholden to none. It wasn't until I started to write fiction that my private Cuban self merged with my public self. Now I feel that I live more on the hyphen than on either side of it.<sup>343</sup>

Die Ausschließlichkeit, mit der im Roman Pilars Eltern ihre Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis definieren, weicht in der Lebensrealität der Autorin dem Bewusstsein einer hybriden Existenz, die beide Seiten als integralen Bestandteil der kubanoamerikanischen Identität akzeptiert. Insofern können in der Figur Pilar durchaus autobiographische Elemente gesehen werden – auch sie gelangt zu der Einsicht, dass die geographische Entscheidung für einen Lebensmittelpunkt kein Entweder-Oder im Selbstverständnis bedeutet: „I'm afraid to lose all this, to lose Abuela Celia again. But sooner or later I'd have to return to New York. I know now

---

<sup>340</sup> Frauke Gewecke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000), S. 584.

<sup>341</sup> Vgl. dazu Eliana Rivero: La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca, S. 135.

<sup>342</sup> Vgl. Frauke Gewecke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960-2000), S. 585. Sie nennt Julia Alvarez (Dominikanische Republik), Judith Ortiz Cofer (Puerto Rico) und Edwidge Danticat (Haiti) als weitere Beispiele.

<sup>343</sup> Scott Shibuya Brown: A Conversation with Cristina García. Appendix zu: Cristina García: Dreaming in Cuban. New York: Ballantine Books 2004, S. 249-256. Hier: S. 251.

it's where I belong – not *instead* of here, but *more* than here.”<sup>344</sup> Diese Formulierung entbehre der Eindeutigkeit; die Protagonistin akzeptiere damit ein Leben im Dazwischen, kommentiert Christof Hamann.<sup>345</sup>

Vereinzelt erntete *Dreaming in Cuban* auch Kritik – dem Roman mangle es an Authentizität, Garcías Darstellung Kubas sei irreführend, inadäquat und schlampig.<sup>346</sup> Einige der Fehler laut Nara Araújo: Die „Plaza de las Anna“ sei korrekt die „Plaza de las Armas“, statt Santería schreibe García an einigen Stellen über Voodoo, eine Schule in Havanna könne unmöglich den Namen Nikolai Lenin tragen, ebenso wenig sei Santa Barbara eine dunkelhäutige Gottheit.<sup>347</sup> An diesen Stellen zeigt sich, dass Garcías Kubadarstellung aus einer amerikanischen Außensicht erfolgt: Der Santería-Kult erscheint nicht mehr als „transculturación“ ursprünglich afrikanischer Elemente, sondern bereits als authentisch kubanisches Erbe. Nicht von ungefähr bereitet Pilar ihre Reise nach Kuba in einem Geschäft in Brooklyn vor, das mit Santería-Devotionalien handelt.

Der Titel des Romans bezieht sich zum einen auf jenen Moment, an dem sich für Pilar die kulturellen Akzente zu verschieben beginnen: Während ihrer Kuba-Reise stellt sie fest, dass sie erstmals in spanischer Sprache träumt. Dennoch bleibt Kuba eine imaginierte Heimat, die realiter nicht einhält, was sich Pilar versprochen hatte. Und schließlich werden die Träume, die Celia und Pilar telepathisch verbinden, neben der Malerei zu einer weiteren Form der Kommunikation, die Raum und Zeit überbrückt, und somit den Verlust der eigentlichen Sprache aufwiegt: Denn für die Frauen in den USA gilt: „[...] the loss incurred by exile is clearly expressed through the metaphor of language loss.“<sup>348</sup>

---

<sup>344</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, 236. Hervorhebung wie im Original.

<sup>345</sup> Christof Hamann: *Mangelhafte Pädagogik. Stimmen der Erinnerung* in Cristina Garcías *Dreaming in Cuban*. In: Christof Hamann, Cornelia Sieber (Hrsg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2002, S. 253-266. Hier: 257.

<sup>346</sup> Zum Beispiel Julio Rodríguez-Luis: *Sobre la literatura hispánica en los Estados Unidos*. In: *Casa de las Américas 193* (1993), S. 37-48. Zitiert nach: Nara Araújo: *I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This? Cuban and Cubanamerican Literatures in the US*. In: Ashok Bery, Patricia Murray (Hrsg.): *Comparing Postcolonial Literatures: Dislocations*. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 93-103. Hier: S. 95.

<sup>347</sup> Nara Araújo: *I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This?*, S. 100.

<sup>348</sup> Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona*, S. 139.

Pilar beherrscht zwar Spanisch, spricht es aber nicht – und ihre Mutter Lourdes wird von den Kubanern nicht verstanden. Suzanne Leonard erkennt in der Rolle der Träume ein für die Exilerfahrung bedeutsames Erkenntnismuster: „Specifically, since dreaming allows characters to relate both emotionally and corporeally to their cultural heritages, dreaming can be conceived of as a mode of historiography that reshapes what counts as history and knowledge.“<sup>349</sup> Einige Literaturwissenschaftler sehen den Romantext in einer selbstreflexiven Wendung als Pilars „Traum“<sup>350</sup>. Nahe liegend ist jedoch die Deutung von Isabel Álvarez Borland, die den Text – ebenfalls in einer metafikcionalen Schleife - mit jenen Aufzeichnungen identifiziert, die Pilar bei sich trägt.<sup>351</sup> Außer Zweifel steht, dass die Anlage des Romans mit der Ausbildung der hybriden Identität seiner Protagonistin korrespondiert: Die Brückenbauerin Pilar ist es, die in ihrer Lebensgeschichte das Familienerbe weiterträgt – und nicht etwa die assimilierte Mutter oder die regimetreue Großmutter. Diese Aufgabe, „cubanidad“ innerhalb eines durch das Exil gespaltenen Familienverbundes zu definieren, ist folglich den „Kindern des Exils“ aufgetragen.

#### 4.2.2. Cristina García: *The Agüero Sisters* (1997)

Auch Cristina Garcías zweiter Roman *The Agüero Sisters* zirkuliert um eine Familie, die getrennt lebt. Während *Dreaming in Cuban* jedoch die Lebensentwürfe und Sichtweisen seiner Protagonisten in Kuba und den USA kontrastiert, setzt *The Agüero Sisters* noch früher an: Der Roman spürt der Frage nach, wie Erfahrungen, Erinnerungen, Familienmythen, aber auch Traumata und Defekte über Generationen und über räumliche Trennungen hinweg entstehen und weitergegeben werden. Die Frage lautet, ob und wie sich die Essenz des kubanischen Selbstverständnisses konservieren lässt. Denn wie María Cristina García – nicht

---

<sup>349</sup> Suzanne Leonard: Dreaming as Cultural Work in Donald Duk and Dreaming in Cuban. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 29 (2004), Heft 2, S. 181-203. Hier: S. 183.

<sup>350</sup> Christof Hamann: Mangelhafte Pädagogik. Stimmen der Erinnerung in Cristina Garcías *Dreaming in Cuban*. In: Christof Hamann, Cornelia Sieber (Hrsg.): Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2002, S. 253-266. Hier: 264.

<sup>351</sup> Isabel Álvarez Borland: Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona, S. 138.

mit der Autorin zu verwechseln – betont, werden kulturelle Traditionen niemals unverändert von einer Generation auf die nächste übertragen, sondern „[...] they are always symbolically reinvented in the present.“<sup>352</sup> Das Kubanische zu bewahren bedeutet also nicht, starr an überkommenen Traditionen festzuhalten, sondern mindestens ebenso sehr neue Traditionen zu erschaffen. Erneut kommen die Erzählstimmen mehrerer Generationen zu Wort, allerdings entrollt sich hier eine „[...] historia del poder de un mito para enmascarar, transformar y finalmente revelar la verdad [...]“.<sup>353</sup> Wie sich im Laufe des Romans herausstellt, ist die Familienhistorie hier ein komplexes Gewebe aus einander widersprechenden Lügen, Mystifizierungen und Konstrukten.

Formal ist der Roman unterteilt in einen Prolog, zwei Hauptteile sowie eine Coda. Diese vier Teile umfassen wiederum insgesamt 36 (nicht nummerierte) Kapitel – teils mit, teils ohne Titel, Orts- und Zeitangabe. Der Prolog startet mit einem großen Fragezeichen – einem scheinbar grundlosen Mord, der sich 1948 in den kubanischen Zapata-Sümpfen ereignet: Der Ornithologe Ignacio Agüero erschießt bei einer naturkundlichen Expedition seine Frau Blanca Mestre de Agüero. Während die beiden Töchter (und Halbschwestern) Constanica und Reina fortan hinter den Lügen des Vaters den wahren Hergang des vermeintlichen Unfalls entschlüsseln wollen, versucht der Leser, der den Täter von Beginn an kennt, parallel dazu, die Gründe für den Mord zu eruieren. Diese Wahrheitssuche findet eine formale Entsprechung in den unterschiedlichen Erzählformen der einzelnen Kapitel<sup>354</sup>: Je nach dem betreffenden Protagonisten sind diese in alternierender Form wiedergegeben: Die Lebensbeichte des Vaters Ignacio Agüero ist in (schriftlicher) Ich-Form, als Tagebuch, niedergelegt. Die Abschnitte, die Töchter Reina und Constanica sowie deren Mann Heberto betreffen, sind in Sie- und Er-Form erzählt, während der Bericht der Enkelin Dulce als stark kolloquial geprägte Ich-Form (wie ein betont „mündlicher“ Bericht) erscheint. Wie schon in *Dreaming in Cuban* korreliert das personale Erzählverhalten mit der strikt subjektiven Sicht auf historische Wahrheiten. Wie García in einem Interview festhielt, rührt diese

---

<sup>352</sup> María Cristina García: Havana USA, S. 95.

<sup>353</sup> Eliana Rivero: La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca, S. 139.

<sup>354</sup> Die Terminologie folgt hier und im Weiteren: Jürgen H. Petersen: Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993. (Metzler Studienausgabe).

von ihr bevorzugte Erzählweise von einem tief greifenden Misstrauen gegenüber allwissenden Erzählstimmen her.<sup>355</sup> Der Roman umfasst fünf Generationen, von den Großeltern bis zu den Enkelkindern und spannt einen zeitlichen Rahmen von den Folgen des Spanisch-Amerikanischen Krieges und der Gründung der Republik im Jahr 1902 bis in die Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts.

Hauptprotagonistinnen sind die sehr ungleichen Halbschwwestern Reina Agüero und Constanca Agüero Cruz, die einander seit dreißig Jahren nicht begegnet sind. Die beiden Protagonistinnen werden durch völlig konträre Attribute charakterisiert: Constanca hat sich der US-amerikanischen Lebenswirklichkeit bestmöglich eingefügt, realisiert den amerikanischen Traum als erfolgreiche Geschäftsfrau und strebt primär nach materiellem Gewinn. Die revolutionstreue Reina lebt als idealistische Arbeiterin und Elektroinstallateurin auf Kuba. Die großgewachsene und sinnliche Amazone Reina übt eine magnetische Wirkung auf Männer aus – im Gegensatz zur zierlichen und bleichen Constanca, deren Ehe mit Heberto mehr von Pragmatismus als von Liebe geprägt ist.

Man ist versucht, die beiden Frauen als stellvertretend für die Lebenswirklichkeiten Kuba und USA zu sehen – was allerdings ein stereotypes Bild von naiver Sinnlichkeit in der Karibik und kühl-kalkulierendem Materialismus im Norden zeichnen würde. Pascha A. Stevenson wirft García vor, sie habe in der Darstellung der Mulattin Reina rassistische Stereotypen reproduziert, indem sie diese fast ausschließlich über ihre Sexualität und körperliche Attribute charakterisiert und dadurch in einen Naturkontext rückt: „Aligning black women with nature is of course a very old method for dehumanizing and primitivizing them [...]“<sup>356</sup> Gerade in der Gegenüberstellung mit der urbanen Businessfrau Constanca werde diese Schablonenhaftigkeit überdeutlich: „All of these binaries resort to tired racial types and Island *mulata* mythology of the natural, earthy, and sensual primitive.“<sup>357</sup> Dass die sinnliche Reina mit mehr Wärme dargestellt werde als die kühle

---

<sup>355</sup> „[...] I ultimately mistrust authorial omniscience – the official version of things, what purports to be all-knowing.“ Ylce Irizarry: An interview with Cristina García. In: Contemporary Literature, Bd. 48 (2007), Nr. 2, S. 174-194. Hier: S. 187.

<sup>356</sup> Pascha A. Stevenson: Dreaming in Color: Race and the Spectacular in *The Agüero Sisters and Praisesong for the Widow*. In: Frontiers, a Journal of Women Studies. Bd. 28 (2007), Nr. 3, S. 141-159. Hier: S. 146.

<sup>357</sup> Pascha A. Stevenson: Dreaming in Color, S. 147.

Constancia, lässt Stevenson nicht als Entschuldigung gelten – die offenkundige Sympathie verstärke noch den herablassenden Gestus. Der Vorwurf der stereotypen Darstellung ist nicht ganz unbegründet. Die beiden Protagonistinnen werden bewusst (und vielleicht zu gewollt) als Gegenpole dargestellt.

Als Reina nach 1991 Constancia ins Exil nach Miami folgt, arbeiten beide ihre Traumatisierung durch den Tod der Mutter auf. Nach und nach verändert sich durch das Zusammentragen von Puzzleteilen aus der Vergangenheit der Blick auf die Wahrheit – Reina gewinnt die Gewissheit, dass Ignacio nicht ihr leiblicher Vater ist und Constancia löst sich von der Schutzbehauptung des Vaters, die Mutter sei bei einem Unfall ums Leben gekommen. Als Kind litt Constancia unter der Zurückweisung durch die Mutter, die ihre Familie erst verließ, dann schwanger mit Reina zurückkehrte und Constancia schließlich zu Verwandten abschob. Dennoch ziert ein Bild der Mutter jene viel sagend „Cuerpo de Cuba“ genannten Kosmetikprodukte, mit denen Constancia ihr Geld verdient. Diese Pflegeserie, die den Kundinnen verspricht, Alterungsprozesse zu stoppen, dient Constancia als Vehikel, um die problematische Mutterbeziehung in ihrer eigenen Vergangenheit zu verarbeiten. Sie profitiert dabei kommerziell von jener Nostalgiesucht der Exilkubanerinnen, die ihr persönlich zuwider ist. Eine Vielschichtigkeit, die typisch ist für die jüngere Exilgeneration: Nostalgie wird zwar kritisch reflektiert, aber nicht gänzlich über Bord geworfen, weil sie trotz allem für das Selbstverständnis der Individuen von großer Bedeutung bleibt.<sup>358</sup>

Das zentrale Thema des Romans sind familiäre Bindungen. Diese entstehen im Roman allerdings weniger aus der Abstammung oder einem Zusammengehörigkeitsgefühl; vielmehr stehen die Familienmitglieder generationenübergreifend in einem teils logisch oder psychologisch, teils aber auch nur schicksalhaft erklärbaren Wirkungszusammenhang. Die psychologisierende Erklärung wäre, dass diese Zusammenhänge für die Protagonist(inn)en Wirklichkeiten sind, weil sie daran glauben wollen.<sup>359</sup> García versteht es geschickt, Analogien auf

---

<sup>358</sup> Dalia Kandiyoti: Consuming Nostalgia: Nostalgia and the Marketplace in Cristina García and Ana Menéndez. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 31 (2006), Nr. 1, S. 81-99. Hier: S. 90.

<sup>359</sup> So heißt es von Reina: „[...] she believes that the world functions through a myriad of vital linkages, animate and inanimate, infinite and infinitesimal, a grand interdependency that

lexikalischer Ebene, in der Metaphorik sowie bei den Erzählsträngen ineinander zu verweben und dadurch vieldeutige Zusammenhänge zu erzeugen. Die Familie erscheint in *The Agüero Sisters* als eng geflochtenes, unentrinnbares Netzwerk, das nicht nur die Individuen raum- und zeitübergreifend miteinander verknüpft, sondern auch Naturgewalten, gesellschaftliche und politische Einflüsse einbezieht. So ergeben sich Analogien zwischen der Familienhistorie der Agüeros, dem ebenfalls von Gewalt erfüllten politischen Werdegang Kubas<sup>360</sup> und der naturgeschichtlichen Entwicklung von Fauna und Flora der Insel. An mehreren Stellen ergeben sich Querverbindungen unter den an sich parallel verlaufenden Erzählsträngen: So kehrt die seltene Kolibri-Art („Hummingbird“), die zum Menetekel von Blancas Ermordung wird<sup>361</sup>, metaphorisch zurück als Embryo, der in Reina heranwächst – „[...] to the size of a hummingbird“<sup>362</sup>. Die Auslöschung der indigenen Bevölkerung nach der Bevölkerung sowie der Verlust der Artenvielfalt infolge der Umstellung auf Zucker- und Tabakmonokulturen findet seine Analogie im Wahn der Gleichmacherei durch die Castro-Revolution. Wenn der Naturkundler Ignacio die Provinz Oriente als letztes ursprüngliches Rückzugsgebiet für seltene Arten bezeichnet<sup>363</sup>, so liegt darin eine besondere Ironie – denn genau dort, im Gebirgszug Sierra Maestra,<sup>364</sup> lag auch die Operationsbasis für die Revolutionäre rund um Castro in ihrem Guerillakampf gegen Batista.

Die Bindeglieder zwischen den Generationen erscheinen in *The Agüero Sisters* wie ein komplexes Zeichensystem körperlicher Spuren. Sogar politische Ereignisse schreiben sich in den Körper ein: Constancias erster Ehemann, Gonzalo Cruz, trägt von der Invasion in der Schweinebucht ein verkürztes Bein davon. Als Reina nach einem Blitzschlag schwere Verbrennungen erleidet, werden ihr Hautteile ihrer Tochter und anderer Verwandter verpflanzt.

---

survives in order to perpetuate growth and change and decay.“ Cristina García: *The Agüero Sisters*, S. 39.

<sup>360</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American literature of exile: from person to persona*. Charlottesville, London: University Press of Virginia 1998. Hier: S. 144.

<sup>361</sup> Eine andere mögliche Interpretation lautet, dass Ignacio das Leben seiner Frau opfert, um den seltenen Kolibri für seine Sammlung zu gewinnen. Vgl. Ebenda, S. 144.

<sup>362</sup> Cristina García: *The Agüero Sisters*, S. 294.

<sup>363</sup> Cristina García: *The Agüero Sisters*, S. 117.

<sup>364</sup> Dieser Teil jener Provinz, die während der spanischen Kolonialherrschaft noch Oriente hieß, wurde nach der Revolution neu aufgeteilt und in Granma und Santiago de Cuba umbenannt.

Eine eigenartige Wunde auf der Ferse wird von Generation zu Generation weitergereicht: Die Mutter Blanca Agüero wird an dieser Stelle bei einem Flussbad während der Hochzeitsreise von einem Tier gebissen. Ihre Tochter Constanica hinterlässt ein ähnliches Mal auf dem Fuß ihrer Tochter Isabel, als sie diese während der Flucht aus Kuba reanimiert. Und Isabels Sohn Raku trägt von Geburt an ein Muttermal an genau dieser Stelle. Die Botschaft: Das Familienerbe ist (als „Achillesferse“ jedes Einzelnen) unentrinnbar und überträgt sich von einer Generation auf die nächste. Geburten und Todesfälle durchziehen den gesamten Roman. In Anbetracht der Schwangerschaft ihrer Tochter Isabel reflektiert Constanica über die Bedeutung: „When you give birth, Constanica thinks, you cede your place to another. You say, in effect, when I'm gone, you will live, you will remember. But what is it exactly they're supposed to remember?“<sup>365</sup>

Das Familienerbe überträgt sich indes nicht allein im körperlich-genetischen Sinne. Denn in *The Agüero Sisters* wirken auch Erfahrungen der einen Generation auf Verhaltensweisen der nächsten nach – ähnlich, wie die systemische Familientherapie annimmt, dass sich Traumata generationenübergreifend vererben können.<sup>366</sup> Die jüngere Generation übernimmt, nachahmend oder ablehnend, die Verhaltensmuster der Eltern: Wo Reina ihre Sexualität mit einer lebensbejahenden Selbstverständlichkeit ausübt, verwandelt sich diese bei ihrer Tochter Dulce zu einer – widerwillig, aber unvermeidlich praktizierten – Form von Selbsterhaltung: Sie prostituiert sich und lebt als „jinetera“ von den Zuwendungen ihrer reichen Liebhaber. Sogar Naturkatastrophen wiederholen sich generationenübergreifend; Prophezeiungen und Santería-Zeremonien verwandeln zufällige Ereignisse zu bedeutungsschwangeren, bösen Omina. Wie schon in Garcías Erstlingsroman ist der Einfluss des Magischen Realismus unverkennbar – dieser wird von der Autorin nicht in Abrede gestellt, allerdings habe sie zu Gabriel García Márquez erst über den Umweg von Franz Kafkas *Verwandlung* gefunden, erklärte Cristina García in einem Interview.<sup>367</sup>

---

<sup>365</sup> Cristina García: *The Agüero Sisters*, S. 211.

<sup>366</sup> Jüngste Erkenntnisse der Epigenetik legen zudem (entgegen langjähriger Schulmeinung) nahe, dass Erfahrungen chemische Spuren im Genom von Lebewesen hinterlassen können, die womöglich sogar vererbt werden – nicht in Form von Chromosomenfolgen, aber durch genetische Marker im Gehirn. Vgl. Jörg Blech: Bruch des bösen Zaubers. In: *Der Spiegel* Nr. 32 (2008), S. 110-112.

<sup>367</sup> Scott Shibuya Brown: *A Conversation with Cristina García*. Appendix zu: Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 249-256. Hier: S. 254.

Heimat und Identität liegen im Roman bei den weiblichen Figuren, während Verrat, Betrug und Gewalt eine Männerdomäne scheinen. Wie in *Dreaming in Cuban* sind die männlichen Charaktere bestenfalls eindimensional gezeichnet, häufiger jedoch Karikaturen eines ins Perverse ausufernden Machismo: So inszeniert Arturo Cruz für seine halbwüchsigen Söhne Heberto und Gonzalo einen Bordellbesuch als einen Initiationsritus mit einer grotesken Männlichkeits- und Machtdemonstration. Bei den Söhnen übersetzt sich der sexuelle Machismo allerdings in Bindungsunfähigkeit und übersteigerten Militarismus (Gonzalo), oder in Minderwertigkeitskomplexe, die Heberto dazu führen, seinem Bruder nachzueifern. Beim absurden Versuch, Castro mit einem Trupp von Exilkubanern zu stürzen, verliert er sein Leben: Er fällt nicht heroisch im Kampf, sondern stirbt an einem Blutsturz oder Herzinfarkt.

Die Hinterlassenschaft früherer Generationen ist auch materiell greifbar. So lebt Reina neben den Tierpräparaten ihres Vaters – diese überdauern somit in zweifacher Hinsicht: Sie sind Überreste toter Tiere und zugleich Relikte von ausgestorbenen Arten. Eine bittere Ironie: Ignacio tötet unter dem Vorwand des Artenschutzes, um die Präparate erforschen zu können. Ähnlich paradox erscheint der Mord an seiner Frau Blanca de Mestre, für den es eigentlich kein plausibles Motiv gibt. Letztlich ist Constancias Erforschung der wahren Hintergründe des Todes ihrer Mutter „[...] a search for her understanding of Cuba's unhappy history.“<sup>368</sup> Auch sie führt die Reise nach Kuba, wo sie die Tagebücher ihres Vaters auffindet. Für Constancia beantworten diese immerhin die Schuldfrage, für den Leser bleiben die Motive für den Mord im Dunkeln. Die Aufzeichnungen erfüllen aber einen anderen Zweck, schreibt Eliana Rivero: „Cuando el lector regresa a la ciénega al final del libro [...] surge un entendimiento enriquecido de la familia, su pasado y su presente, y los cambios en la Cuba que les ha toca vivir.“<sup>369</sup>

---

<sup>368</sup> Isabel Álvarez Borland: Cuban-American Literature of Exile. From Person to Persona, S. 147.  
<sup>369</sup> Eliana Rivero: La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca, S. 140.

### 4.3. Die Revolution im Familiären (Spurensuche)

In zwei Romanen werden Protagonisten und Ereignisse der Revolution direkt in die Handlung einbezogen: Die Machtübernahme Castros ist hier nicht nur der abstrakte Anlassfall für die traumatisierende Verlusterfahrung des Exils, sondern greift unmittelbar in das Leben der Protagonistinnen ein. Fragen der Loyalität rücken in den Vordergrund: Wo liegen die Prioritäten, bei der Familie oder der Revolution? Durch diese Zuspitzung werden nicht nur die unterschiedlichen Lebensentwürfe der Generationen deutlich akzentuiert. In beiden Romanen stellt sich zugleich auch die dringliche Frage, was die Wahrheit hinter der Legenden- und Mythenbildung rund um die Revolution ist. Für die Protagonistinnen der beiden Romane ist diese Frage gleichbedeutend mit jener nach ihrer Herkunft und in weiterer Folge auch ihrer Identität.

#### 4.3.1. Ivonne Lamazares: *The Sugar Island* (2000)

Im Zentrum des Romans *The Sugar Island* steht die Geschichte eines Mutter-Tochter-Konfliktes in den 1960er-Jahren. Erzählt wird dieser strikt aus der Sicht des Teenagers Tanya del Carmen Casals Villalta. Die nüchterne Erzählweise bleibt nahe an der unmittelbaren Beobachtung – der Sprachduktus ist geradlinig, nahezu lakonisch.<sup>370</sup> Die Protagonisten werden weder durch psychologisierende Erzählerkommentare, noch – wie in Cristina Garcias Romanen – durch wechselnde Innensicht der Figuren charakterisiert, sondern fast ausschließlich durch ihre Aussagen und mehr noch Taten. Dabei wirken die unterschiedlichen Handlungsstränge der Akteure, die in Tanyas Ich-Erzählung geschildert werden, wie wechselseitige Kommentare, die einander verstärken oder konterkarieren. Auf mehreren Ebenen und mit wechselnden Protagonisten kehren Themen wie Loyalität und Verrat, Vertrauen, Argwohn und Kontrolle, Nähe und Entfernung,

---

<sup>370</sup> Es gibt eine Kurzgeschichte, welche die Episode des ersten Fluchtversuches erzählt und sich weitgehend mit drei Romankapiteln deckt. Der Vergleich mit dieser früheren Version zeigt, dass Lamazares im Roman die Stilmerkmale noch stärker ausgearbeitet hat: Die Satzperioden der späteren Romanfassung sind noch kürzer und knapper. Die Authentizität der Figurensicht – des jungen Mädchens Tanya – wird dadurch verstärkt. Vgl. Ivonne Lamazares: Storm Captains. In: Michigan quarterly review. Bd. 35 (1996), Nr. 3, S. 448-453.

Hoffnung und Enttäuschung, Linientreue und Auflehnung, Verantwortung und Freiheitsdrang wieder – in den Beziehungen der Familienmitglieder, im politischen und gesellschaftlichen Alltag auf Kuba und in den USA, aber auch in der Einstellung der Protagonisten zur Religion – sei es der afrokubanische Santería-Kult oder das Christentum.

Der zentrale Konflikt ist jener zwischen der pragmatischen Tanya und ihrer unbeständigen Mutter Mirellas: „Life was about to start“<sup>371</sup>, lautet die wiederkehrende Formulierung, mit der Mirella (und später Tanya selbst) ihre Sprunghaftigkeit rechtfertigt. Der Kampf gegen den Diktator Batista, die Auflehnung gegen Castro und schließlich ihre Fluchtpläne werden jeweils zum Anlass, ihre Familie allein zu lassen. Enger noch als in allen anderen Romanen ist in *The Sugar Island* das Private mit dem Politischen verwoben. Die Handlung setzt 1958 ein, als Mirella an der Seite der „barbudos“, der Rebellen rund um Castro, in der Sierra kämpft und dafür ihre sechsjährige Tochter zurücklässt. Enttäuscht von der Wendung, die die Revolution genommen hat, wendet sich Mirella später von Castro ab und unternimmt einen Fluchtversuch. Dieser scheitert und führt zu ihrer Inhaftierung. Das Emplotment des Romans bettet zahlreiche zeitgeschichtliche Ereignisse und kubanische Spezifika ein: Die CDR, die so genannten „Komitees zur Verteidigung der Revolution“, bespitzeln die Familie nach ihrem gescheiterten Fluchtversuch. Stromausfälle, die Rationierung der Lebensmittel sowie ein blühender Schwarzmarkt bestimmen den Alltag. Verschärft wird dieser durch das Desaster der „Gran Zafra“, der großen Zuckerrohrernte, die 1969 und 1970 in einem ökonomischen Chaos endet.<sup>372</sup> Der Roman stellt zudem die Repression gegenüber Dissidenten dar – von der Inhaftierung auf der bereits erwähnten Gefängnisinsel Isle of Pines über „Umerziehungsmaßnahmen“ bis zu Enteignungen und Schikanen gegenüber Kubanern, die um Ausreisebewilligungen ansuchen. Trotz der vielen konkreten Bezüge unterscheidet sich *The Sugar Island* von der Pamphlet- oder Erinnerungsliteratur der ersten Exilgeneration, bei der die Fluchterfahrungen im

---

<sup>371</sup> Vgl. Ivonne Lamazares: *The Sugar Island*, S. 3, 13, 120, 185.

<sup>372</sup> In diesen Jahren wurde nicht nur das Ziel, zehn Millionen Tonnen Zucker zu ernten, klar verfehlt: Durch die singuläre Fokussierung auf diese eine agrarische Aufgabe stürzte die Wirtschaftsleistung anderer Branchen ins Bodenlose. Vgl. José de Villa, Jürgen Neubauer: *Máximo Líder Fidel Castro. Eine Biographie*. Berlin: Econ 2006, S. 205-207.

Mittelpunkt standen. „While political, the strength of this novel outstrips mere literate criticism of the Cuban reality“<sup>373</sup>, wie eine Rezensentin richtig bemerkt. Denn bei Lamazares findet eine signifikante Umkehrung statt: Es sind nicht allein die politischen Umstände, die das Schicksal der Protagonisten bestimmen, sondern diese sind primär Gefangene ihres eigenen Charakters. Die Flucht in die USA dient nicht nur dazu, dem kubanischen Politalltag und der Verfolgung durch die Bürgerkomitees zu entkommen, sie ist zugleich Ausdruck dafür, dass Mirella sich aus ihrer Verantwortung als Mutter stehlen will. Deshalb ändert auch das Exil nichts Wesentliches an der Situation. Das Leben in den USA erweist sich als kaum minder schwierig als auf Kuba: „[...] the rules are different, but the game is essentially the same.“<sup>374</sup>

Die Mutter-Tochter-Konflikte sind ebenfalls prolongiert: Zwar kann Tanya ihrer Mutter nicht verzeihen, dass sie in ihrer Kindheit allein gelassen wurde. Im Fortgang der Geschichte revidiert sie allerdings mehrmals das Bild ihrer Mutter. Am Ende klammert sich Tanya nach der gemeinsamen Fluchterfahrung aus Kuba an die Vorstellung, Mirella habe ihr nach dem Kentern des Floßes das Leben gerettet. Diese Wiederfindung der Nähe zur Mutter endet jedoch mit einer herben Enttäuschung, als Tanya zufällig einen der kubanischen Fluchtgefährten trifft und die volle Wahrheit erfährt: Mirellas Behauptung, sie habe Tanya eigenhändig aus dem Wasser gezogen, ist eine weitere Lüge – „[...] this one small swindle in a lifetime of swindles stuck in my throat like a fishbone.“<sup>375</sup> Schließlich wird diese Unwahrheit zum Anlass für den finalen Bruch: Tanya entscheidet sich für ein Leben mit ihrem neuen Freund Julio und lässt nunmehr ihre Mutter alleine zurück. Monate später stellt Tanya fest: „Leaving people and places – once you start, it gets easier.“<sup>376</sup>

Tanyas eigenes Erwachsen-Werden, ihre eigenen Flucht- und Liebeserfahrungen, ermöglichen es ihr ansatzweise, das frühere Handeln ihrer Mutter zu verstehen. *The Sugar Island* trägt darin Züge eines Entwicklungsromans – die Schilderung der Lebensphasen eines jungen Mädchens von der Kindheit über die Adoleszenz

---

<sup>373</sup> Francisca Goldsmith: Lamazares, Ivonne. *The sugar island*. In: *Kliatt*, Bd. 36 (März 2002), Nr. 2, S. 17 (Online abgefragt durch Literature Resource Center).

<sup>374</sup> Donna Seaman: *The Sugar Island* (Rezension). In: *Booklist* Bd. 96 (August 2000), Nr. 22, S. 2113 (Online über Literature Resource Center).

<sup>375</sup> Ivonne Lamazares: *The Sugar Island*, S. 200.

<sup>376</sup> Ivonne Lamazares: *The Sugar Island*, S. 201.

zum Erwachsenenalter, die Form einer Ich-Erzählung, die Rahmung durch zeitgeschichtliche Elemente. Der Reifungsprozess ist hier mit einer Abnabelung aus der Mutter-Kind-Bindung verknüpft. Im Grunde repräsentiert Tanya zwar mit ihrer Lebenshistorie eine Kubanoamerikanerin der Generation eineinhalb, sie ist dabei allerdings eine eher untypische Vertreterin: Die entscheidende Transformation spielt sich bereits in Kuba ab; der wesentliche Übergangsprozess ist – um mit Rubén Rumbaut (siehe Kapitel 3.1) zu sprechen – jener des Lebensalters und nicht jener des Kulturübertritts.

Enttäuschung, Vertrauensverlust und Auflehnung sind als Reaktionsweisen sowohl innerhalb der Familie, als auch gegenüber der Staatsideologie präsent. Es verfestigt sich ein Kreislauf von Verrat und Loyalitätsbruch: Tanyas Vater El Gambao Casals hatte schon Jahre zuvor Mirella und seine Kinder im Stich gelassen – er war in die USA geflohen und galt seither als „gusano“ (wörtlich Wurm), als Konterrevolutionär. Die Entscheidung Tanyas, doch mit ihrer Mutter auf dem Floß zu flüchten, bedeutet indes nicht nur, dass sie ihren kleineren Bruder Emanuel zurücklässt, sondern zugleich auch den Bruch mit ihrem Freund, dem revolutionstreuen Funktionär Andres.

Für das individuelle Versagen, das Zerfallen der Familie und das Scheitern der revolutionären Gesellschaftsordnung gibt es in *The Sugar Island* letztlich einen gemeinsamen Grund: Alle drei Ebenen zerbrechen daran, dass sie divergierenden Lebensentwürfen keinen Raum einräumen und zu hohe Erwartungen und Ansprüche an die Mitmenschen richten. Wie in den anderen Romanen ist auch in *The Sugar Island* die Protagonistin eine Suchende: Kern der Identitätsfindung ist hier allerdings das Erwachsenwerden und nicht der Zwiespalt zwischen der kubanischen und US-amerikanischen Gesellschaft, der bei anderen Schriftstellerinnen und Schriftstellern der Generation eineinhalb dominiert.

Ivonne Lamazares bewahrt hierbei eine nüchtern-distanzierte Sicht auf beide Welten – der Roman entzaubert nicht nur die Mythen der kubanischen Revolution, auch die exilkubanische Gemeinde in Miami wird wenig vorteilhaft dargestellt: Diese ist am Schicksal der Schiffsbrüchigen nur so weit interessiert, als die Geschichten ihre eigene Voreingenommenheit bestätigt.

#### 4.3.2. Ana Menéndez: *Loving Che* (2003)

Ana Menéndez' erster Roman *Loving Che*<sup>377</sup> (2003) könnte als paradigmatisch für die Erzähltexte der „Kinder des Exils“ gelten – obwohl Menéndez selbst, wie wir gesehen haben, bereits zur zweiten Exilgeneration zählt. Vorherrschendes Thema ist die Suche der Protagonistin nach den Spuren der eigenen Vergangenheit und ihrer Familie. Die (namenlose) Ich-Erzählerin, die in Miami von ihrem Großvater großgezogen wurde, erfährt über ihre Herkunft nur, dass der Vater im Gefängnis gestorben sei und ihre Mutter Teresa sie im Säuglingsalter aus Kuba weggeschickt habe. Seine Erklärungen reichen ihr nicht, was bei ihm auf Unverständnis stößt: „You want documents, photographs. This is truth to you?“<sup>378</sup> Die Erzählerin hat das Gefühl, mit einer Lüge aufgewachsen zu sein und begibt sich auf die Suche nach Teresa, die ihr als einziges Vermächtnis einige wenige Zeilen eines Gedichtes hinterlassen hat – wie sich später herausstellt, handelt es sich um Pablo Nerudas *Letter on the Road/La Carta en el Camino* aus *The Captain's Verses/Los versos del capitán* von 1952. Bei einer Reise nach Havanna findet sie keine eindeutigen Hinweise auf ihre Mutter, erhält aber nach ihrer Rückkehr ein Paket mit Briefen und Fotos.

Diese „Loving Che“ betitelten Briefe, die von Teresa de la Landre an ihre Tochter gerichtet sind, nehmen den größten Abschnitt des Romans ein. In der Art eines Tagebuchs schildern sie die (erfundene?) außereheliche Affäre mit dem Guerrillero und späteren kubanischen Nationalbank-Präsidenten und Industrieminister Ernesto „Ché“ Guevara de la Serna. Zahlreiche Andeutungen legen nahe, dass der Argentinier der Vater der Erzählerin sein könnte. Die Mutter rechtfertigt sich und ihre Kindesweglegung mit den Worten: „Someday I would give you a good life. Someday when my lover returned. Someday I would become your mother. I was waiting. I sent you away from this island so that you might be free of its sounds and sweet airs.“<sup>379</sup> Eine Erklärung, warum sie weggeschickt wurde, erhält die Erzählerin nicht: Die Hoffnung auf ein besseres Leben, die immer wieder auf unbestimmte Zeit aufgeschoben wird – diese Erfahrung (oder

---

<sup>377</sup> Der englische Romantitel führt den Eigennamen Ché ohne den im Spanischen üblichen Apostroph.

<sup>378</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*. New York: Grove Press 2003, S. 6.

<sup>379</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 154.

„desengaño“, wie in Kapitel 4.1.1) deckt sich mit jener der Exilkubaner, die seit Jahrzehnten auf eine Rückkehr nach Castros Tod oder Abdanken hoffen.

Einige Male wännen sich sowohl der Leser als auch die Erzählerin knapp davor, die Wahrheit über die Mutter, den Vater und damit die Familiengeschichte der Erzählerin zu erfahren. Allerdings entzieht die Erzählweise von *Loving Che* jeder Gewissheit umgehend wieder den Boden. Weder eine Historikerin namens Dr. Caraballo, die die Erzählerin aufsucht, noch ein Zeitzeuge und Weggefährte von Ché, der Fotograf Jacinto Alcazar, können diese Gewissheit liefern: Erstere zweifelt an der Authentizität der Geschichte und unterstellt der Protagonistin, die Briefe selbst verfasst zu haben, um sich damit eine Vergangenheit zu erschaffen. Der Fotograf verzettelt sich mit seinen Erinnerungen, sodass diese nur noch für ihn selbst Sinn ergeben – er springt in der Chronologie seiner Darstellung, „[...] as if the past and the present were only different countries that one might visit at will.“<sup>380</sup>

Eine Schlüsselrolle spielen im Roman Gemälde und Fotografien: Sie symbolisieren das, was nicht mehr da ist; stehen für das Nachwirken des Abwesenden, sei es die Mutter oder Kuba. Auch die Bilder vermitteln der Erzählerin indes nicht jene Wahrheit, die sie sich von ihnen verspricht. Im Gegenteil: Paradoxerweise bringen gerade die Bilder im Roman jedwede Gewissheit zum Verschwinden. Das einzige Gemälde von Teresa, das ein Eigenporträt erkennen lassen sollte, ist eher eine schwarze Projektionsfläche – und zeigt somit ein Spiegelbild der Erzählerin. Lediglich in der oberen Ecke ist ein undeutliches Gesicht erkennbar. Je näher die Betrachterin an das Bild heranrückt, umso mehr löst sich das Bild in einzelne Pinselstriche auf.<sup>381</sup> Das Einzige, was das Gemälde vermittelt, ist die Unmöglichkeit, ein getreues Bild zu gewinnen. Die Erzählerin entdeckt sich selbst in jener Leerstelle, die ihr eigentlich die Mutter offenbaren sollte.

Zu den flüchtigen Bildern gehört auch die mutmaßlich älteste Fotografie der Welt von Joseph Nicéphore Niépce – er hatte 1826 oder 1827 von seinem Fenster aus die ersten beständigen „Heliographien“ angefertigt und wurde 1829 gemeinsam mit Louis-Jacques-Mandé Daguerre zu einem der wichtigsten Fotografie-

---

<sup>380</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 165.

<sup>381</sup> Vgl. Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 210.

Pioniere.<sup>382</sup> Ein Faksimile seines Lichtbildes *The View from the Window at Le Gras*<sup>383</sup> entdeckt die Erzählerin bei einem Pariser Altwarenhändler: „It must be viewed under special lighting, at a thirty-degree angle to the perpendicular, or else the landscape etched on the plate fades to nearly nothing.“<sup>384</sup> Fotografen seien „agents of death“, sagt der Händler zur Erzählerin, während diese in alten kubanischen Aufnahmen stöbert.<sup>385</sup> Das vollständige Zitat lautet bei Roland Barthes in der deutschen Übersetzung: „All die jungen Photographen, die durch die Welt hasten, weil sie sich dem Aktualitätenfang verschrieben haben, wissen nicht, dass sie Agenten des Todes sind.“<sup>386</sup> Der überdeutliche Hinweis auf Barthes' *Die helle Kammer* erfüllt im Roman eine bestimmte Funktion: Denn auch Barthes essayhafte Überlegungen sind ein Versuch, mit einem Diskurs über Fotografie seiner verstorbenen Mutter nicht nur ein Denkmal zu setzen, sondern auch ein Gesicht zu verleihen. Es ist dabei keine ironische Wendung, wenn just diese sehr ausführlich besprochene Fotografie der Mutter bei Barthes *nicht* abgebildet ist; im Gegenteil: Die Wahrheit ist ebenso subjektiv wie intim – und liegt jenseits der Bilder. Genau das ist die Erfahrung, zu der schließlich auch die junge Erzählerin von *Loving Che* auf der Suche nach den Wurzeln ihrer Mutter, ihrer Vergangenheit und Identität, gelangen wird. Schließlich stößt sie in dem Bündel alter Aufnahmen auf eine Fotografie, die Ché selbst in Uniform und als „Agenten des Todes“, nämlich mit einer Fotokamera um den Hals, zeigt.

Letztlich sind Fotografien immer die materiellen Spuren einer vergangenen Realität<sup>387</sup> – ähnlich wie ein Fußabdruck, eine Totenmaske oder ein Leichentuch. Darin besteht ihre enge Verbindung zum Erinnern. Ein Ausspruch des Che in den Briefen der Mutter weist in eine ähnliche Richtung: „Memory, he'd said, is a way of reviving the past, the dead.“<sup>388</sup> Von der Versuchung, Projektionen für die Realität zu halten, handelt bereits Platons Höhlengleichnis. Auch Fotografien sind nur die

---

<sup>382</sup> Therese Mulligan, David Wooter (Hrsg.): *Geschichte der Photographie 1839 bis heute*. Köln, London, Madrid (u.a.): Taschen 2000, S. 40.

<sup>383</sup> Das Original ist in Austin (Texas) ausgestellt: vgl. Internetseite des Harry Ransom Center, The University of Texas at Austin. [www.hrc.utexas.edu](http://www.hrc.utexas.edu). Zu Details, Geschichte und Hintergründen der Aufnahme siehe URL: [www.hrc.utexas.edu/exhibitions/permanent/wfp](http://www.hrc.utexas.edu/exhibitions/permanent/wfp) („The Worlds First Photograph“), zuletzt eingesehen: 12.10.2008.

<sup>384</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 225.

<sup>385</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 223.

<sup>386</sup> Roland Barthes: *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 103.

<sup>387</sup> Vgl. Susan Sontag: *Über Fotografie*. Frankfurt am Main: Fischer 1997, S. 147.

<sup>388</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 15.

*Emanationen* eines realen Objektes, ohne selbst Teil derselben Wirklichkeit zu sein – darin liegt einerseits ihr Manko, nämlich weder der Gegenstand selbst zu sein, noch diesen jemals transzendieren zu können. Zugleich haben sie das aber Gemälden voraus – diese können ihrerseits immer nur *Interpretationen* des Wirklichen sein.<sup>389</sup>

Genau das, nämlich ein höchst fragwürdiges Indiz, ist auch das einzige verbliebene, von Teresa gemalte Ché-Porträt: Das Motiv (das im Roman ebenso wie neun historische Fotografien von Ché Guevara abgebildet ist) entstammt keiner privaten Szenerie, sondern ist just der Pop-Ikone unter den Ché-Bildern, dem berühmten Foto von Alberto Korda (eigentlich Alberto Díaz Gutiérrez)<sup>390</sup>, nachempfunden. Somit scheint die intime Beziehung zum Revolutionär doch eher nur Teresas Phantasie entsprungen. Dazu passt auch die Erklärung ihrer vorgeblichen Haushälterin: „Your mother loved Che very much, yes, we all did. But only from a distance.“<sup>391</sup> Von Bildern verfolgt bleibt die Erzählerin bis zum Schluss ihrer erfolglosen Suche: Che wird geradezu zu einer Obsession – nicht nur durch die Omnipräsenz seines Abbildes auf Kuba, sondern sogar in den Gesichtern fremder Menschen. Letztendlich gewinnt die Protagonistin zwar keine faktisch gesicherten Erkenntnisse über ihre Herkunft; im Sinne einer Selbstfindung wird der Akt des Suchens jedoch wichtiger als das Finden.<sup>392</sup> Somit ist die Reise der Protagonistin ein Erfolg, denn die Erzählerin erkennt Che schließlich als „[...] a beautiful stranger who, in a different dream, might have been the father of my heart.“<sup>393</sup> Für die Protagonistin wird der „blank space“ ihrer Mutter<sup>394</sup> bis zum Ende des Romans zwar mit vielerlei Mutmaßungen erfüllt, deren Wahrheitsgehalt bleibt aber fragwürdig. Letztlich muss sich die Erzählerin mit der Erkenntnis begnügen, dass Ché der Vater ihres Herzens sein *könnte*. Jenes Foto, das Ché selbst mit einer Kamera zeigt, legt die Protagonistin vor ihrer Heimreise ganz oben auf das Gepäck: Mit dieser vieldeutigen Geste endet der Roman.

---

<sup>389</sup> Vgl. Susan Sontag: *Über Fotografie*. Frankfurt am Main: Fischer 1997, S. 94.

<sup>390</sup> Vgl. Marie-Monique Robin: *Die Fotos des Jahrhunderts*. Das Buch zur arte-Serie. Köln: Taschen Verlag 1999 [keine Seitenzahl, Abschnitt 037]. Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 196.

<sup>391</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, 212.

<sup>392</sup> Ruth Lopez: *Sleepless in Miami* (Rezension). In: *The New York Times Online* (8. Februar 2004), (Zuletzt eingesehen am 9. Oktober 2008).

<sup>393</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 228.

<sup>394</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 4.

Ernesto „Ché“ Guevara steht nicht von ungefähr im Zentrum eines Romans, der nach der Wahrheit hinter Mythen forscht. Darin könnte man zwar auch ein Zugeständnis an den Lesermarkt sehen, aber ebenso gut dient Ché als Emblem für die Thematik von Migration und Identität. Darin liegt eine ironische Doppelbödigkeit: Schließlich zeichnen die Obsessionen der Erzählerin und ihrer Mutter für den Argentinier gleichsam die Auswirkungen des Revolutionskultes nach. Je mehr sich die Ansprüche der Revolution im Laufe der Jahrzehnte von der wirtschaftlichen Realität in Kuba entfernt hatten, umso konsequenter wurde die einstige Glorifizierung der Revolutionshelden durch eine unreflektiert kultische Verehrung ersetzt. José Martí und Ché Guevara wurden zu den omnipräsenten Märtyrern und Säulenheiligen der Revolutionsreligion, als deren Prophet sich Fidel Castro stilisierte. Ihr Bild wurde dabei immer mehr enthistorisiert, sodass über das bloße Abbild hinaus kaum noch etwas übrig blieb – in besonderem Maße gilt das für die „Pop-Ikone“ Ché. Dass Guevara erst durch Kordas Foto zum Idol von Generationen wurde, wurde von vielen Kommentatoren erkannt<sup>395</sup>. Ein historisches Detail am Rande: Wie Roberto Salas, der Sohn des kubanischen Fotografen Osvaldo Salas, der gemeinsam mit seinem Vater Fidel Castro ab 1955 als Zeitzeuge begleitet hatte, erwähnt, hatte Guevara einst selbst als Fotograf gearbeitet und war sehr an Kameras interessiert. Dabei ließ er sich höchst ungern selbst fotografieren.<sup>396</sup>

Kordas berühmte Fotografie führte letztlich dazu, dass vom historischen Ché wenig mehr übrig blieb als eine Ikone, ein Kultbild: Die Figur wurde so sehr entideologisiert und auf ihre visuelle Oberfläche reduziert, dass sie als Projektionsfläche für nahezu jede Neudeutung dienen kann.<sup>397</sup> Der Literaturhistoriker Ottmar Ette spricht nicht umsonst von der „[...] Verwandlung in den Gegenstand eines Kultes, der freilich weniger seiner Person oder seinen Vorstellungen als seinem Bild galt.“<sup>398</sup>

---

<sup>395</sup> Vgl. Marie-Monique Robin: Die Fotos des Jahrhunderts. Das Buch zur arte-Serie. Köln: Taschen Verlag 1999 [keine Seitenzahl, Abschnitt 037].

<sup>396</sup> Osvaldo Salas, Roberto Salas: Kuba. Eine Revolution in Bildern. Berlin: Aufbau-Verlag 1999, S. 121.

<sup>397</sup> Zwei Beispiele aus Österreich, Herbst 2008: Ché Guevara wird anlässlich des 80. Geburtstags eine Bronzestatue im Wiener Donaupark gewidmet. Ausgerechnet die weit rechts stehende Freiheitliche Partei Österreich (FPÖ) verwendet im Nationalratswahlkampf 2008 Ché-Bilder als Kappen- und T-Shirt-Aufdrucke.

<sup>398</sup> Ottmar Ette: „Partidos en dos“, S. 440.

Havanna und Miami sind in *Loving Che* auf eigenartige Weise verbunden: In beiden Städten leben Menschen im Exil – außerhalb der Heimat oder außerhalb des aktiven Lebens: So trifft die Erzählerin in Havanna auf eine Frau namens Caridad, die in einer Art selbst gewähltem Exil ausschließlich den Oberstock ihres Hauses bewohnt. Die Erzählerin erkennt, dass „[...] nostalgia is not the exclusive province of exiles; or perhaps that one can be an exile, so to speak, from time.“<sup>399</sup>

Während die Erzählerin Bilder von Kuba sucht, fertigt Teresa (eine Umkehrung der Obsession ihrer Tochter) eine Auftragsarbeit von sieben Gemälden, die Miami darstellen sollen. Sie muss Fotografien und Postkarten als Quelle heranziehen, um Miami als Stadt der Träume abzubilden. Der Revolutionsfotograf Jacinto sagt über Miami: „Havana's pathologies and beauties came to splendor in Miami.“<sup>400</sup>

Gleich zu Beginn hatte die Erzählerin diese Retro-Orientierung kritisiert: „I [...] came to interpret this fetish for the past as another of the destructive traits of the Cuban. Miami seemed to me in those years to be living in reverse.“<sup>401</sup> Ein Fetisch erfüllt eine Surrogatsfunktion; er ist etwas, dem Eigenschaften zugeschrieben werden, die es nicht von Natur aus besitzt. Der Vergangenheits-Fetisch ist Ersatz für die verlorene Heimat, das Kuba-Mimikri in Miami die Reaktion darauf.

Letztlich verbinden sich Revolutionskult und private Liebesaffäre in den Briefen der Mutter zu einem unentwirrbaren Knäuel: Realität und Fiktion verlieren sich im Nebel. Die Erzählerin muss erkennen, dass ihr Versuch, anhand von Realitätspartikeln die Wahrheit zu rekonstruieren, zum Scheitern verurteilt ist – allerdings gewinnt sie die Einsicht, dass sie ihr Leben auch auf einer „geborgten“ Vergangenheit begründen kann. *Loving Che* suggeriert, dass es bisweilen einfacher ist, aus der Distanz ein getreues Bild der eigenen Herkunft zu gewinnen – oder die Identität in sich selbst zu entdecken. Sucht man diese außerhalb und kommt dabei dem gesuchten Objekt zu nahe (epistemologisch wie im wörtlich-physischen Sinn), so verwischt das Bild oder zerfließt in trügerische Details. Von der Warte einer Kubanoamerikanerin der zweiten Generation aus, die Kuba nur mehr mittelbar kennen gelernt hat, erscheint diese Schlussfolgerung nahe liegend und trostreich.

---

<sup>398</sup> Ottmar Ette: „Partidos en dos“, S. 445.

<sup>399</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 200.

<sup>400</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 167.

<sup>401</sup> Ana Menéndez: *Loving Che*, S. 2.

#### 4.4. Identität im Kollektiv (Ethnische Literatur)

##### 4.4.1. Achy Obejas: *We came all the way from Cuba so you could dress like this?* (1994) und *Memory Mambo* (1996)

„Ethnic autobiographies tend to subordinate gender to culture“, beobachtet Gustavo Pérez Firmat: „Gender identity merges with cultural identity, as sex becomes a way of finding and defining one’s place in the new world.“<sup>402</sup> In Achy Obejas’ Texten werden die beiden Sphären umgekehrt: Hier ist die Genderrolle nicht der ethnischen Zugehörigkeit nachgereiht, sondern rückt in den Vordergrund. Der literarische Durchbruch gelang Achy Obejas mit der Kurzgeschichten-sammlung *We came all the way from Cuba so you could dress like this?*<sup>403</sup>, die 1994 beim auf homosexuelle Literatur spezialisierten Verlagshaus Cleis Press erschien. Kritiker hatten erkannt, dass schon Obejas’ erste veröffentlichte Gedichte über die typischen Diskursformen und die übliche Selbstbespiegelung der jungen Generation von Cuban Americans hinausreicht: „She is looking for connections between her ‚Cubanness‘ and the conditions of other Hispanic minorities [...]“<sup>404</sup> Obejas’ Texte spielen ausschließlich in den USA; sie öffnen jedoch den Horizont für andere Ethnien, Randgruppen und Milieus. In einem Interview erwähnt Achy Obejas, dass die Gay-Community sich nicht für Ethno-themen interessiert habe – und umgekehrt die Latinogemeinde nicht für Schwule und Lesben: „Oh, no, one more thing to worry about.“<sup>405</sup> Diese Situation habe sich in der letzten Zeit verbessert: „[...] we’re finding common agendas as Latinos.“

Obwohl die Titelgeschichte ausdrücklich auf die exilkubanische Situation Bezug nimmt, verbreitert sich der Blickwinkel in *We came all the way from Cuba so you could dress like this?* auf Minoritätenthemen generell: von der Situation von Hispanics in den USA über lesbische Beziehungen (*Wrecks; The Cradleland; Forever*), männliche homosexuelle Paare und Aids (*Above All, A Family Man*),

---

<sup>402</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Life on the Hyphen*, S. 73.

<sup>403</sup> Achy Obejas: *We came all the way from Cuba so you could dress like this?* Pittsburgh, San Francisco: Cleis Press 1994.

<sup>404</sup> Eliana Rivero: *(Re)Writing Sugarcane Memories: Cuban Americans and Literature*, S. 178.

<sup>405</sup> Jorjet Harper: *Dancing to a Different Beat: An Interview with Achy Obejas* (online). URL: [www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy](http://www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy) (11. Juni 2005).

Drogen (*Man Oh Man*) bis hin zur Scheinehe unter Immigranten (*The Spouse*). Die (häufig lesbischen) Frauen repräsentieren feministische Positionen, die jedoch von den Protagonistinnen selbst meist in ironischer Brechung und mit reflektierter Distanz thematisiert werden.

Einzig die Titelgeschichte fügt sich relativ nahtlos in den hier betrachteten Kanon der Generation eineinhalb: Sie kontrastiert die typischen (politischen, psychologischen, kulturellen) Empfindlichkeiten der ersten Exilgeneration mit dem vielschichtigeren und subtileren Verhältnis nachfolgender Generationen von Cuban-Americans zu ihrem Heimatland.<sup>406</sup> Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das mit seiner Familie 1963 im Alter von zehn Jahren Kuba auf einem Boot verlässt. In den USA widersetzt sich die namenslose Protagonistin den Normen, die ihre Eltern als angemessen definieren – mit abweichenden kulturellen Codes, mit ihrer politischen Gesinnung und in ihrer sexuellen Orientierung. Der banale Streit über Kleidung bringt den eigentlich zugrunde liegenden Konflikt zum Ausbruch und eskaliert in einem Gewaltexzess: „We left Cuba so you could dress like this? my father will ask over my mother’s shoulder. And for the first and only time in my life, I’ll say, Look, you didn’t come for me, you came for you [...]“<sup>407</sup> Die nunmehr 18-Jährige widerlegt somit die gängige Schutzbehauptung des Vaters, die Familie habe die Flucht um ihretwillen, um ihr eine Zukunft zu ermöglichen, ergriffen. Ähnlich wie in *Dreaming in Cuban* will auch die Protagonistin von *We came all the way [...]* eine Reise nach Kuba unternehmen, um mehr darüber zu erfahren, wie ihre Zukunft ausgesehen hätte, wenn die Familie nicht emigriert wäre. Allerdings anerkennt die kubanische Regierung ihre amerikanische Staatsbürgerschaft nicht an, „[...] because I came to the U.S. too young to make the decision to leave for myself“.<sup>408</sup> Dies deckt sich mit der tatsächlichen Haltung der kubanischen Regierung gegenüber jungen Emigranten: Auch der kubanische Intellektuelle Ambrosio Fornet, der die Diaspora als „hybrid of exile and emigration“ bezeichnet, unterscheidet davon als eine dritte Kategorie „unclassified

---

<sup>406</sup> Vgl. Marta Caminero-Santangelo: „Obejas, Achy“. In: *The Literary Encyclopedia* (online), URL: <http://www.litencyc.com/php/speople.php?rec=true&UID=6010> (Eintrag datiert vom 14. November 2005).

<sup>407</sup> Achy Obejas: *We came all the way from Cuba so you could dress like this?*, S. 121.

<sup>408</sup> Achy Obejas: *We came all the way [...]*, S. 125. Obejas erwähnt auch in einem Interview, dass Kuba einen Unterschied bei minderjährigen Exilanten macht. Donna Seaman: *The Booklist Interview: Achy Obejas*. *Booklist* (1. Juni 2001), S. 1816 (Online über Literary Resource Center).

displacements, from the sociological point of view, such as the so-called Peter Pan children, forced by their own parents to emigrate while still young.“<sup>409</sup> Der Argumentation, Kinder würden von ihren Eltern gewaltsam zur Ausreise genötigt, bediente sich Kuba auch noch beim bereits erwähnten „Fall Elián González“ im Jahr 1999.<sup>410</sup>

Die Eltern haben keinerlei Verständnis für den Reisewunsch ihrer Tochter – sie könnten ihr schließlich alle offenen Fragen über Kuba beantworten. Der Konflikt mit der älteren Generation dreht sich somit abermals um die Deutungshoheit. Die Erzählerin versucht vergebens, alternative Möglichkeiten des Selbstentwurfes zu imaginieren: „I can only think of variations of who I am, not who I might have been.“<sup>411</sup> In der formalen Komposition der Erzählung liegt freilich ein paradoxer Kontrapunkt: Die Ich-Erzählerin nimmt aus der im Präsens dargebrachten Erzählgegenwart (dem Jahr 1963, wo die Familie im Büro der US-Einwanderungsbehörde Formalitäten erledigt) immer wieder die Zukunft vorweg, was auch im zeitlich im Futur formuliert wird („In 1971, I'll come home for Thanksgiving [...]). Diese Ausblicke und Vorgriffe auf spätere Ereignisse reichen bis in das Jahr 1990. Somit entsteht der Eindruck, als seien im Moment der Ankunft in den USA bereits alle weiteren Lebensentscheidungen vorweggenommen: „Is life destiny or determination?“<sup>412</sup>, fragt sich die Erzählerin. Freier Wille, Selbstbestimmtheit und Entscheidungsfreiheit scheinen hier nicht einmal als Optionen auf.

Im Roman *Memory Mambo* (1996) wird das Thema von *We came [...]* fortgeführt und erweitert. Wie bereits festgestellt ist die Literatur der „Kinder des Exils“ über weite Strecken Erinnerungsliteratur. Für Obejas' Erstlingsroman gilt das ganz besonders: Der Ich-Erzählerin, der 24-jährigen lesbischen Juani de las Casas, ist die Vergangenheit nur in Form einer kollektiven Familienerinnerung zugänglich: Als die Familie Kuba 1978 verließ, war Juani sechs Jahre alt. Sie kann nicht unterscheiden, wo ihre eigenen Kindheitserinnerungen aufhören und die – durch

---

<sup>409</sup> Ambrosio Fornet: *The Cuban Literary Diaspora and Its Contexts: A Glossary*. In: *boundary* 2. Bd. 29 (2002), Nr. 3, S. 91-103. Hier: S. 92.

<sup>410</sup> Vgl. Liz Sonneborn: *The Cuban Americans*, S. 93-96. Alex Antón und Roger E. Hernández: *Cubans in America. A Vibrant History of a People in Exile*. New York: Kensington Books 2002, S. 256-272.

<sup>411</sup> Achy Obejas: *We came all the way [...]*, S. 125.

<sup>412</sup> Achy Obejas: *We came all the way [...]*, S. 115.

oftmalige Wiederholung eher frag- als glaubwürdiger gewordenen – Erzählungen ihrer Verwandten anfangen. Viele dieser Schilderungen scheinen übertrieben oder frei erfunden; Juanis „Erinnerungen“ nähren sich somit aus höchst fragwürdigen Quellen. So verbreitet der Vater, die CIA habe ihm die Formel für eine noch auf Kuba erfundene Klebstoffmischung gestohlen und bereits vor ihrer Landung in den USA als Klebeband auf den Markt gebracht – er fühlt sich um seinen Reichtum und seinen Anteil am amerikanischen Traum betrogen.

Die oberflächliche Redseligkeit übertüncht nur notdürftig das Schweigen, das innerhalb der Familie bei viel wichtigeren Belangen regiert: So weigert sich Juanis Cousine Pauli, über den Vater ihrer Tochter Rosa Auskunft zu geben. Häusliche Gewalt wird generell nicht thematisiert. Bezeichnenderweise betreibt die Familie in einem Latino-Viertel in Chicago einen Selbstbedienungs-Waschladen: Das spanische Sprichwort „la ropa sucia se lava en casa“ bedeutet, dass Kompromittierendes oder Diskreditierendes nicht an die Öffentlichkeit dringen soll.

Die Frage, der die Erzählerin von *Memory Mambo* nachspürt, ist nicht so sehr *was* die Wahrheit ist, sondern *wer* sie erzählt: „The novel posits that truth can never be settled, but truth production can and should be investigated“, schreibt Licia Fiol-Matta.<sup>413</sup> Die Bewertung des Fabulierens unterscheidet sich somit deutlich von jener in *Waiting for Snow in Havana* und *Loving Che*: Bei Carlos Eire lässt die Gesprächigkeit des Erzählers eine detail- und facettenreiche Kindheit wieder auferstehen; bei Ana Menéndez dient Teresas Tagebuch der Affäre mit Ché Guevara zur Rekonstruktion einer (vermutlich fiktiven) Familiengeschichte, die der Tochter aber nichtsdestoweniger Anschlussmöglichkeiten für ihre eigene Identität ermöglicht. Dieser positive Aspekt des Geschichten- und Geschichte-Erfindens fehlt in *Memory Mambo*: Juani verurteilt den freien Umgang mit der Wahrheit in ihrer Familie, weil diese Legendenbildung verhindert, dass sie ein stabiles Fundament ihrer Identität gewinnt.

Juani will die unzuverlässigen Reminiszenzen des Vaters konterkarieren und „[...] seeks to become a more truthful narrator of the same story.“<sup>414</sup> Das erklärt, warum *Memory Mambo* (wie schon *We came all the way from Cuba so you could*

---

<sup>413</sup> Licia Fiol-Matta: Achy Obejas (1956-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers Bd. 2*. New York: Thomson Gale 2004, S. 699-715. Hier: S. 708.

<sup>414</sup> Licia Fiol-Matta: Achy Obejas (1956-), S. 705.

*dress like this?*) zwischen der Vergangenheit und Gegenwart springt.<sup>415</sup> Der Tanz Mambo wird zur Metapher für die Zirkulation divergierender Erinnerungen und zugleich für die Hybridität. Gustavo Pérez Firmat, der der Herkunft des Musikstils ein eigenes Kapitel widmet, stellt fest, dass dieser erst durch die Vermengung von kubanischen und US-amerikanischen Einflüssen entstehen konnte.<sup>416</sup>

Juanis Suche nach ihrer eigenständigen Identität umfasst mehrere Aspekte – neben ihrer familiären Abstammung vor allem ihre weibliche und sexuelle Identität sowie ihr politisches Verständnis.<sup>417</sup> Alle drei Bereiche hängen eng mit kubano-amerikanischen Lebensrealitäten zusammen und haben einen engen Konnex zur Sippe: Einzelne Familienmitglieder repräsentieren verschiedene Aspekte von Machismo, Sexismus, Gewalttätigkeit, Homophobie, Patriarchat, Rassismus. Politisch oszillieren sie zwischen Konservativismus, Radikalität und Rebellion. Insbesondere bei den Frauen verbinden sich Stadien weiblicher Emanzipation mit unterschiedlichen Zugängen zur kulturellen Assimilation. Juanis Mutter Xiomara Ruíz y García – „a café con leche mulata from Guanabacoa“<sup>418</sup> – verkörpert den kubanischen Rassismus, der Vater steht für das gescheiterte Streben nach der Erfüllung des amerikanischen Traums.

Neben ihren Geschwistern und „cousins by blood“ zählen zu den kubanoamerikanischen Familien auch „cousins in exile“<sup>419</sup> – die Exilsituation bindet also fremde Menschen ebenso sehr aneinander wie die Abstammung. Juani bleiben die Lebensentwürfe der meisten anderen jedoch fremd. Ihre Cousine Caridad unterwirft sich völlig dem machistischen Rollenbild. Deren jüngere Schwester Pauli hingegen bricht aus dem familiären Schema aus und zieht ihre Tochter Rosa als allein erziehende Mutter auf; sie verschweigt zunächst den wahren Vater. Juanis Cousine Patricia, die in den USA geboren wurde,

---

<sup>415</sup> Dennoch handelt es sich deswegen noch nicht um eine Stream-of-consciousness-Technik, wie eine Rezensentin fälschlich bemerkt hatte. Vgl. Seaman, Donna: Memory Mambo (Rezension). In: Booklist. Bd. 93 (September 1996), Nr. 1, S. 63.

<sup>416</sup> Für Pérez-Firmat ist der Exilkubaner Dámaso Pérez Prado hauptverantwortlich für die Mambo-Manie der 1950er-Jahre: Die minimalistischen Texte – oft nur Interjektionen – hätten dabei die internationale Verbreitung begünstigt: „Inarticulateness left it in the middle, with its Cuban and American components in precarious, taut balance.“ Gustavo Pérez Firmat: Life on the Hyphen, S. 88.

<sup>417</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: Cuban-American literature of exile: from person to persona. Charlottesville, London: University Press of Virginia 1998, S. 108.

<sup>418</sup> Achy Obejas: Memory Mambo, S. 32.

<sup>419</sup> Achy Obejas: Memory Mambo, S. 13.

repräsentiert die assimilierte Kubanoamerikanerin: Sie zeigt immer wieder „americanadas“; Verhaltensweisen, die Juani als typisch amerikanisch empfindet. Sie selbst sitzt politisch und ideologisch zwischen den Stühlen: Einerseits bringt ihr ihre liberale Haltung Konflikte mit der konservativen Familie ein, andererseits wird sie vom kommunistischen Freundeskreis ihrer Geliebten Gina als „gusana“, als Verräterin an der kubanischen Revolution, gebrandmarkt. Die Beleidigung führt schließlich zu Juanis fatalem Gewaltausbruch gegenüber Gina.

Juanis sucht nach Wegen, um ihre homosexuelle Identität mit ihrer Rolle als Latina zu versöhnen – ihr kubanisches Umfeld bildet einen starren Kontrast zu ihrer lesbischen Orientierung. Denn die ohnedies traditionell machistische Kultur Kubas wurde durch die Revolution weiter intensiviert. Der Historiker Michael Zeuske beschreibt die Revolutionsführer als eine „Bewegung von Männern und Waffennarren“, die sich „nach den Codes einer Macho-Gesellschaft“ benommen hätten.<sup>420</sup>

Originellerweise setzt auch die von marxistischer Seite betriebene Kritik am Fidelismus bei den Geschlechterbeziehungen an: Miriam Lang zufolge sei es „eines der ehrgeizigsten Anliegen der kubanischen Revolution gewesen [...], die Gleichheit der Geschlechter herzustellen.“<sup>421</sup> Wie sie selbst ausführt, beschränkten sich die Maßnahmen der Gleichstellungspolitik auf die „weibliche Erwerbstätigkeit.“<sup>422</sup> Dass ein kollektivistisches Dogma auch für Frauen gilt, kann alleine jedoch schwerlich zum emanzipatorischen Erfolg umgedeutet werden.

Der Männlichkeitskult, der viele revolutionäre Bewegungen kennzeichnet, findet auch in *Memory Mambo* Widerhall: Hier interessieren sich die Mitglieder der puertoricanischen Unabhängigkeitsbewegung, die „independentistas“, nicht für die Probleme der Schwulen und Lesben. Bernie, der Freund von Juanis Schwester Nena, begründet dies ironisch damit, dass die Revolutionäre die Homosexualität für einen Auswuchs der kapitalistischen Gesellschaft hielten: Wären die Männer nicht narzisstisch veranlagt, gäbe es keine Schwulen; wären die (heterosexuellen)

---

<sup>420</sup> Michael Zeuske: *Insel der Extreme*, S. 191.

<sup>421</sup> Miriam Lang (Hrsg.): *Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Kuba*. Hamburg: KKV konkret 2004, S. 9.

<sup>422</sup> Miriam Lang: *Staatssozialismus, ökonomische Gleichstellung und Frauenpolitik*. In: Miriam Lang (Hrsg.): *Salsa Cubana*, S. 11-29. Hier: S. 13.

Männer nicht sexistisch, gäbe es keine Lesben.<sup>423</sup> In dieser perfid-scurrilen Argumentation ist Homosexualität gleich doppelt deviant: nämlich als fehlgeleitete Reaktion auf Verhaltensweisen, die von einer „falschen“ Ideologie herrühren.

Die korrekte politische Anschauung des Kollektivs wiegt für Gina und ihre Freunde schwerer als die Freiheit des Individuums, seine Sexualität offen und ohne Sanktionen leben zu können. Juani hingegen erlaubt sich nicht zuletzt deshalb keine Nostalgie in Bezug auf Kuba, weil sie weiß, dass ihre sexuelle Orientierung dort auf noch viel weniger Toleranz stoßen würde.<sup>424</sup> Der Machismo ist so tief in der kubanischen Gesellschaft verankert, dass Männlichkeitsbeweise schon im Grundschulalter erbracht werden müssen. In Carlos Eires Autobiographie *Waiting for Snow in Havana* spielen diese Rituale eine bedeutende Rolle: „From first grade on, every boy’s reputation as a genuine male was constantly tested through sexual humor and the free exchange of ‚bad‘ words.“<sup>425</sup> Jeder Bub, der den Nachweis nicht erbringt, wird als „mariquita“ oder „maricón“ verspottet.

Die extremen Auswüchse machistisch-patriarchalischer Geschlechterverhältnisse verkörpert im Roman Juanis Schwager Jimmy, der nicht nur seine Frau Caridad schlägt und misshandelt, sondern Juani selbst in Gegenwart seiner Frau mit aufreizenden Gesten provoziert. Zugleich sucht er eine Art Einvernehmen mit seiner lesbischen Schwägerin. Nara Araújo spricht von „sentimientos confusos de atracción-rechazo“, die Jimmy bei Juani auslöse.<sup>426</sup> Juani gelingt es zunächst nicht, die Grenze zum Missbrauch zu ziehen. So ergibt sich eine symbiotische Beziehung zwischen den beiden konträren Charakteren, die von Jimmy instrumentalisiert wird: Als ein Streit zwischen Gina und Juani zur blutigen Schlägerei ausartet, hilft Jimmy Juani mit einer frei erfundenen Geschichte, wonach beide Opfer eines Überfalls geworden seien. Juani weicht so dem peinlichen Geständnis vor der Familie aus, woher ihre eigenen Verletzungen rühren. Jimmys Mitwissertum symbolisiert fortan die schockierende andere Seite ihrer selbst.

---

<sup>423</sup> Vgl. Achy Obejas: *Memory Mambo*, S. 171.

<sup>424</sup> Vgl. Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American literature of exile: from person to persona*, S. 121.

<sup>425</sup> Carlos Eire: *Waiting for Snow in Havana*, S. 19.

<sup>426</sup> Nara Araújo: *Zonas de contacto: narrativa femenina de la diáspora cubana*. In: Alonso Gallo, Laura und Murrieta, Fabio (Hrsg.): *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 73-91. Hier: S. 83.

Erst viel später schafft sie es, sich von der Vereinnahmung durch den gewalttätigen Schwager zu distanzieren und von der Tradition der familiären Legendenbildung zu emanzipieren: Sie weigert sich, Jimmys sexuellen Missbrauch seiner Nichte zu decken. Schlussendlich befreit sie sich von ihrer eigenen Schutzbehauptung und erzählt Patricia die Wahrheit über ihren Streit mit Gina.

Die Kritik an der familiären wie nationalen Mythenbildung ist auch ein politischer Akt: Weder wird in Achy Obejas Texten Amerika als Land der unbegrenzten Möglichkeiten glorifiziert, noch findet sich der oftmals verklärende Blick auf das vorrevolutionäre Kuba.<sup>427</sup> In ihrer konsequent antinostalgischen Ausrichtung unterscheidet sich Obejas von den anderen Autorinnen und Autoren. So erscheint in Carlos Eires Autobiographie, wie zuvor festgestellt, das (vorcastristische) Kuba als Paradies. Cristina García und Ana Menéndez wiederum integrieren nostalgisch-verklärende Elemente bei einzelnen Charakteren, relativieren diese jedoch auf der Metaebene des Erzählerdiskurses. *Memory Mambo* ist konsequenter in der Dekonstruktion von Mythen: Der von den Revolutionären zum Erweckungsereignis stilisierte Überfall auf die Moncada-Kaserne des Jahres 1953 erscheint hier als Burleske: Nach den Erinnerungen von Raúl Fonseca habe sein Wagen versehentlich den Randstein gerammt, worauf Fidel vor Schreck auf die Hupe gefallen sei – und die Soldaten der Kaserne geweckt habe.<sup>428</sup>

In einem Interview spricht Achy Obejas über ihre Parallelen zu Juani. Sie führt die Besessenheit ihrer eigenen Familie mit Erinnerungen auf die Ansiedelung in Chicago zurück. Wäre die Familie nach ihrer Ankunft in den USA in Miami geblieben, wäre dies anders gewesen, mutmaßt sie. Aber im Mittleren Westen habe es zu dieser Zeit keine anderen Kubaner gegeben, so Obejas: „So it became an even fiercer endeavor for my family to hold on to memories of Cuba. We were in a constant recall mode. Memories became a way of defining who we really were.“<sup>429</sup>

---

<sup>427</sup> Vgl. Annabel Cox: Achy Obejas' Sugarcane and Cuban-American Bilingual language. In: Stroińska, Magda und Cecchetto, Vittorina (Hrsg.): *Exile, language and identity*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, S. 125-138. Hier v.a. S. 135-136.

<sup>428</sup> Achy Obejas: *Memory Mambo*, S. 104.

<sup>429</sup> Jorjet Harper: *Dancing to a Different Beat: An Interview with Achy Obejas* (online). [www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy](http://www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy) (11. Juni 2005)

#### 4.4.2. Ana Menéndez: *In Cuba I Was a German Shepherd* (2001)

Die 2001 veröffentlichte Kurzgeschichten-Sammlung *In Cuba I Was a German Shepherd* umfasst elf Erzählungen, die durch einzelne Querverweise und wiederkehrende Figuren verwoben sind, jedoch durchwegs für sich alleine stehen können. Thematisch entstammen die Geschichten dem Grenzraum Miami, der hier wie ein Niemandsland zwischen Kuba und den USA erscheint. Alle Geschichten thematisieren auf unterschiedliche Weise die Folgen des Exils – sei es die Heimatlosigkeit, Entfremdung, Sehnsucht, der gekränkte Stolz der Kubaner oder das Unverständnis der Amerikaner. Die Obsession der Autorin liege darin, die Vergangenheit der Eltern neu zu erschaffen und so eine kubanische Vergangenheit zu kreieren, die von ihr selbst nie gelebt wurde, kommentiert dazu Isabel Álvarez Borland.<sup>430</sup> Eine Rezensentin zieht 2001 gleichwohl Vergleiche mit Cristina Garcías *Dreaming in Cuban* und Achy Obejas *Memory Mambo* – alle drei Bücher seien Texte, „[...] that are fast becoming a genre in their own right.“<sup>431</sup>

Die Abfolge der Geschichten ist ein Sinnbild der Enttäuschung: Am Anfang steht die Einsicht eines alten Kubaners, der sich seiner Deplatziertheit in den USA bewusst wird. Den Abschluss bildet die Suche einer jungen Amerikanerin nach ihren kubanischen Wurzeln: „How every story needed a beginning. How her past had come to seem like a blank page, waiting for the truth to darken it.“<sup>432</sup> Einerseits ist dies eine Umkehrung der logischen Chronologie – der Lebensrückblick eines alten Mannes steht am Beginn, die Selbstfindung eines jungen Mädchens am Ende. Andererseits gehorcht diese Sequenz der inneren Logik des kubanischen Exils, das heißt, der Generationenfolge von der ersten über die „eineinhalb“ bis hin zur zweiten Generation. Maya Socolovsky sieht übrigens gute Gründe, Ana Menéndez sowohl zur Generation eineinhalb als auch zur „post-1.5 generation“ zu zählen: Zum einen sei für sie Kuba eine Fiktion aus zweiter Hand,

---

<sup>430</sup> Isabel Álvarez Borland: *Las raíces al desnudo: narradores cubanos en los Estados Unidos*, S. 45.

<sup>431</sup> Esther Whitfield: *Umbilical chords: In Cuba I was a German Shepherd by Ana Menéndez* (Rezension). In: *The Women's Review of Books*. Bd. 18 (Juli 2001), Nr. 10-11, S. 31-32. Hier: S. 31.

<sup>432</sup> Ana Menéndez: *Her Mother's House*. In: *A.M.: In Cuba I was a German Shepherd*, S. 203-229. Hier: S. 210.

zugleich oszillierten ihre Geschichten aber emotional und psychologisch zwischen den beiden Nationen.<sup>433</sup>

Alle Erzählungen vermitteln einen sentimental-nostalgischen Tonfall oder eine grotesk-wehmütige Atmosphäre. Doch wie schon bei Cristina García ist die Nostalgie einer distanzierenden Deutung unterworfen: In der titelgebenden Kurzgeschichte, *In Cuba I Was a German Shepherd*, wird sich die Hauptfigur Máximo, der Kuba 1961 mit 36 Jahren verlassen hatte, schmerzhaft der eigenen Einsamkeit bewusst. Nach dem Tod seiner Ehefrau Rosa erkennt Máximo, dass er mit ihr das letzte Stück Heimat verloren hat. Gemeinsam mit drei alten Männern (einem weiteren Exilkubaner und zwei Männern aus der Dominikanischen Republik), die er regelmäßig zum Dominospiel trifft, ist Máximo ein Fremdkörper in der amerikanischen Umgebung geblieben. Die Erzählung gewinnt ihre Authentizität durch Details und Wesenszüge, die typisch für die exilkubanische Gemeinde Floridas sind. Little Havana hat sich im Laufe der Jahre zu einem Museum entwickelt<sup>434</sup>, das in einem Status der Zeitlosigkeit verharrt. Natürlich bietet das nach Florida transplantierte Kuba keinen authentischen Ersatz für einen historischen Zustand, der mit der Revolution unwiederbringlich verloren gegangen ist. Miami erschöpft sich somit in einer potemkinschen Kulisse und taugt gerade deshalb *nicht* als Setting für eine zeitgenössisch-moderne Redefinition des kubanoamerikanischen Lebens in den USA.

Somit bildeten sich, wie Álvarez Borland an anderer Stelle feststellt, Verhaltensmuster und Codes unter den Bewohnern heraus, die nur in dieser Enklave eine Bedeutung besitzen, an allen anderen amerikanischen Orten oder im heutigen Kuba hingegen unzeitgemäß und irrelevant wären.<sup>435</sup> Vermutlich brauchte es eine Kubanoamerikanerin der zweiten Generation wie Ana Menéndez, um diese Sprach- und Aktionsmuster zu dechiffrieren.

---

<sup>433</sup> Maya Socolovsky: Cuba Interrupted: The Loss of Center and Story in Ana Menéndez's Collection *In Cuba I Was a German Shepherd*. In: *Critique*. Bd. 46 (2005), Nr. 3, S. 235-251. Hier: S. 236.

<sup>434</sup> „By now Little Havana is as much a part of urban American folklore as the French Quarter or Little Italy“, schreibt Gustavo Pérez Firmat. Insbesondere sei Domino Park an der Ecke der berühmten Calle Ocho und 15th Avenue vom Treffpunkt alter Männer zu einer „historical landmark“ geworden. Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 60 und S. 93.

<sup>435</sup> Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American Literature of Exile*, S. 72.

Die vier alten Männer im Domino Park sind eine Touristenattraktion, ein beliebtes Fotomotiv. Der amerikanische Reiseleiter präsentiert die Szenerie als anachronistisches Idyll: „Folks, you here are seeing a slice of the past. A simpler time of good friendships and unhurried days.“<sup>436</sup> Menéndez schafft es, mehrere Blickrichtungen beziehungsweise eine doppelte Außensicht der Nostalgie in einer einzigen Szene zu bündeln: Die aus Puerto Rico stammenden Immigranten teilen nicht die verklärende Rückschau der Kubaner – sie vermuten dahinter eine Form kubanischer Selbsterhöhung auf dem Umwege der Vergangenheitsverklärung. Genau das Gegenteil schwingt in den neugierigen Blicken der Touristen mit: Für sie sind die alten Kubaner armselige Ausstellungsstücke, gefangen in einem Käfig aus Zeit und Raum.<sup>437</sup> Hierin liegt die gemeinsame Schnittmenge von Außen- und Innensicht der exilkubanischen Gemeinde: Aus Wehmut und Nostalgie dekorieren die Exilkubaner in Miami ihren amerikanischen Lebensalltag wie ein prärevolutionäres Kubamuseum. Folgerichtig werden die alten Kubaner mit einem touristischen Blick betrachtet zu musealen Objekten – worin (vermutlich sogar unbewusst) ein großes Maß an Herabwürdigung liegt. Das Auftreten der Touristen destabilisiert also die Bedeutung des Domino Parks für die kubanische Gemeinde als „[...] synecdochic representation ensuring a kind of cultural continuity in a foreign terrain [...]“.<sup>438</sup> Dass die Zuschauer Fotos machen, trägt noch zusätzlich zur Fiktionalisierung der ohnedies bereits brüchigen kollektiven Identität der alten Kubaner im Exil bei.<sup>439</sup> Diese Erfahrung holt schließlich auch Máximo schmerzlich ein und führt zu seinem finalem Wutausbruch – um einen Rest an Würde zu bewahren, verbietet er den Touristen zu fotografieren.

Vorbereitet wird dieser Zusammenbruch durch Witze und Anekdoten, die als Verpackung für den Austausch von Lebensweisheiten dienen – auch der Titel der Erzählung entstammt einer Pointe: Der kubanische Hund Juanito trifft in den USA auf einen eleganten Pudeln, der gegenüber dem Straßenkater seinen Stammbaum

---

<sup>436</sup> Ana Menéndez: In Cuba I was a German Shepherd. In: A.M.: In Cuba I was a German Shepherd, S. 1-29. Hier: S. 25.

<sup>437</sup> Vgl. Dalia Kandiyoti: Consuming Nostalgia: Nostalgia and the Marketplace in Cristina García and Ana Menéndez. In: MELUS. Bd. 31 (2006), Nr. 1, S. 81-99.

<sup>438</sup> Lene Johannessen: The lonely figure: memory of exile in Ana Menéndez's In Cuba I Was a German Shepherd. In: Journals of Postcolonial Writing. Bd. 41 (2005), Nr. 1, S. 54-68. Hier: S. 58.

<sup>439</sup> Maya Socolovsky: Cuba Interrupted: The Loss of Center and Story in Ana Menéndez's Collection In Cuba I Was a German Shepherd, S. 245.

betont. Dieser antwortet: „Here in America, I may be a short, insignificant mutt, but in Cuba I was a German shepherd.“<sup>440</sup> Die Arroganz der Amerikaner mag den Kubanern Minderwertigkeit vorwerfen, ihren Stolz kann sie nicht brechen. Die Scherze sind letztlich nichts anderes als eine euphemistische Verpackung für die Tragik der Lebensumstände. Die Kubaner nennen diesen humoristischen Umgang mit den Widrigkeiten des Lebens „choteo“<sup>441</sup> – eine Art von Galgenhumor, die sich primär gegen Autoritäten richtet. „Choteo is a desire for independence that is externalized in a mockery of every non-imperative form of authority“<sup>442</sup>, lautet die Definition von Jorge Mañach. Gustavo Pérez Firmat vergleicht diese subversive (und oft skatologische) Humorform mit Michail Bachtins Konzept des Karnevals.<sup>443</sup> Lachen und Schmerz liegen (nicht nur in dieser Geschichte) eng beisammen: „That is so funny it breaks my heart“, stellt Raúl fest.<sup>444</sup> Er trifft damit ungeahnt Máximos Gefühlslage auf den Punkt: Er ist nicht mehr zu jenem Lachen im Bachtinschen Sinne fähig, das die Autoritätsverhältnisse auf subversive Weise umstürzt, sondern verbirgt Tränen des Schmerzes vor seinen Freunden.

Das Dominospiel ist in der Kurzgeschichte mehr als nur kubanisches Decorum: Pérez Firmat widmet dem „männlichen“ Domino und dem „weiblichen“ Canasta ein volles Kapitel seiner Memoiren: Er sieht Domino – konträr zur gängigen Klassifikation als Kinderspiel in Europa und den USA – als ein „game of conquest“.<sup>445</sup> Bei Ana Menéndez ist das Spiel freilich weniger ein Sinnbild für Dominanz, Eroberung oder Inbesitznahme. Das Aneinanderlegen von Stein an Stein zu einer perfekt geschlossenen Zahlenreihe steht vielmehr für die Sehnsucht nach Kontinuität. Hierin kommt Máximos Wunsch zum Ausdruck, weiterhin Erinnerung an Erinnerung fügen und so den verblassenden Gedanken an seine verstorbene Frau Rosa Einhalt gebieten zu können. „Desengaño“, die Desillusionierung, ist – wie schon im Kapitel über Carlos Eire beschrieben – für Kubaner im Exil eine durchgängige Konstante, fast schon Grunderfahrung: „In

---

<sup>440</sup> Ana Menéndez: In Cuba I was a German Shepherd, S. 28.

<sup>441</sup> Vgl. Gustavo Pérez Firmat: Next Year in Cuba, S. 47.

<sup>442</sup> Zitiert nach: Gustavo Pérez Firmat: Riddles of the Sphincter: Another Look at the Cuban Choteo. In: Diacritics. Bd. 14 (1984), Nr. 4, S. 67-77. Hier: S. 69 und 71.

<sup>443</sup> Auf völlig anderen Wegen gelangt auch Lene Johannessen in der Analyse von Menéndez' Kurzgeschichte zu Bachtin: Vgl. Lene Johannessen: The lonely figure: memory of exile in Ana Menéndez's In Cuba I Was a German Shepherd.

<sup>444</sup> Ana Menéndez: In Cuba I was a German Shepherd, S. 16.

<sup>445</sup> Gustavo Pérez Firmat: Next Year in Cuba, S. 93.

Cuba, the stories always began, life was good and pure. But something always happened to them in the end, something withering, malignant.”<sup>446</sup> In dieser Passage steckt ein Wiederhall des von Columbus begründeten und bei Carlos Eire ausführlich ausgebreiteten Topos, der Kuba als ein ursprüngliches Paradies schildert. Zu diesem gehört allerdings unweigerlich der Sündenfall, der die Bewohner in die Verbannung schickt. Eine Erkenntnis, die auch für die verratenen Ideale der Revolution Gültigkeit besitzt und zu Resignation, Lähmung und wenn nicht tatsächlicher, so doch innerer Emigration führt.

Die Erzählung *Her Mother's House*, die den Sammelband beschließt, könnte man als Vorstudie zum später erschienenen Roman *Loving Che* betrachten: Die in den USA geborene Protagonistin Lisette kehrt als Reporterin während der Balsero-Krise nach Kuba zurück und macht sich auf die Suche nach jenem früheren Familiensitz in Varadero, den die Mutter ihr in schillernden Erzählungen geschildert hatte. Sie findet allerdings nur ein Gebäude vor, das ihr fremd bleibt und mit den Schilderungen kaum übereinstimmt. Lisette erkennt, dass „[t]he past wasn't something you could play again like an old song.“<sup>447</sup> Allerdings ist es die einzige Geschichte, in der Fiktionen und Erzählungen einen produktiven, positiv konnotierten Beitrag zur kollektiven Identität leisten: Obwohl sie sich von der Unwahrheit selbst überzeugt hat, hält die Erzählerin die Lüge aufrecht und tradiert dieselbe Geschichte für die nächsten Generationen.

Menéndez' Erzählstil zeichnet sich generell durch Auslassungen aus: Viele Andeutungen müssen vom Leser geordnet werden, um Zusammenhänge zu erschließen. Sie schafft es dadurch, Geschichten zu erzählen, die sich wie impressionistische Gemälde aus atmosphärischen Einzelteilen zu Stimmungsbildern fügen. Der Leser nimmt Anteil mit den Protagonisten und ihren fruchtlosen Versuchen, die Leerstelle „Kuba“ mit Leben zu erfüllen – kraft ihrer Erinnerungen, kraft ihrer Erzählungen. Somit macht Menéndez' Text deutlich „[...] what it means to have a shared heritage and history and – for far too many – to have endured them for so long in the solitude of silence and memory.“<sup>448</sup>

---

<sup>446</sup> Ana Menéndez: In *Cuba I was a German Shepherd*, S. 7.

<sup>447</sup> Ana Menéndez: *Her Mother's House*, S. 209.

<sup>448</sup> Anne Foltz: In *Cuba I Was a German Shepherd* (Rezension). In: *Review of Contemporary Fiction*. Bd. 21 (2001), Nr. 3, S. 214 (Abruf online via Literature Online).

## 5. Erinnern und Erfinden: Literatur im Zwischenraum

In Kapitel 1.3 hatten wir vier Bausteine definiert, auf denen das Exilbewusstsein seine Identität begründet: Gedächtnis, Herkunft, Rituale und Sprache. In den Romanen kubanoamerikanischer Autorinnen und Autoren werden diese vier Kategorien auf höchst unterschiedliche Weise mit Leben erfüllt – in der einen oder anderen Form kehren sie jedoch immer wieder.

### • Individuum und Gedächtnis

Exilanten führen ein janusköpfiges Dasein: Zwar zielt der Einschnitt in ihrem Leben darauf ab, eine neue, unbelastete Zukunft zu ermöglichen – dennoch erleben sie ihre Gegenwart mit der Hypothek eines zwanghaften Zurück-Schauens belastet: „With their memories perpetually on overload, exiles see double, feel double, are double“, schreibt André Aciman.<sup>449</sup> Genau in dieser verdoppelten Existenz liegt eine Trennlinie zur ersten und zur zweiten Exilgeneration: Die erste Generation kann sich auf ihre eigenen, unumstößlichen Erinnerungen an Kuba berufen, seien diese positiver oder negativer Natur. Die zweite Generation wiederum zehrt von Erzählungen, die ihr von der Insel überliefert sind, und erschafft darauf aufbauend ihre eigenen Fiktionen. Worauf aber kann die Generation eineinhalb ihre Vergangenheit gründen? Dunkle Kindheitserinnerungen, dubiose Familienmythen, Hinterlassenschaften, die mehr Fragen aufwerfen als sie beantworten, taugen nicht als solides Fundament. Deshalb ist für die „Kinder des Exils“ aber auch die Gefahr nostalgischer Exzesse gering. Ihr Blick zurück erfolgt nicht im Klage-, sondern im Fragemodus: Es ist die Suche nach der Wahrheit, die für die Generation eineinhalb die Erforschung der eigenen, familiären und nationalen Vergangenheit dominiert.

Diese Wahrheitssuche äußert sich auf mehrere Arten. Eine wiederkehrende Konstante ist die Reise nach Kuba, von der sich die Protagonistinnen – es handelt sich in diesem Punkt durchwegs um weibliche Figuren – Aufklärung über ihre Herkunft versprechen: Dieses Motiv kehrt in den Texten von Cristina García (*Dreaming in Cuban, The Agüero Sisters*) ebenso wieder wie in jenen von Ana

---

<sup>449</sup> André Aciman: Foreword: Permanent Transients. In: A. A. (Hrsg.): Letters of Transit. Reflections on Exile, Identity, Language, and Loss. New York: The New Press 1999.

Menéndez (*Loving Che, In Cuba I was a German Shepherd/Her Mother's House*). Bezeichnenderweise sind die Texte jener beiden Autoren, die eine Reise nach Kuba dezidiert ausschließen, Autobiographien: Bei Carlos Eire wird das Schreiben zur Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit und somit zu einer „Zeitreise nach Kuba“ – zurück in die eigene Kindheit. Gustavo Pérez Firmat hingegen sucht Kuba in sich selbst, in seinem amerikanischen Alltag. Er stellt dabei fest, dass seine kubanische Seite ein prägendes Element seiner Persönlichkeit ist, diese aber mit der Generation seiner Kinder vermutlich verschwunden sein wird: „[...] in spite of all the *cumpleaños* and *Nochebuenas* [...] I didn't succeed in making my children Cuban.“<sup>450</sup> Umgekehrt helfen ihm die Kinder allerdings dabei, sich als Amerikaner zu fühlen.

„No tiene regreso“<sup>451</sup> – von der Rückkehr ausgeschlossen: Das gilt unter den Miami-Kubanern für all jene, die mit der Batista- oder Castro-Diktatur sympathisiert oder kollaboriert haben: Ihnen sei die Rückkehr in ein künftiges, befreites Kuba verwehrt. Die Feststellung ist freilich ebenso hypothetisch wie absurd: Erstens, weil eine dauerhafte Rückkehr auch ein halbes Jahrhundert nach der Revolution außer Reichweite ist und zweitens, weil die meisten Kubano-amerikaner selbst dann nicht mehr dauerhaft nach Kuba zurückkehren würden, wenn sich ihnen die Möglichkeit dazu böte. Damit lässt sich aber das Selbstverständnis, wonach ein Kubaner im politischen Exil in den USA lediglich bis zu seiner Rückkehr verharre, nur aufrechterhalten, solange Kuba tatsächlich verbotenes Terrain bleibt. Der Moment, in dem die Castro-Diktatur (ob unter Fidel oder Raúl) endet, wird somit für viele Exilkubaner zum Tag der Wahrheit, der sie zwingen wird, ihre Eigendefinition zu hinterfragen.

Nicht nur Reisen ermöglichen eine Rückkehr in die Vergangenheit, sondern auch Dokumente: Schließlich kann auch das Erzählen dazu dienen, Erinnerungen zu transportieren und ein Kuba-Bild zu konservieren, das eigentlich schon der Vergangenheit angehört. Das erklärt das oftmalige Vorkommen metanarrativer Elemente. Geschichten innerhalb der Geschichte spielen bei García und Menéndez eine zentrale Rolle: Seien es tagebuchähnliche Aufzeichnungen wie in *Loving Che* und *The Agüero Sisters*, Briefe wie in *Dreaming in Cuban* oder auch

---

<sup>450</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 195.

<sup>451</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. xvii (Prologue).

der Akt des Erzählens selbst wie in *In Cuba I Was a German Shepherd* oder in *Memory Mambo* von Achy Obejas. Diese Textpassagen erfüllen für das Exilbewusstsein eine mehrfache Funktion im Sinne unseres Bausteinmodells: Sie dienen nicht nur dem Individuum als Gedächtnisstütze – ihr physischer Fortbestand (etwa als Tagebuch) trägt dazu bei, die Loyalitäten unter den Generationen neu zu definieren.

● Herkunft und Familie:

Darin berühren sich die Text-im-Text-Elemente mit der zweiten Ebene des Exilbewusstseins, nämlich der Familie. Die Texte werden in den Romanen nämlich nicht nur geschrieben, sie werden auch aufgefunden und gelesen. So ist der Schlüssel für die Selbstfindung der Erzählerin von *Loving Che* nicht ihre Reise nach Havanna – es sind die Tagebuchaufzeichnungen ihrer vermeintlichen Mutter Teresa, die es ihr erlauben, ihre Identität anhand einer (wenn auch fragwürdigen) Familiengeschichte neu zu formulieren. *The Agüero Sisters* endet damit, dass Constanca auf der Familienranch in Camagüey das Tagebuch ihres Vaters findet und darin die Wahrheit über den Tod der Mutter erfährt. Und in *Dreaming in Cuban* beendet die Großmutter Celia ihre Briefe an Gustavo, weil der Auftrag, das „Familienarchiv“ weiterzuführen an die neugeborene Enkelin Pilar übergeht: „She will remember everything.“<sup>452</sup>

Anders als für die erste Exilgeneration ist die Nostalgie der „Kinder des Exils“ eine der zweiten Stufe: Der Text im Text dient nicht der verklärten Erinnerung und tradiert nicht einfach die Familienhistorien, sondern relativiert zugleich deren universellen Anspruch auf Wahrheit. „[F]or one-and-a-halfers like me, the country of my birth is a blend of both fact and fiction. [...] My memories merge with others' dreams“, schreibt Gustavo Pérez Firmat.<sup>453</sup> Wie in einem Palimpsest gehen frühere Identitätspartikel nicht verloren, sondern rücken nur in den Hintergrund: Ältere Erfahrungen werden von neueren Eindrücken überlagert, als Spuren bleiben jene weiter erhalten.<sup>454</sup> Die Fragmentierung des Subjektes verbindet die Exilliteratur mit dem Schreiben der Postmoderne: Selbstreflexivität, Fiktionen

---

<sup>452</sup> Cristina García: *Dreaming in Cuban*, S. 245.

<sup>453</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. xx (Prologue).

<sup>454</sup> Vgl. Magda Stroińska: *The role of language in the re-construction of identity in exile*, S. 108.

innerhalb der Fiktion, Fragen nach dem Verhältnis von Geschichten und offizieller Geschichte und mithin nach der Konstruiertheit von Historizität, intertextuelle Bezüge oder das Changieren zwischen Sprachen sind Züge, die auch in der exilkubanischen Prosa zu finden sind.<sup>455</sup> Besonders deutlich wird das in der 1987 erstmals erschienenen Kurzgeschichte *Retrieving Varadero*<sup>456</sup> aus Roberto G. Fernández' Satire *Raining Backwards*, die als eines der frühesten literarischen Kunstwerke der kubanoamerikanischen Autorengeneration in englischer Sprache gilt. Hier ist Scheherazades Schicksal – das unablässige Erzählen rettet das Leben – zu einem lüstern-banalen Tauschgeschäft herabgestuft: Die in die Jahre gekommene Exilkubanerin Mirta Vergara sichert sich die Zuwendung und Pflege durch den jungen Eloy, indem sie ihm unablässig von Kuba erzählt. Eine ironische Note gewinnt dies dadurch, dass Mirtas Erinnerungen zusehends schwinden, weshalb ihre Erzählungen allmählich zu einer immer verzweifelteren und absurderen Mischung aus Wiederholungen, blanken Übertreibungen, literarischen Zitaten und puren Erfindungen verkommen. Der nur oberflächlich kaschierte, von Mirta primär sexuell motivierte Tauschhandel mit Eloy steht metonymisch für die Obsessionen der beiden Altersgruppen, die die Protagonisten vertreten: Die erste Exilgeneration betreibt einen erinnerungsgeilen Kult; die zweite Generation ist nicht minder begierig, mehr über Kuba zu erfahren. Letztlich werden jedoch beide betrogen: Eloy erfährt nur Unwahrheiten und auch Mirta erhält im Gegenzug nicht die erhoffte Zuwendung.

- Community und Rituale:

Das Horten und Sammeln von Erinnerungsstücken führt vom Bereich des „Archivs“ hinüber zu jenem des „Rituals“: Ob Sammlungen von Tierpräparaten (*The Agüero Sisters*), Antiquitäten (*Waiting for Snow in Havana*) oder Fotos (*Loving Che*) – die Funktion bleibt immer dieselbe: „The museum rigidifies memory and, like historiography, it orders and stabilizes lived experience,

---

<sup>455</sup> Bei Exilanten der ersten Generation kommt noch ein weiteres hinzu: Sprache ist bei ihnen oft ein unmittelbarer Grund für den Exilstatus – für Dissidenten ist der Heimatverlust zumeist eine Folge von Sprechakten oder geschriebenen Texten. Somit liegt in der Sprache des Exils eine zusätzliche Dialektik von Macht und Ohnmacht.

<sup>456</sup> Roberto G. Fernández: *Retrieving Varadero*. In: R. F.: *Raining Backwards*. Houston: Arte Público Press 1997, S. 9-16.

whereas memory preserves the very fluidity of history“, schreibt Azade Seyhan.<sup>457</sup> Dieses Strukturieren wandelbarer Erinnerungen macht Memorabilien und rituelle Handlungen für „Kinder des Exils“ so verlockend. Den Ritualen haben wir in unserem Bausteinmodell die Funktion einer kulturellen Selbstvergewisserung durch Wiederholung zugeschrieben: In diese Kategorie fällt das Praktizieren des Santería-Kultes ebenso wie die Nachbildung einer historischen Havanna-Kulisse in Miamis Stadtbild. Die Memoiren *Next Year in Cuba* tragen eine rituelle Anrufung sogar im Titel. Ordnung in den chaotischen Grundzustand des Exils bringen – diese Funktion fällt in *In Cuba I was a German Shepherd* dem Dominospiel und dem habituellen Witzeerzählen zu: Domino, weil es Steine wie eine Reihe von Erinnerungen auffädelt, das Witzeerzählen, weil es auf ein vorhersehbares Finale hinausläuft: die Pointe.

Bei Carlos Eire wiederum gehören die Rituale eng zur kindlichen Erlebniswelt; besonders häufig sind es Männlichkeitsrituale frühpubertierender Jugendlicher. Allerdings zeichnet sich hier auch bereits die Kehrseite des Rituals, der Ausschluss von der kultischen Handlung, ab. So werden sowohl Carlos Eire als auch Gustavo Pérez Firmat in den Vereinigten Staaten erstmals zu Rassismus-Opfern: Pérez Firmat findet auf dem Namensschild an seiner Haustür die Worte „Go Home Spic“ und stellt sich daraufhin die Frage: „What do you mean, go home? *Coño*, this is my home.“<sup>458</sup>

- Sprache/Ethnie:

Der Sprache kommt in einem zweisprachigen und bikulturellen Kontext eine besondere Bedeutung zu.<sup>459</sup> „[E]n el exilio la lengua es todo lo que poseemos, nuestra sola esperanza, nuestra única residencia [...]“<sup>460</sup>, betont der chilenische Autor Jorge Edwards. Viele der Kubaner, die in den ersten Jahren nach der Revolution in die USA kamen, unternahmen allerdings keine großen Anstrengungen, Englisch zu lernen: Schließlich würden sie bald in ihre Heimat

---

<sup>457</sup> Azade Seyhan: *Writing Outside the Nation*, S. 62.

<sup>458</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Next Year in Cuba*, S. 191.

<sup>459</sup> Vgl. Lázara Izquierdo Pedroso: *Zwei Seiten Kubas – Identität und Exil*, S. 117.

<sup>460</sup> Zitiert nach: Isabel Álvarez Borland: *Las raíces al desnudo: narradores cubanos en los Estados Unidos*. In: Alonso Gallo, Laura und Murrieta, Fabio (Hrsg.): *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004, S. 37-50. Hier: S. 37.

zurückkehren, so die Überzeugung.<sup>461</sup> Glücklicherweise erleichterte ihnen die geballte Präsenz der kubanischen Exilgemeinde in Dade County die Verständigung. Obwohl sie mit Fortdauer der Exilsituation das Erlernen der englischen Sprache als wichtig für das berufliche Fortkommen speziell der jüngeren Generation erkannten, hielten die Kubaner dennoch am Spanisch fest: „Reinforcing *cubanidad* became an obsession for many emigrés, particularly during the 1960s and 1970s.“<sup>462</sup>

Für die Generation eineinhalb, die beide Sprachen beherrscht, ist die Entscheidung zwischen Mutter- und Migrationssprache häufig an unterschiedliche Gefühlszustände gekoppelt: Pilar bezeichnet Spanisch als die Sprache der Intimität – beim Liebesakt wie auch später (während der Kubareise) in ihren Träumen.<sup>463</sup> Nichtsdestoweniger flüchtet sie, wie erwähnt, in die Sprache der Malerei, um Übersetzungsmängel zu vermeiden: „That’s what I want to do with my paintings, find a unique language, obliterate the clichés.“<sup>464</sup> Auch bei Gustavo Pérez Firmat wechselt der Sprachgebrauch: Während er mit seiner ersten, kubanischen Frau oft unbewusst zwischen Spanisch und Englisch gewischt habe, sei mit seiner zweiten, amerikanischen Frau Mary Ann Englisch zur Alltagssprache geworden – umso mehr noch mit dem Älterwerden der Kinder. Ihnen zuliebe verzichtet er darauf, im Haushalt ausschließlich Spanisch zu sprechen: „[...] having to pick between language and communication, I picked communication.“<sup>465</sup>

Es wäre lohnend, die Einflüsse von „Spanglish“ in den Texten der kubano-amerikanischen Übergangsgeneration ausführlicher zu beleuchten. Dabei handelt es sich mitnichten nur um spanische Einsprengsel in englischen Texten, Malapropismen, Wortverwechslungen oder orthografische Fehler: Für Chicanos – und ebenso für Cuban-Americans – seien diese „a living reality of an interlingual

---

<sup>461</sup> María Cristina García: Havana USA. Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959-1994, S. 88.

<sup>462</sup> María Cristina García: Havana USA, S. 90.

<sup>463</sup> Vgl. Cristina García: Dreaming in Cuban, S. 180 und 235.

<sup>464</sup> Cristina García: Dreaming in Cuban, S. 139.

<sup>465</sup> Gustavo Pérez Firmat: Next Year in Cuba, S. 195.

space.“<sup>466</sup> Die Buchausgaben lassen indes eine beträchtliche Unsicherheit erkennen, wie diese hybriden Sprachformen für den Leser aufbereitet werden sollen: *Memory Mambo* erläutert die spanischen Begriffe und Redewendungen in einem eigenen Glossar im Anhang des Romans. In *Raining Backwards* hingegen ist das Sprachspiel mit korrumpierten englischen Wörtern eines der wesentlichen Transportvehikel der Satire – womit sich ein Glossar von selbst verbietet. Im Unterschied zum englischen Original *In Cuba I Was a German Shepherd* fügt die deutsche Übersetzung<sup>467</sup> ein Glossar mit den Wortbedeutungen spanischer Begriffe an. In den beiden Autobiographien *Waiting for Snow in Havana* und *Next Year in Cuba* haben spanische Begrifflichkeiten mit ihren speziellen Konnotationen eine besondere Bedeutung. Sie werden freilich aus dem unmittelbaren Kontext erläutert, ein gesondertes Wörterverzeichnis gibt es nicht.

Roberto Fernández, der seine ersten Erfolge mit Satiren in spanischer Sprache gefeiert hatte, begründet den Wechsel zu Englisch recht nüchtern und pragmatisch: „I write in English so that the future generations of Cubans in the U.S. can read me.“<sup>468</sup> Ein Aspekt, den wir bisher noch zu wenig gewürdigt hatten: Natürlich sind die Kubanoamerikanerinnen und Kubanoamerikaner der Generation eineinhalb mit ihrer hybriden Formung wichtige Botschafter künftiger Altersgruppen, die sich mit ihrer kubanischen Abstammung aussöhnen wollen. Denn schließlich gebe es zwischen jedem Menschen und seiner Muttersprache eine „[...] lealtad lingüística, ese poderoso vínculo que nos liga a nuestra lengua materna.“<sup>469</sup> Ein wenig hat es den Anschein, als wäre die so prononciert retrospektive Erforschung des kubanischen Erbes der Generation eineinhalb ein Gegengewicht zu ihrer Entscheidung für die englische Sprache, als diene sie ein Stück weit als Kompensation für den Verrat an der Muttersprache.

---

<sup>466</sup> Nina M. Scott: The politics of language: Latina writers in United States literature and curricula, S. 60.

<sup>467</sup> Ana Menéndez: *Damals in Kuba. Erzählungen*. München: Karl Blessing Verlag 2001.

<sup>468</sup> Aussage bei einer Diskussion beim Annual Meeting der American Association of Teachers of Spanish and Portuguese in Orlando (Florida) vom 6. bis 10. August 1996. Zitiert nach: Isabel Álvarez Borland: *Cuban-American Literature of Exile: From Person to Persona*, S.154.

<sup>469</sup> Gustavo Pérez Firmat: *Sin lenguas, deslenguado*. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 21-34. Hier: S. 22.

## 6. Conclusio und Ausblick

Wir haben in dieser Arbeit versucht, Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Prosatexten zu analysieren, deren Autorinnen und Autoren durch ähnliche Lebensumstände geprägt wurden. Dazu hatten wir eingangs vier zentrale Fragestellungen formuliert.

- Wie können die Generationen exilkubanischer Autoren auf dem Gebiet der USA von einander abgegrenzt werden?

Die Grenzziehung zwischen der ersten und zweiten Exilgeneration scheint intuitiv und einfach – der Geburtsort bietet sich als objektives wie unumstößliches Unterscheidungsmerkmal an. Schwieriger ist es da schon, die Generation eineinhalb oder auch „Kinder des Exils“ schlüssig abzugrenzen. Dennoch erweist sich diese zusätzliche Differenzierung als unumgänglich, da sich die Lebensumstände dieser eng umrissenen Gruppe von jener der älteren und jüngeren Altersgruppe unterscheiden. Wir haben an dieser Stelle unter „Generation eineinhalb“ all jene Exilkubaner verstanden, die noch auf Kuba geboren wurden, aber bereits als Minderjährige in die USA kamen und dort sozialisiert wurden. Mit diesen Kriterien lässt sich eine recht homogene Gruppe festlegen, die prädestiniert scheint, zu einer Definition kubanoamerikanischen Exilbewusstseins in den Vereinigten Staaten beizutragen. Ihr Zwischenstatus zwischen den Kulturen lässt die Cuban-Americans der Generation eineinhalb die Fähnrisse, denen das Exilbewusstsein ausgesetzt ist, besonders intensiv erfahren.

- Welche Besonderheiten bestimmen das Leben dieser Autorinnen und Autoren?

Die Situation der „Kinder des Exils“ ist geprägt von der Spannung einer hybriden Existenz: Sind sie „weder Kubaner, noch Amerikaner“; oder sind sie „sowohl Kubaner als auch Amerikaner“? Der bedeutendste Unterschied zur älteren Generation liegt in der Sprache: Unsere Auswahl von Autorinnen und Autoren zeichnet sich dadurch aus, dass sie ihre Werke ursprünglich auf Englisch veröffentlicht. Politisch lässt die Gruppe sehr unterschiedliche Präferenzen erkennen, die ideologische Geschlossenheit der früheren, durchwegs konservativ-republikanisch orientierten exilkubanischen Gemeinde ist nicht mehr feststellbar.

Das ermöglicht vielschichtigere Sichtweisen auf die kubanische Revolution und ihre Folgen; vereinzelt finden sogar – insbesondere bei Cristina García – positive Begleiterscheinungen der Revolution Erwähnung. In wirtschaftlicher Hinsicht profitieren die „Kinder des Exils“ vom Erfolg ihrer Eltern, der „golden exiles“; sie verfügen in der Regel über gute Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten.<sup>470</sup> Ein Spezifikum der exilkubanischen Situation in den USA ist das lange Warten auf den Wandel: Da die erste Exilgeneration mit einem frühzeitigen Umsturz des Fidelismus rechnet, vermeidet sie es zunächst, in den Vereinigten Staaten allzu heimisch zu werden und hält fast krampfhaft an kubanischen Gewohnheiten fest. Daraus entsteht ein Dauerprovisorium, das Miami zu einer kubanischen Enklave und ahistorischen Havanna-Kopie werden lässt.<sup>471</sup> Die Hoffnung auf eine Rückkehr und zugleich Unmöglichkeit derselben bestimmen das Leben der Menschen.

• Werden diese Lebensumstände in den Texten thematisiert – und wenn ja, wie? Tatsächlich lassen die analysierten Texte auffällige Gemeinsamkeiten erkennen, die auf die biographischen Lebenserfahrungen zurückgeführt werden können. Die intensive Befassung mit Kuba und den Motivkreisen Flucht und Exil mag wenig überraschend sein. Nicht unbedingt nahe liegend ist hingegen die große Rolle, die der Identitätsfindung und Selbstwahrnehmung in den Erzähltexten zufällt. Dieser Fokus lässt sich allerdings mittelbar ebenfalls aus der Exilthematik ableiten – dies zu zeigen, war die Intention des Baustein-Modells des Exilbewusstseins. Die Romane kreisen um die Frage: Was ist die Wahrheit? „Indeed, truth and loss are touchstones of many diasporic narratives, and are at the core of much of U.S. Latino literature thus far“, stellt Licia Fiol-Matta<sup>472</sup> richtigerweise fest.

Betrachtet man die Texte der exilkubanischen Autorinnen und Autoren der „Generation eineinhalb“, so kann man die in Kapitel 3.1 erwähnten Fragen, die Wolfgang Binder 1987 hinsichtlich der künftigen Exilliteratur in den USA

---

<sup>470</sup> Vgl. Liz Sonneborn: *The Cuban Americans*, S. 37.

<sup>471</sup> Vgl. Liz Sonneborn: *The Cuban Americans*, S. 37.

<sup>472</sup> Licia Fiol-Matta: *Achy Obejas (1956-)*. In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers Bd. 2*. New York: Thomson Gale 2004, S. 699-715. Hier: S. 699.

aufgeworfen hatte,<sup>473</sup> rückblickend beantworten. In der Tat ist Englisch für die jüngere Generation kubanischstämmiger Autorinnen und Autoren zur Literatursprache geworden. Die von Binder vermutete thematische Verschiebung – weg von Exilthemen hin zur reinen Ethno- oder Minderheitenliteratur – fand allerdings noch nicht statt.

Trotz des Sprachwechsels gibt es weiterhin eine (nun nicht mehr kubanische, sondern kubanoamerikanische) Exilliteratur, die sich jedoch durch eine vielschichtigere und reflektiertere Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auszeichnet. Wenn die bikulturell und zweisprachig aufgewachsenen Schriftsteller und Schriftstellerinnen zurückblicken, so nicht, um historische Ungerechtigkeit aufzuarbeiten oder Verluste zu beklagen, sondern um die Persönlichkeitsanteile der beiden Kulturkreise auszutarieren. In allen Texten spielen ambivalente Werthaltungen, Perspektivverschiebungen, Mehrdeutigkeiten und ein Changieren zwischen mehreren Bezugspolen eine Rolle.

- Welche Rückschlüsse lassen sich aus der Analyse für die weitere Entwicklung dieser literarischen Tradition ziehen?

Innerhalb der recht homogenen Gruppe ragen zwei Autorinnen heraus, die erahnen lassen, welche weitere Richtung die Literatur der Cuban-Americans im 21. Jahrhundert einschlagen könnte. Bei Ana Menéndez als einer Autorin der zweiten Generation überrascht, dass Themen wie Identität, Hybridität, Konflikt der Kulturen weiterhin dominieren. Das deutet darauf hin, dass auch mit den nächsten Generationen kubanische Themen nicht obsolet sein dürften.

Bei Achy Obejas, einer „echten“ Autorin der Generation eineinhalb, hingegen fällt auf, dass der Themenkreis über Fragen der kubanoamerikanischen Identität hinausreicht und ins soziale Umfeld ausgreift. Sie entfernt sich merklich von der Exillastigkeit und nähert sich einer Spielart von Ethnoliteratur, in der Identität nicht allein von der geographischen Herkunft abhängt, sondern zugleich Genderrollen, sexuelle, politische und religiöse Orientierung oder Abgrenzung zu anderen Ethnien umfasst.

---

<sup>473</sup> Binder, Wolfgang: Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York, S. 209–235. [Zugleich: Lateinamerika Studien 23]

Maria Cristina García traut den Cuban Americans – und insbesondere jenen der zweiten Generation – zu, die beiden unterschiedlichen Kulturen zu versöhnen: „They do not share the exile generation’s obsession with Cuba; rather, their energies are invested in the hybrid borderland society that produced them.“<sup>474</sup>

Politisch zeichnet sich eine Annäherung zwischen den USA und Kuba zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ab; ebensowenig lässt Raúl Castro signifikante Tendenzen einer ideologischen Lockerung oder Öffnung erkennen. Dennoch muss man sich die Frage stellen, wie sich ein politischer Wandel auf Kuba – ob schleichend oder auf dem Wege eines Umsturzes – auf die Kubanoamerikaner in den Vereinigten Staaten auswirken würde. Dass eine große Rückkehrwelle nach Kuba einsetzen würde, ist nahezu ausgeschlossen – mittlerweile sind aus den „Kindern des Exils“ der ersten Generationen bereits selbst vielfach Großeltern geworden. Wahrscheinlicher ist, dass die Öffnung der Insel vielen Miami-Kubanern verdeutlichen würde, wie sehr sie fast 50 Jahre Flucht vor Castro bereits zu Amerikanern gemacht haben.

---

<sup>474</sup> Maria Cristina García: Havana USA, S. 212.

## Quellenverzeichnis

### Primärliteratur

Arenas, Reinaldo: Bevor es Nacht wird. Ein Leben in Havanna. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2002.

Chaviano, Daína: Havanna Blues. München: Lichtenberg Verlag 1999.

Eire, Carlos: Waiting for Snow in Havana. Confessions of a Cuban Boy. New York, London, Toronto [u.a.]: Free Press 2004.

Eire, Carlos: Warten auf Schnee in Havanna. Bekenntnisse eines kubanischen Jungen. München: Heyne 2004.

Fernández, Roberto G.: Raining Backwards. Houston: Arte Público Press 1997.

García, Cristina: Dreaming in Cuban. New York: Random House 2004.

García, Cristina: The Agüero Sisters. New York: Random House 1998.

Guillén, Nicolás: Obra poética. La Habana: Editorial Letras Cubanas 1995.

Lamazares, Ivonne: The Sugar Island. Boston, New York: Houghton Mifflin 2000.

Lamazares, Ivonne: Storm Captains. In: Michigan quarterly review Bd. 35, (1996), Nr. 3, S. 448-453.

Lamazares, Ivonne: Cousin Sarita. In: Hospital, Carolina und Cantera, Jorge (Hrsg.): A Century of Cuban Writers in Florida. Selected Prose and Poetry. Sarasota: Pineapple Press 1996, S. 220-224.

Menéndez, Ana: In Cuba I was a German Shepherd. New York: Grove Press 2001.

Menéndez, Ana: Loving Che. New York: Grove Press 2003.

Obejas, Achy: Memory Mambo. Pittsburgh, San Francisco: Cleis Press 1996.

Ojito, Mirta: *Finding Mañana. A Memoir of a Cuban Exodus*. New York: The Penguin Press 2005.

Pérez Firmat, Gustavo: *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming-of-Age in America*. Houston: Arte Público Press 2005.

Pérez Firmat, Gustavo: *El año que viene estamos en Cuba*. Houston: Arte Público Press 1997.

Pérez Firmat, Gustavo: *Anything but Love*. Houston: Arte Público Press 2000.

Shakespeare, William: *The Tempest*. Surrey: Thomas Nelson and Sons Ltd. 1999. (The Arden Shakespeare, Hrsg. von Virginia Mason Vaughan und Alden T. Vaughan)

Suárez, Virgil: *Spared Angola. Memories from a Cuban-American Childhood*. Houston: Arte Público Press 1997.

### **Sekundärliteratur**

Aciman, André (Hrsg.): *Letters of Transit. Reflections on Exile, Identity, Language, and Loss*. New York: The New Press 1999.

Aira, César: *Diccionario de Autores Latinoamericanos*. Buenos Aires: Emecé/Ada Korn 2001.

Alonso Gallo, Laura P. und Murrieta, Fabio (Hrsg.): *Guayaba Sweet. Literatura Cubana en Estados Unidos*. Cádiz: Editorial Aduana Vieja 2004.

Álvarez Borland, Isabel: *Las raíces al desnudo: narradores cubanos en los Estados Unidos*. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 37-50.

Álvarez Borland, Isabel: *Cuban-American literature of exile: from person to persona*. Charlottesville, London: University Press of Virginia 1998.

Álvarez Borland, Isabel: Gustavo Pérez Firmat (1949-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004, S. 717-736.

Álvarez Borland, Isabel: Displacements and Autobiography in Cuban-American Fiction. In: World Literature Today Bd. 68 (1994), S. 43-48.

Anderson, Linda: Autobiography. London, New York: Routledge 2001

Apter, Emily: Comparative Exile. Competing Margins in the History of Comparative Literature. In: Charles Bernheimer (Hrsg.): Comparative Literature in the Age of Multiculturalism. Baltimore, London: Johns Hopkins University Press 1995, S. 86-96.

Araújo, Nara: Zonas de contacto: narrativa femenina de la diáspora cubana. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): Guayaba Sweet, S. 73-91.

Araújo, Nara: I Came All the Way from Cuba So I Could Speak Like This? Cuban and Cubanamerican Literatures in the US. In: Ashok Bery, Patricia Murray (Hrsg.): Comparing Postcolonial Literatures: Dislocations. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 93-103.

Ashcroft, Bill und Ahluwalia, Pal: Edward Said. London, New York: Routledge 2001.

Bachtin, Michail M.: Das Wort im Roman. In: M.M.B.: Die Ästhetik des Wortes. Frankfurt: edition suhrkamp 1993, S. 154-300.

Bachtin, Michail M.: Typen des Prosaworts. In: M.M.B.: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. Frankfurt: Fischer 1996, S. 107-131.

Baker, John F.: A Cuban Exile at Yale. In: Publishers Weekly. Bd. 247 (13. November 2000), Nr. 46, S. 16.

Baker, John F.: King, FSG are big NBA winners: Hazzard, Eire, Williams, Horvath tabbed. In: Publishers Weekly. Bd. 250 (24. November 2003), Nr. 47, S. 5.

Balibar, Etienne: Die Nation-Form: Geschichte und Ideologie. In: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein (Hrsg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin: Argument 1992, S. 107-130.

Barloewen, Constantin von: Kulturgeschichte und Modernität Lateinamerikas. Technologie und Kultur im andinischen Raum. München: Matthes & Seitz 1992.

Barthes, Roland: Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.

Bell-Villada, Gene H.: Paradise Lost: Waiting for Snow in Havana (Rezension). In: Commonweal. Bd. 130 (6. Juni 2003), Nr. 11, S. 26 (Abruf via Literature Online 1996-2007, URL: <http://lion.chadwyck.co.uk>. (8. August 2007)).

Bellini, Giuseppe: Nueva historia de la literatura hispanoamericana. Madrid: Editorial Castalia 1997.

Benjamin, Walter: Kleine Geschichte der Photographie. In: W. B.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 47-64.

Benson, Mary Margaret: The Sugar Island (Rezension). In: Library Journal. Bd. 125 (August 2000) Nr. 13, S. 158 (Abruf via Literature Resource Center).

Bhabha, Homi: The Location of Culture. London, New York: Routledge Classics 2004.

Binder, Wolfgang: Haß, Nostalgie, Satire in Miami und New York: Exilkubaner und ihre Prosaliteratur in den USA (1960-1985). In: Titus Heydenreich (Hrsg.): Kuba. Geschichte – Wirtschaft – Kultur. München: Wilhelm Fink Verlag 1987, S. 209-235. [Zugleich: Lateinamerika Studien 23]

Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005. (Online-Quelle unter <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>).

Bowker's Global Books in Print 2008, Online-Datenbank (18. Oktober 2008).

Brown, Jeffrey: Interview mit Carlos Eire (Pbs Online News Hour, 25. November 2003). URL: [http://www.pbs.org/newshour/bb/entertainment/july-dec03/eire\\_11-25.html](http://www.pbs.org/newshour/bb/entertainment/july-dec03/eire_11-25.html) (24. Oktober 2006).

Brown, Scott Shibuya: A Conversation with Cristina García. Appendix zu: Cristina García: *Dreaming in Cuban*. New York: Ballantine Books 2004, S. 249-256.

Burunat, Silvia: A comparative study of contemporary Cuban American and Cuban literature. In: *International Journal of the sociology of language*. Bd. 84 (1990), S. 101-123.

Calvo Peña, Beatriz: Entre la memoria y el deseo: Daína Chaviano y la creación de *puentes de encuentro* cubanos. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 331-349.

Caminero-Santangelo, Marta: Contesting the Boundaries of exile Latino/a Literature. In: *World Literature Today*. Bd. 74 (Sommer 2000), Nr. 3, S. 507-516.

Caminero-Santangelo, Marta: "García, Cristina". In: *The Literary Encyclopedia* (online), URL: <http://www.litencyc.com/php/speople.php?rec=true&UID=5910> (Eintrag datiert vom 5. Mai 2006).

Caminero-Santangelo, Marta: "Obejas, Achy". In: *The Literary Encyclopedia* (online), URL: <http://www.litencyc.com/php/speople.php?rec=true&UID=6010> (Eintrag datiert vom 14. November 2005).

Castells, Ricardo: Pérez el pícaro: *El año que viene estamos en Cuba* y la evolución de la comunidad cubana en los Estados Unidos. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 93-112.

Capanelli, Daniele: Aspectos de una realidad generalmente descuidada: El exilio cubano. In: Titus Heydenreich (Hrsg.): *Kuba. Geschichte – Wirtschaft – Kultur*. München: Wilhelm Fink Verlag 1987, S. 183-196.

Cerutti Guldberg, Horacio u.a. (Hrsg.): *Diccionario de Filosofía Latinoamericana*. Biblioteca Virtual Latinoamericana (online). URL: <http://www.ccydel.unam.mx/pensamientoycultura/Biblioteca%20Virtual/Diccionario/index2.htm> (3. August 2007)

Cheuse, Alan: Ana Menéndez's debut novel, 'Loving Che' (Online-Niederschrift einer Hörfunk-Rezension). In: All Things Considered (datiert vom 23. Februar 2004). URL: <http://www.npr.org> (29. Oktober 2008).

Cohen, Robin (Hrsg.): Theories of Migration. Cheltenham, Brookfield: Edward Elgar Publishing 1996.

Conroy, Tom: Waiting for Snow in Havana by Carlos Eire (Rezension). In: People Weekly. Bd. 59 (10. März 2003), Nr. 9, Seite 45-47 (Abruf via Biography Resource Center).

Contemporary Authors Online. Detroit: Gale 2006 (Abruf über Biography Resource Center. Farmington Hills: Thomson Gale 2005, URL: <http://galenet.galegroup.com/servlet/BioRC>)

Cox, Annabel: Achy Obejas' *Sugarcane* and Cuban-American Bilingual language. In: Stroińska, Magda und Cecchetto, Vittorina (Hrsg.): Exile, language and identity. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, S. 125-138.

Davis, Rocío G.: Back to the Future: Mothers, Languages, and Homes in Cristina García's *Dreaming in Cuban*. In: World Literature Today. Bd. 74 (2000) Nr. 1, S. 60-68.

Dick, Bruce Allen: A Conversation with Gustavo Pérez Firmat. In: Michigan Quarterly Review. Bd. 40 (Herbst 2001), Nr. 4, S. 682-692. Hier: S. 686.

Doloughan, Fiona J.: Translating the Self: Ariel Dorfman's Bilingual Journey. In: Language and Intercultural Communication. Bd. 2 (2002), Nr. 2, S. 147-152. (Auch online: <http://www.multilingual-matters.net/laic/002/0147/laic0020147.pdf>)

Dorfman, Ariel: Kurs nach Süden, Blick nach Norden. München [u.a.]: Europa-Verlag 1999.

Eder, Richard: Baying at a Havana Moon (Rezension von *In Cuba I Was a German Shepherd*), In: The New York Times on the web (datiert 24. Juni 2001), URL: <http://www.nytimes.com/books/01/06/24/reviews/010624.24ederlt.html> (28. September 2008).

Eire, Carlos: Online-Interview von Barnes&Noble.com („Meet the Writer“): URL: <http://search.barnesandnoble.com/Waiting-for-Snow-in-Havana/Carlos-Eire/e/9780743246415> (24. Oktober 2008).

Erikson, Erik H.: Identität und Entwurzelung in unserer Zeit. In: E. H. E.: Einsicht und Verantwortung. Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1966, S. 74-98.

Espín, Oliva M.: Roots Uprooted: Autobiographical Reflections on the Psychological Experience of Migration. In: Fernando Alegría, Jorge Ruffinelli (Hrsg.): Paradise Lost or Gained? The Literature of Hispanic Exile. Houston: Arte Público Press 1990, S. 151-163.

Ette, Ottmar: „Partidos en dos“: zum Verhältnis zwischen insel- und exilkubanischer Literatur. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte. Jg. 13 (1989), S. 440-453.

Ette, Ottmar: Eine Literatur ohne festen Wohnsitz. Fiktionen und Friktionen der kubanischen Literatur im 20. Jahrhundert. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte. Jg. 28 (2004), S. 457-481.

Fernández Retamar, Roberto: Caliban: Notes Toward a Discussion of Culture in Our America. In: Pamela Maria Smorkaloff (Hrsg.): If I Could Write This in Fire. An Anthology of Literature from the Carribean. New York: The New Press 1994, S. 325-354.

Fernández Retamar, Roberto: Kaliban – Kannibale. Essays zur Kultur Lateinamerikas. München, Zürich: Piper 1988.

Fiol-Matta, Licia: Achy Obejas (1956-). In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004, S. 699-715.

Foltz, Anne: In Cuba I Was a German Shepherd (Rezension). In: Review of Contemporary Fiction. Bd. 21 (2001), Nr. 3, S. 214 (Abruf via Literature Online).

Fornet, Ambrosio: The Cuban Literary Diaspora and ist Contexts: A Glossary. In: boundary 2. Bd. 29 (2002), Nr. 3, S. 91-103.

Funderberg, Lise: The Agüero Sisters (Rezension, datiert 12. Mai 1997) URL: <http://www.salon.com/may97/sneaks/sneak970512.html> (16. April 2007).

Gabbert, Karin; Wolfgang Gabbert; Hoffmann, Bert u.a. (Hrsg.): Migrationen. Bad Honnef: Horlemann 1999. [Lateinamerika. Analysen und Berichte, Bd. 23].

Gee, Sue: The Country of Writing. In: Roger Whitehouse (Hrsg.): Literary Expressions of Exile: A Collection of Essays. Lewiston, Queenston, Lampeter: Edwin Mellen Press 2000, S. 9-29. [Zugleich: Studies in Comparative Literature, Bd. 41]

Gewecke, Frauke: Kubanische Literatur der Diaspora (1960–2000). In: Ottmar Ette, Martin Franzbach (Hrsg.): Kuba heute: Politik, Wirtschaft, Kultur. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2001, S. 551-616.

Gil, Lourdes: Cuban Writing in the United States. In: Verity Smith (Hrsg.): Concise Encyclopedia of Latin American Literature. London, Chicago: Fitzroy Dearborn Publishers 2000, S. 176-179.

Goldman, Ilene: A chronicle of hyphen-land (Rezension). In: Studies in Latin American Popular Culture Bd. 15 (1996), S. 311-317.

Goldsmith, Francisca: Lamazares, Ivonne. The sugar island (Rezension). In: Kliatt Bd. 36 (März 2002), Nr. 2, S. 17 (Abruf via Literature Resource Center).

Hamann, Christof: Mangelhafte Pädagogik. Stimmen der Erinnerung in Cristina Garcías *Dreaming in Cuban*. In: Christof Hamann, Cornelia Sieber (Hrsg.): Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur. Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2002, S. 253-266.

Harper, Jorjet: Dancing to a Different Beat: An Interview with Achy Obejas. URL: [www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy](http://www.jorjet.com/jorjetnet/interviews/achy) (11. Juni 2005) [Zugleich: Lambda Book Report: A Review of Contemporary Gay and Lesbian Literature, Nr. 5/3 (1996)].

Hart-Gonzalez, Lucinda und Feingold, Marcia: Retention of Spanish in the home. In: International Journal of the sociology of language. Bd. 84 (1990), S. 5-34 [Bandtitel: Spanish in the USA: New Quandaries and Prospects].

Henning, Doris: Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität. In: Ottmar Ette, Martin Franzbach (Hrsg.): Kuba heute: Politik, Wirtschaft, Kultur. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2001, S. 617-652.

Herzog, Margarethe: Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003 [Zugleich: Kerstin Störl, Germán de Granda (Hrsg.): Sprachen, Gesellschaften und Kulturen in Lateinamerika, Band 4].

Hospital, Carolina und Cantera, Jorge (Hrsg.): A Century of Cuban Writers in Florida. Selected Prose and Poetry. Sarasota: Pineapple Press 1996.

Huntley, Kristine: Eire, Carlos. Waiting for Snow in Havana: Confessions of a Cuban Boy (Rezension). In: Booklist. Bd. 99 (15. Februar 2003), Nr. 12, Seite 1034 (Abruf via Biography Resource Center).

Irizarry, Ylce: An interview with Cristina García. In: Contemporary Literature, Bd. 48 (2007), Nr. 2, S. 174-194.

Iyer, Pico: This earthy Island (Rezension). In: Time Magazine (12. März 1997) URL: [www.time.com/time/magazine/printout/0,8816,986334,00.html](http://www.time.com/time/magazine/printout/0,8816,986334,00.html) (8. Oktober 2006)

Izquierdo Pedroso, Lázara: Zwei Seiten Kubas – Identität und Exil. Ein literaturkritischer Beitrag. Stuttgart: Schmetterling Verlag 2002.

Johannessen, Lene: The lonely figure: memory of exile in Ana Menéndez's *In Cuba I Was a German Shepherd*. In: Journals of Postcolonial Writing. Bd. 41 (2005), Nr. 1, S. 54-68 (Abruf via Ebsco Publishing).

Kakutani, Michiko: Books of the Times; Lust, and Other Revolutionary Sensations (Rezension von *Loving Che*). In: The New York Times (datiert 24. Februar 2004), URL: <http://www.nytimes.com> (9. Oktober 2008).

Kandiyoti, Dalia: Consuming Nostalgia: Nostalgia and the Marketplace in Cristina García and Ana Menéndez. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States, Bd. 31 (2006), Nr. 1, S. 81-99.

Kanellos, Nicolás (Hrsg.): Biographical dictionary of Hispanic literature in the United States; the literature of Puerto Ricans, Cuban Americans, and other Hispanic writers. New York, Westport, London: Greenwood Press 1989.

Killy, Walther (Hrsg.): Literaturlexikon. Berlin: Directmedia 1999, CD-Rom (Digitale Bibliothek Band 9)

Kliems, Alfrun: Migration – Exil – Postkolonialismus? Reflexionen zu Kanonisierung und Kategorisierung von Literatur. In: Klaus Schenk, Almut Todorow, Milan Tvrđík (Hrsg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen, Basel: Francke Verlag 2004, S. 287-300.

Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.

Lehmann, Jürgen: Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1988.

Leonard, Suzanne: Dreaming as Cultural Work in Donald Duk and Dreaming in Cuban. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 29 (2004), Heft 2, S. 181-203.

Lopez, Iraida H.: Guillermo Cabrera Infante/Cuban-American Literature of Exile/Cuban Writers on and off the Island (Rezensionen). In: Hispanic Review. Bd. 70 (2002), Nr. 4, S. 660-664.

Lopez, Ruth: Sleepless in Miami (Rezension von *Loving Che*). In: The New York Times (datiert 8. Februar 2004), URL: <http://www.nytimes.com> (9. Oktober 2008).

Lukacs, Georg: Die Theorie des Romans. Berlin [u.a.]: Luchterhand 1963.

Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973.

McClennen, Sophia A.: The Dialectics of Exile: Nation, Time, Language, and Space in Hispanic Literatures. West Lafayette: Purdue University Press 2004.

Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1968.

Menéndez, Ana: [Ohne Titel.] Interview mit [bookreporter.com](http://bookreporter.com). URL: [www.bookreporter.com/authors/au-menendez-ana.asp](http://www.bookreporter.com/authors/au-menendez-ana.asp) (25. April 2005).

Montes-Huidobro, Matías: Cuba. In: David William Foster (Hrsg.): Handbook of Latin American literature. New York, London: Garland Publishing 1992, S. 227-269.

Mujcinovic, Fatima: Multiple Articulations of Exile in US Latina Literature: Confronting Exilic Absence and Trauma. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 28 (2003), Heft 4, S. 167-186.

Mulligan, Therese und Wooters, David (Hrsg.): Geschichte der Photographie 1839 bis heute. Köln, London, Madrid (u.a.): Taschen 2000.

Murphy, Patrick M. (Hrsg.): The Tempest – Critical Essays. New York, London: Routledge 2001.

Navarro, Mireya: Recapturing a Childhood In a Prerevolutionary Eden (Rezension von *Waiting for Snow in Havana*). In: The New York Times (24. November 2003), URL: <http://www.nytimes.com> (9. Oktober 2008).

Nickisch, Reinhard M.G.: Der Brief und andere Textsorten im Grenzbereich der Literatur. In: Heinz Ludwig Arnold, Heinrich Detering (Hrsg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997, S. 357-364.

Obejas, Achy: Writing & responsibility. In: Discourse. Bd. 21 (Herbst 1999), Nr. 3, S. 42-48 (Abruf via Literature Online).

Payant, Katherine B.: From Alienation to Reconciliation in the Novels of Cristina García. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 26 (2001), Heft 3, S. 163-182.

Pascual, Nieves: Dos bocados de cardenal: Cristina García y Ana Menéndez. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): Guayaba Sweet, S. 153-167.

Pérez Firmat, Gustavo: The Cuban condition: translation and identity in modern Cuban literature. Cambridge, New York (u.a.): Cambridge University Press 1989.

Pérez Firmat, Gustavo: *Life on the Hyphen. The Cuban-American Way*. Austin: University of Texas Press 1996.

Pérez Firmat, Gustavo: *Afterlife of the Hyphen*. In: *Literature & Arts of the Americas*. Bd. 36 (2003), Nr. 2, S. 78-79 (Abruf via Literature Online).

Pérez Firmat, Gustavo: *On bilingualism & its discontents*. In: *Daedalus*. Bd. 134 (2005), Nr. 3, S. 89-94 (Abruf via Literature Online).

Pérez Firmat, Gustavo: *Riddles of the Sphincter: Another Look at the Cuban Choteo*. In: *Diacritics*. Bd. 14 (1984), Nr. 4, S. 67-77 (Abruf via Literature Online).

Petersen, Jürgen H.: *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993.

Poey, Delia und Suárez, Virgil (Hrsg.): *Little Havana Blues. A Cuban-American Literature anthology*. Houston: Arte Público Press 1996.

Prechtel, Peter und Franz-Peter Burkard (Hrsg.): *Metzler-Philosophie-Lexikon: Begriffe und Definitionen*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1996.

Rivero, Eliana S.: *(Re)Writing Sugarcane Memories: Cuban Americans and Literature*. In: Fernando Alegría, Jorge Ruffinelli (Hrsg.): *Paradise Lost or Gained? The Literature of Hispanic Exile*. Houston: Arte Público Press 1990, S. 164-182.

Rivero, Eliana: *La literatura cubanoamericana: Cristina García y su trilogía novelesca*. In: Laura P. Alonso Gallo, Fabio Murrieta (Hrsg.): *Guayaba Sweet*, S. 133-151.

Rivero, Eliana: *Cristina García (1958 -)*. In: Alan West-Durán (Hrsg.): *Latino and Latina Writers* Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004, S. 635-651.

Rama, Angel (Hrsg.): *Der lange Kampf Lateinamerikas. Texte und Dokumente von José Martí bis Salvador Allende*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.

Rodó, José Enrique: *Ariel*. Cambridge: University Press 1967.

Rosell, Sara: Mediadoras: La narrativa de Cristina García y Achy Obejas. URL: <http://fuentes.csh.udg.mx/CUCSH/argos/15jul-sept00/15erosell.htm> (5. November 2005).

Rössner, Michael (Hrsg.): Lateinamerikanische Literaturgeschichte. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995.

Rushdie, Salman: Heimatländer der Phantasie. Essays und Kritiken 1981-1991. München: Kindler 1992.

Russinovich Solé, Yolanda: Bilingualism: stable or transitional? The case of Spanish in the United States. In: International Journal of the sociology of language Bd. 84 (1990), S. 35-80.

Said, Edward W.: Reflections on Exile and Other Essays. Cambridge: Harvard University Press 2000.

Schwarzwald, Doris: Lateinamerikanische Literatur im Lichte der Transkulturation. In: Trans, Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 14 (2002). URL: <http://www.inst.at/trans/14Nr/schwarzwald14.htm> (6. August 2006).

Schweikle, Günther und Irmgard (Hrsg.): Metzler-Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen. Stuttgart: Metzler 1990.

Scott, Nina M.: The politics of language: Latina writers in United States literature and curricula. In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States. Bd. 19 (1994), Heft 1, S. 57-71.

Scott, Whitney: We Came All the Way from Cuba so You Could Dress Like This? (Rezension). In: Booklist. Bd. 91 (15. Oktober 1994) Nr. 4, S. 394 (Abruf via Biography Resource Center).

Seaman, Donna: The Sugar Island (Rezension). In: Booklist. Bd. 96 (August 2000), Nr. 22, S. 2113 (Abruf via Biography Resource Center).

Seaman, Donna: Memory Mambo (Rezension). In: Booklist. Bd. 93 (September 1996), Nr. 1, S. 63 (Abruf via Biography Resource Center).

Seaman, Donna: The Booklist Interview: Achy Obejas. In: Booklist. (Juni 2001), S. 1816 (Abruf via Biography Resource Center).

Seyhan, Azade: Writing Outside the Nation. Princeton, Oxford: Princeton University Press 2001.

Shapiro, Greg: Dateline Emerald City. Interview mit Achy Obejas. In: Lambda Book Report. Bd. 10 (2001), Nr. 2, S. 10ff. (Abruf via Literature Resource Center).

Shirley, Paula W.: Life on the Hypen: The Cuban-American Way (Rezension). In: MELUS, the journal of the Society for the Study of the Multi-Ethnic Literature of the United States, Bd. 23 (1998), Nr. 1, S. 182-184.

Siemens, William L.: Gustavo Pérez Firmat. My Own Private Cuba (Rezension). In: World Literature Today. Bd. 74 (2000), Nr. 3, S. 681.

Smith, Dinitia: Writer's Workshops Thrive on Dreams of Fame. In: The New York Times (datiert 7. August 1997), URL: <http://www.nytimes.com> (9. Oktober 2008).

Smyth, Gerry: The Politics of Hybridity: Some Problems with Crossing the Border. In: Ashok Bery und Patricia Murray (Hrsg.): Comparing Postcolonial Literatures. Dislocations. Hampshire, New York: Palgrave 2000, S. 43-55.

Socolovsky, Maya: Cuba Interrupted: The Loss of Center and Story in Ana Menéndez's Collection *In Cuba I Was a German Shepherd*. In: Critique. Bd. 46 (2005), Nr. 3, S. 235-251.

Sontag, Susan: Über Fotografie. Frankfurt am Main: Fischer 1997.

Stavans, Ilan: Gustavo Pérez Firmat. Cincuenta lecciones de exilio y desexilio (Rezension). In: World Literature Today. Bd. 74 (2000), Nr. 3, S. 681.

Stavans, Ilan: Spanglish – Tickling the tongue. In: World Literature Today. Bd. 74 (Sommer 2000), Nr. 3, S. 555-558 (Abruf via Literature Online).

Steinberg, Sybil S.: The Sugar Island (Rezension). In: Publishers Weekly. Bd. 247 (2000), Nr. 29, S. 173 (Abruf via Literature Resource Center).

Stevenson, Pascha A.: Dreaming in Color: Race and the Spectacular in *The Agüero Sisters* and *Praisesong for the Widow*. In: *Frontiers, a Journal of Women Studies*. Bd. 28 (2007), Nr. 3, S. 141-159.

St. John, Janet: Next Year in Cuba: A Cubano's Coming-of-Age in America (Rezension). In: *Booklist*. Bd. 92 (15. September 1995), Nr. 2, S. 129.

Strelka, Joseph P.: Exil und Pseudoexil: ein modisches Phänomen. In: Joseph P. Strelka: *Exil, Gegenexil und Pseudoexil in der Literatur*. Tübingen, Basel: Francke Verlag 2003, S. 157-168.

Strelka, Joseph P.: *Exilliteratur. Grundprobleme der Theorie, Aspekte der Geschichte und Kritik*. Bern, Frankfurt, New York: Peter Lang 1983.

Stroińska, Magda und Cecchetto, Vittorina (Hrsg.): *Exile, language and identity*. Frankfurt am Main: Peter Lang 2003.

Torres-Saillant, Silvio: The Latino Autobiography. In: West-Durán, Alan (Hrsg.): *Latino and Latina Writers* Bd. 1. New York: Thomson Gale 2004 (Scribner writers series), S. 61-79.

Vaughan, Alden T. und Virginia Mason: *Shakespeare's Caliban. A Cultural History*. New York: Cambridge University Press 1991.

Wallerstein, Immanuel: Die Konstruktion von Völkern: Rassismus, Nationalismus, Ethnizität. In: Etienne Balibar, Immanuel Wallerstein (Hrsg.): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin: Argument 1992, S. 87-106.

Weinzierl, Erika: Gesellschaftliche Perspektiven der Exilforschung. In: Sandra Wiesinger-Stock, Erika Weinzierl, Konstantin Kaiser (Hrsg.): *Vom Weggehen. Zum Exil von Kunst und Wissenschaft*. Wien: Mandelbaum Verlag 2006, S. 30-33. Hier: S. 30..

West-Durán, Alan (Hrsg.): *Latino and Latina Writers* Bd. 1 und Bd. 2. New York: Thomson Gale 2004 (Scribner writers series).

West-Durán, Alan: Crossing Borders, Creative Disorders: Latino Identities and Writing. In: Alan West-Durán (Hrsg.): Latino and Latina Writers Bd. 1. New York: Thomson Gale 2004, S. 21-40.

Whitfield, Esther: Umbilical chords: In Cuba I was a German Shepherd by Ana Menéndez (Rezension). In: The Women's Review of Books. Bd. 18 (Juli 2001), Nr. 10-11, S. 31-32.

[n.n.]: Carlos Eire is this year's recipient of the National Book Award for nonfiction. (Rezension) In: National Review. Bd. 55 (2003), Nr. 24, S. 14 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: „Cristina García“. In: Contemporary Novelists. St. James Press 2001 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: „Cristina García“. In: Newsmakers 1997, Nr. 4. (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: „Cristina García“. (Lexikoneintrag) In: Notable Hispanic American Women, Bd. 2. Gale Research 1998 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: A Conversation with Cristina García. Appendix zu: García, Cristina: The Agüero Sisters. New York: Random House 1998, S. 305-310.

[n.n.]: Loving Che. Ana Menéndez (Rezension). In: Publishers Weekly (27. Oktober 2003), S. 42 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: Memory Mambo (Rezension). In: Publishers Weekly. Bd. 243 (8. Juli 1996) Nr. 28, S. 79 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: Menéndez, Ana: Loving Che (Rezension). In: Kirkus Reviews (1. Oktober 2003), S. 1195 (Abruf via Biography Resource Center)..

[n.n.]: The Sugar Island (Forecast). In: Publishers Weekly (17. July 2000), S. 173 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: Waiting for Show [sic!] in Havana: Confessions of a Cuban Boy. (Rezension und Forecast). In: Publishers Weekly. Bd. 249 (2002), Nr. 51, S. 54 (Abruf via Biography Resource Center).

[n.n.]: Life on the Hypen: The Cuban-American Way (Rezension). In: Publishers Weekly. Bd. 241 (1994), Nr. 28, S. 73 (Abruf via Biography Resource Center).

### **Quellen zur Zeit- und Sozialgeschichte**

Albright, Madeleine: Die Autobiographie. München: C. Bertelsmann Verlag 2003.

Antón, Alex und Hernández, Roger E.: Cubans in America. A Vibrant History of a People in Exile. New York: Kensington Books 2002.

Calvo Ospina, Hernando; Declerq, Katlijn: Originalton Miami. Die USA, Kuba und die Menschenrechte. Köln: PapyRossa 2001.

Díaz, Jesus: Sozialismus oder Tod. In: *Der Spiegel*, 14. Juni 1993 (Online-Archiv).

García, María Cristina: Havana USA: Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida, 1959 – 1994. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1996.

Hugh, Thomas: Castros Cuba. Berlin: Siedler 1984.

Human Rights Watch: World Report 2008. New York, Washington (u.a.): Human Rights Watch 2008. URL: [http://hrw.org/wr2k8/pdfs/wr2k8\\_web.pdf](http://hrw.org/wr2k8/pdfs/wr2k8_web.pdf) (20. Oktober 2008).

Human Rights Watch: World Report 2006. New York, Washington (u.a.): Seven Stories Press 2006. URL: <http://hrw.org/wr2k6/wr2006.pdf> (10. August 2006).

Jensen, Leif: The Demographic Diversity of Immigrants. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 21-56.

Koenig, Caroline: Vota Kerry! In: *Die Zeit*, Nr. 45 (2004, Online-Archiv).

Lang, Miriam (Hrsg.): Salsa Cubana – Tanz der Geschlechter. Emanzipation und Alltag auf Kuba. Hamburg: KKV konkret 2004.

Monreal, Pedro: Migration und Überweisungen: Anmerkungen zum Fall Kuba. In: Karin Gabbert, Wolfgang Gabbert, Bert Hoffmann u.a. (Hrsg.): Migrationen. Bad Honnef: Horlemann 1999, S. 73-96.

Neubauer, Jürgen und de Villa, José: Máximo Líder Fidel Castro. Eine Biographie. Berlin: Econ 2006.

Neue Chronik des 20. Jahrhunderts. München: Bertelsmann Lexikon Verlag 2000 (CD-Rom).

Pérez, Lisandro: Growing up in Cuban Miami: Immigration, the Enclave, and New Generations. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 91-125.

Pérez jr., Louis A.: On Becoming Cuban. Identity, Nationality, and Culture. New York: Ecco Press 2001.

Reporters Without Borders: Freedom of the press worldwide. Annual Report 2008. Paris: Reporters Without Borders 2008 (datiert 13. Februar 2008). URL: [www.rsf.org/IMG/pdf/rapport\\_en-2.pdf](http://www.rsf.org/IMG/pdf/rapport_en-2.pdf) , S. 45-46 (20. Oktober 2008).

Reporter ohne Grenzen: Pressefreiheit, Bilanz und Jahresbericht 2005 (datiert 4. Januar 2006) URL: [http://rog.at/dateien/IPF\\_Day\\_2006/Internationaler\\_Jahresbericht\\_2005.pdf](http://rog.at/dateien/IPF_Day_2006/Internationaler_Jahresbericht_2005.pdf), [http://rog.at/dateien/ROG\\_Bilanz\\_2005\\_01.pdf](http://rog.at/dateien/ROG_Bilanz_2005_01.pdf) (6. August 2006).

Reporters without borders: Annual Report 2007. URL: [http://downloads.rog.at/dateien/Jahresbericht\\_2007\\_RSF\\_engl.pdf](http://downloads.rog.at/dateien/Jahresbericht_2007_RSF_engl.pdf) (4. September 2007).

Rumbaut, Rubén G. und Portes, Alejandro: Ethnogenesis: Coming of Age in Immigrant America. In: Rubén G. Rumbaut, Alejandro Portes (Hrsg.): Ethnicities. Children of Immigrants in America. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 2001, S. 1-19.

Skierka, Volker: Fidel Castro. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2004.

Sonneborn, Liz: The Cuban Americans. San Diego: Lucent Books 2002.

Zeuske, Michael: Kleine Geschichte Kubas. München: Beck 2000.

Zeuske, Michael: Insel der Extreme. Kuba im 20. Jahrhundert. Zürich: Rotpunktverlag 2004.

[n.n.]: Lemminge auf dem Floss. In: *Der Spiegel*, Nr. 35 (1994), S. 128-130.

## **Lebenslauf**

Name: Hermann Christian Sileitsch  
Geboren: 22. August 1975, Amstetten (Niederösterreich)  
Adresse: Neulerchenfelderstraße 27/20, 1160 Wien  
Nationalität: Österreich  
Religion: römisch-katholisch  
Familienstand: Lebensgemeinschaft Mag. Judith Parzer, Sohn Noah (geb. 2008)  
Eltern: Hermann Rudolf Sileitsch (geb. 1946), Schuldirektor in Ruhe  
Christiane Sileitsch (geb. 1948), med.-techn. Fachkraft in Ruhe  
Geschwister: Gerda Sileitsch (geb. 1970), Volksschullehrerin

### Ausbildung:

1981-1985: Volksschule Neustadtl an der Donau  
1985-1987: Hauptschule Neustadtl an der Donau  
1987-1993: Bundesgymnasium Amstetten, Schwerpunkt Informatik  
Juni 1993: Reifeprüfung mit ausgezeichnetem Erfolg  
Seit 1993: Studium Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Wien  
1998: Auslandssemester an der Universidad Autónoma de Madrid (Spanien)

### Beruflicher Werdegang:

1998: Lehrredaktion Tageszeitung „Die Presse“ (Wien)  
1999: Redaktionslehrgang Magazin „Format“, freie Mitarbeit „News“  
1999-2000: Redakteur „Die Barbara Karlich Show“ (ORF), Firma Talk-TV  
2001: Schlussredakteur beim Magazin „ExtraDienst“, Mucha-Verlag  
2001-2005: Redakteur, ab 2003 stellvertretender Chefredakteur bei der Fachtageszeitung „medianet“, medianet Verlag AG  
2005-2006: Zivildienst Verein **NEU**START**** (Wien), Abteilung Marketing  
2006-2008: Chefredakteur Fachtageszeitung „medianet retail“  
Seit Mai 2008: Ressortleiter Wirtschaft, Tageszeitung „Wiener Zeitung“

### **Zusammenfassung (Abstract)**

Rund um das Jahr 1990 vollzieht sich in der exilkubanischen Literatur auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten eine Wachablöse. Die erste Autorengeneration, die nach der kubanischen Revolution von 1959 ins Land gekommen war und in spanischer Sprache publiziert hatte, wird von einer „Generation eineinhalb“ abgelöst: Kubanischstämmige Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die zwar noch auf der Insel zur Welt kamen, aber bereits in jungen Jahren emigrierten und somit bereits in den USA aufwuchsen und sozialisiert wurden. Der Wechsel der Literatursprache von Spanisch zu Englisch (mit „Spanglish“-Einflüssen) ist nicht die einzige Besonderheit, die diese „Kinder des Exils“ kennzeichnet: Wie die Analyse von neun Erzähltexten zeigt, bleibt ihre Literatur thematisch zwar weiterhin exilorientiert, sie ist aber vielschichtiger als jene der Elterngeneration: Nun steht nicht mehr die Aufarbeitung historischer Ungerechtigkeit oder Abrechnung mit Fidel Castro und seiner Gefolgschaft im Vordergrund, sondern die Suche nach den Wurzeln der „cubanidad“. Die Übergangsgeneration erlebt ihr bikulturelles Dasein gleichermaßen als Bereicherung wie als Bedrohung: Das Exilbewusstsein ist für diese Altersgruppe weiterhin präsent, weil ihr eine gesicherte Grundlage der Identität fehlt. Da sie keine Erinnerungen mit Kuba verbindet, läuft sie allerdings nicht Gefahr, in nostalgische Verklärung zu verfallen. Hingegen stellt sich für sie im Dialog der Generationen eindringlich die Frage nach der historischen Wahrheit. Formal zeichnet sich die kubanoamerikanische Prosa in den USA am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts durch komplexe Erzählsituationen aus – multiperspektivisch wechselnde Erzählerstimmen, meta-narratives Framework, fragmentarische Aufzeichnungen, Brüche in der Chronologie sind eine formale Entsprechung der inhaltlichen Identitätssuche.

Die Generation eineinhalb umfasst eine sehr überschaubare Zahl von Autorinnen und Autoren – somit ist zu vermuten, dass die Besonderheiten dieser Literatur ein ephemeres Phänomen darstellen werden. Allerdings zeigt sich am Beispiel von Ana Menéndez, dass die Hauptthemen dieser „Kinder des Exils“ auch noch für die zweite Generation Relevanz besitzen. Die Texte von Achy Obejas weisen indes bereits einen Weg, der über die Fixiertheit auf Exilthemen hinaus zu einer Ethnoliteratur in einem breiteren Kontext führt.